

AUFBAU TASCHENBUCH

BORIS AKUNIN

Mord auf der
Leviathan

Fandorin ermittelt
Roman

AtV

BORIS AKUNIN ist das Pseudonym des Moskauer Philologen, Kritikers, Essayisten und Übersetzers aus dem Japanischen Grigori Tschchartischwili (geb. 1956). 1998 veröffentlichte er seine ersten Kriminalromane, die ihn in kürzester Zeit zu einem der meistgelesenen Autoren in Rußland machten. Heute schreibt er gleichzeitig an drei verschiedenen Serien und genießt in Rußland geradezu legendäre Popularität. 2001 wurde er zum Schriftsteller des Jahres gekürt. Mit »Fandorin« (2001) und »Türkisches Gambit« (2001) erlangte er auch in Deutschland bereits Kultstatus.

»Ich spiele leidenschaftlich gern. Früher habe ich Karten gespielt, dann strategische Computerspiele. Schließlich stellte sich heraus, daß Krimis schreiben noch viel spannender ist als Computerspiele. Meine ersten drei Krimis habe ich zur Entspannung geschrieben ...«

Akunin in einem Interview mit der Zeitschrift Ogonjok

Warum wurden Lord Littleby, Sammler orientalischer Kostbarkeiten, sieben seiner Bediensteten und zwei Kinder in Paris kaltblütig ermordet? Warum hat der Mörder eine Schiwa-Figur aus purem Gold gestohlen und sie dann in die Seine geworfen, das Tuch, in das sie eingewickelt war, aber behalten?

Die Spur dieses Jahrhundertverbrechens führt den französischen Kommissar Coche auf das englische Luxussschiff »Leviathan«. Dort hat er eine illustre und zudem ziemlich wohlhabende Schar Tatverdächtiger an seinem Tisch versammelt. In Port Said gesellt sich ein geheimnisvoller Russe zu ihnen: Erast Fandorin. Die Damen finden ihn hinreißend, die Herren beäugen ihn eher mißtrauisch. Kommissar Coche ist es anfangs gar nicht recht, daß Fandorin sich mehr und mehr in die Ermittlungen einmischt.

Boris Akunin

Mord auf der Leviathan

Fandorin ermittelt

Roman

Aus dem Russischen

von Renate und Thomas Reschke

Aufbau Taschenbuch Verlag

Die Originalausgabe unter dem Titel
Левиафан
erschien 2000 bei Sacharow-AST, Moskau.

ISBN 3-7466-1762-6

1. Auflage 2002

© Aufbau Taschenbuch Verlag GmbH, Berlin 2002

© B. Akunin 2000

Umschlaggestaltung Torsten Lemme unter Verwendung der Gemälde

»Der Student« von Nikolai Alexandrowitsch Jaroschenko

und »Abschied« von James Tissot

Druck Elsnerdruck GmbH, Berlin

Printed in Germany

www.aufbau-taschenbuch.de

DIE SCHWARZE MAPPE DES KOMMISSARS COCHE

Aus dem Protokoll der Tatortuntersuchung, vorgenommen am Abend des 15. März 1878 in der Villa von Lord Littleby, Rue de Grenelle (7. Pariser Arrondissement):

Aus ungeklärten Gründen befand sich die gesamte Dienerschaft im Anrichterraum im Parterre der Villa, links vom Vestibül (Raum 3 in Schema 1). Die genaue Lage der Leichen ist aus Schema 4 zu ersehen, es sind dies:

Nr. 1 der Haushofmeister Etienne Delarue, 48

Nr. 2 die Haushälterin Laura Bernard, 54

Nr. 3 der Kammerdiener des Hausherrn Marcel Proux, 28

Nr. 4 der Sohn des Haushofmeisters, Luc Delarue, 11

Nr. 5 das Stubenmädchen Arlette Foch, 19

Nr. 6 die Enkelin der Haushälterin, Anne-Marie Bernard, 6

Nr. 7 der Wächter Jean Lesage, 42, der im Spital Saint-Lazare am 16. März verstarb, ohne das Bewußtsein wiedererlangt zu haben

Nr. 8 der Wächter Patrick Trois-Bras, 29

Nr. 9 der Türsteher Jean Carpentier, 40

Die Leichen Nr. 1-6 befanden sich in sitzender Stellung rund um den großen Küchentisch: Nr. 1-3 mit dem Kopf auf den gekreuzten Armen, Nr. 4 mit der Wange auf den flachen Händen, Nr. 5 auf dem Stuhl zurückgelehnt und Nr. 6 auf dem Schoß von Nr. 2 sitzend.

Nr. 1-6 hatten ruhige Gesichter ohne die geringsten Anzeichen von Angst oder Leiden. Die Leichen Nr. 7-9 lagen, wie aus dem Schema ersichtlich, in einiger Entfernung vom Tisch. Nr. 7 hielt eine Trillerpfeife in der Hand, doch keiner der Nachbarn hat an dem betreffenden Abend einen Pfiff gehört. In den Gesichtern von Nr. 8 und 9 ist Entsetzen oder zumindest äußerste Verwunderung zu erkennen (die photographischen Aufnahmen werden morgen früh vorgelegt). Es gibt keine Kampfspuren. Körperliche Verletzungen wurden bei einer ersten Untersuchung nicht entdeckt. Die Todesursache zu ermitteln ist ohne Obduktion unmöglich. An Hand der Leichenstarre stellte der Gerichtsmediziner Maître Bernheim fest, daß der Tod zu verschiedenen Zeiten eingetreten ist, zwischen 22 Uhr (Nr. 6) und 6 Uhr, während Nr. 7, wie schon erwähnt, später im Spital verstarb. Ohne den Ergebnissen des medizinischen Gutachtens vorgreifen zu wollen, wage ich zu behaupten, daß alle Opfer unter der Einwirkung eines starken Giftes mit schnell einschläferndem Effekt standen, und der Zeitpunkt des Herzstillstands war abhängig entweder von der Giftdosis oder von der physischen Stabilität des jeweiligen Vergifteten.

Die Eingangstür der Villa war angelehnt. Ein Fenster der Orangerie (Punkt 8 in Schema 1) zeigte deutliche Einbruchspuren: Die Scheibe war zerschlagen, und auf der lockeren Erde unter dem Fenster fand sich der undeutliche Abdruck eines Männerschuhs mit einer 26 Zentimeter langen Sohle, vorn spitz und der Absatz mit Eisen beschlagen (die photographischen Aufnahmen werden nachgereicht). Wahrscheinlich ist der Täter vom Garten her ins Haus eingedrungen, und zwar nachdem die Dienerschaft vergiftet und eingeschläfert war, sonst hätte sie das Klirren des Glases gehört. Unbegreiflich ist, warum der Täter, als die Bediensteten schon unschädlich gemacht waren, durch den Garten das Haus betrat – er hätte ja seelenruhig die Tür des Anrichterraums benutzen können. Wie dem auch sei, der Täter stieg von der Orangerie hinauf in den ersten

Stock, wo die persönlichen Gemächer von Lord Littleby liegen (Schema 2). Wie aus dem Schema ersichtlich, gibt es in der linken Hälfte des ersten Stocks nur zwei Räume: den Saal mit der Sammlung indischer Raritäten und das unmittelbar angrenzende Schlafzimmer des Hausherrn. Die Leiche Lord Littlebys ist in Schema 2 als Nr. 10 eingezeichnet (als Umriß). Der Lord trug eine Hausjacke und eine Tuchhose, der rechte Fuß war dick mit einer Binde umwickelt. Eine erste Untersuchung der Leiche ergab, daß der Tod durch einen ungewöhnlich heftigen Schlag mit einem länglichen schweren Gegenstand auf den Schädel eintrat. Der Schlag wurde von vorn geführt. Der Teppich ist auf mehrere Meter ringsum mit Blut und Gehirnmasse vollgespritzt. Spritzer sind auch auf der zer schlagenen Glasvitrine, in der sich, nach einem Schildchen zu urteilen, eine Statuette des indischen Gottes Schiwa (Schrift auf dem Schildchen: »Bangalore. 2. H. d. 17. Jh. Gold«) befand. Die verschwundene Skulptur hatte vor dem Hintergrund bunter indischer Tücher gestanden, von denen auch eines fehlt.

Aus dem Bericht Doktor Bernheims über die Ergebnisse der pathologisch-anatomischen Untersuchung der Leichen aus der Rue de Grenelle:

Wenn aber die Todesursache Lord Littlebys (Leiche Nr. 10) klar ist und nur die Gewalt des Schlags, der den Schädelknochen in sieben Trümmer spaltete, als ungewöhnlich anzusehen ist, so war das Bild bei den Leichen Nr. 1-9 weniger deutlich und erforderte nicht nur eine Obduktion, sondern auch eine chemische Laboruntersuchung. Die Aufgabe wurde ein wenig dadurch erleichtert, daß J. Lesage (Nr. 7) zunächst noch lebte. Nach einigen charakteristischen Merkmalen (Pupillen wie Stecknadelköpfe, flacher Atem, kalte klebrige Haut, gerötete Lippen und Ohrläppchen) könnte man auf Morphinumvergiftung tippen. Leider waren wir bei der ersten Untersuchung

am Tatort von der scheinbar offenkundigen Version der oralen Gifteinnahme ausgegangen und hatten deshalb nur die Mundhöhle und den Rachen der Toten sorgfältig untersucht. Als wir dort nichts Pathologisches fanden, gerieten wir in eine Sackgasse. Erst bei der Untersuchung im Schauhaus wurde bei jeder der neun Leichen ein kaum sichtbarer Injektionseinstich in der linken Ellenbeuge entdeckt. Obwohl das meine Kompetenz übersteigt, erlaube ich mir, mit hinreichender Überzeugung anzunehmen, daß die Injektionen von einer Person gemacht wurden, die mit solchen Prozeduren große Erfahrung hat. Zu dieser Schlußfolgerung führten mich zwei Umstände: 1. Die Injektionen wurden höchst akkurat ausgeführt, und keine der Leichen wies ein Hämatom auf. 2. Die narkotische Bewußtlosigkeit tritt normalerweise nach drei Minuten ein, und das bedeutet, daß alle neun Injektionen innerhalb dieser Zeit erfolgten. Entweder waren mehrere Täter am Werk (wenig wahrscheinlich) oder nur einer mit wahrhaft erstaunlicher Fertigkeit, selbst wenn wir davon ausgehen, daß er zuvor für jeden eine aufgezogene Spritze bereitegelegt hatte. In der Tat ist schwer vorstellbar, daß jemand mit gesundem Menschenverstand den Arm für die Injektion hinhält, wenn vor seinen Augen schon ein anderer das Bewußtsein verloren hat. Mein Assistent Maître Joly ist allerdings der Meinung, alle diese Leute könnten in einem Zustand der hypnotischen Trance gewesen sein, aber in meiner langjährigen Arbeit ist mir noch nichts Derartiges vorgekommen. Ich möchte die Aufmerksamkeit des Herrn Kommissars auch darauf lenken, daß die Leichen Nr. 7-9 in einer Haltung dalagen, die auf Erschrecken hindeutete. Ich vermute, die drei bekamen die Injektionen als letzte (oder sie hatten größere Widerstandskraft) und begriffen, bevor sie das Bewußtsein verloren, daß mit den anderen Bediensteten etwas Verdächtiges geschah. Die Laboranalyse hat ergeben, daß bereits ein Drittel der verabfolgten Morphiumdosis zum Tode geführt hätte. Nach dem Zustand der Leiche des 6-jährigen Mädchens zu urteilen, das als erste starben

mußte, wurden die Injektionen am 15. März zwischen zwischen 21 und 22 Uhr gegeben.

ZEHN LEBEN FÜR EINE GOLDENE GOTTESFIGUR!

Ein entsetzliches Verbrechen in einem vornehmen Wohnviertel

Heute, am 16. März, spricht ganz Paris von dem Verbrechen, welches das Blut in den Adern gefrieren läßt und die wohlgesittete Stille in der aristokratischen Rue de Grenelle zerrissen hat. Der Korrespondent der »Revue Parisienne« eilte an den Ort der Tragödie und ist bereit, die berechnigte Neugier unserer Leser zu befriedigen.

Heute früh läutete der Postbote Jacques Le Chien wie gewöhnlich kurz nach sieben an der Tür der eleganten zweigeschossigen Villa, die dem bekannten britischen Kunstsammler Lord Littleby gehört. Als der Türsteher Carpentier, der die Post für Seine Erlaucht stets persönlich entgegennimmt, nicht öffnete, wunderte sich Herr Le Chien. Er bemerkte, daß die Eingangstür nur angelehnt war, und betrat die Diele. Gleich darauf rannte der 70jährige Postveteran mit wildem Geheul zurück auf die Straße. Die alarmierte Polizei entdeckte im Hause ein wahres Totenreich – sieben Bedienstete und zwei Kinder (den 11jährigen

Sohn des Haushofmeisters und die 6jährige Enkelin der Haushälterin) im ewigen Schlaf. Die Polizisten stiegen zum ersten Stock hinauf und fanden den Hausherrn, Lord Littleby, in einer Blutlache. Er war in der Schatzkammer ermordet worden, in der er seine berühmte Sammlung fernöstlicher Raritäten aufbewahrte. Der 55jährige Engländer war in der vornehmen Gesellschaft unserer Hauptstadt kein Unbekannter. Er galt als Exzentriker und Eigenbrödler, doch Archäologen und Orientologen sahen in Lord Littleby einen seriösen Kenner der indischen Geschichte. Mehrmalige Versuche der Direktion des Louvre, dem

Lord einzelne Exponate seiner vielfältigen Sammlung abzukaufen, stießen auf entrüstete Ablehnung. Der Verstorbene schätzte insbesondere die einzigartige goldene Statuette des Gottes Schiwa, die von Experten auf mindestens eine halbe Million Francs taxiert wird. Der Lord, der ein ängstlicher und argwöhnischer Mensch war, hatte große Furcht vor Dieben, und in der Schatzkammer standen Tag und Nacht zwei bewaffnete Wächter.

Wir wissen nicht, warum die Wächter ihren Posten verließen und ins Parterre hinuntergingen. Wir wissen nicht, über welche unbekannte Macht der Täter verfügte, um alle Bewohner des Hauses seinem Willen gefügig zu machen, ohne daß sie den geringsten Widerstand leisteten (die Polizei nimmt an, daß ein schnell wirkendes Gift eingesetzt wurde). Klar ist nur, daß der Verbrecher den Hausherrn nicht in der Villa vermutet hatte. Damit ist wohl die bestialische Grausamkeit zu erklären, mit welcher der angesehene Sammler getö-

tet wurde. Der Mörder dürfte den Tatort in Panik verlassen haben. Jedenfalls nahm er nur die Statuette und eines der bunten indischen Tücher mit, die in derselben Vitrine ausgestellt waren. Das Tuch wurde sicherlich benötigt, um den goldenen Schiwa einzuwickeln, da sonst der Glanz der Statuette die Aufmerksamkeit eines späten Passanten hätte erregen können. Die übrigen Kostbarkeiten, an denen die Sammlung reich ist, blieben unberührt. Wie wir ermitteln konnten, war Lord Littleby gestern nur zufällig zu Hause, durch eine verhängnisvolle Verquickung von Umständen. Er wollte eigentlich ins Kurbad fahren, war aber wegen eines plötzlichen Podagraanfalls daheim geblieben – zu seinem Unglück. Der Zynismus des Massenmords in der Rue de Grenelle ist bestürzend. Welche Mißachtung von Menschenleben! Welch ungeheuerliche Grausamkeit! Und wofür? Für einen goldenen Götzen, der jetzt gar nicht mehr verkauft werden kann! Sollte die Schiwafigur jedoch eingeschmol-

zen werden, so wird sie sich in einen gewöhnlichen Zweikilogrammgoldbarren verwandeln. Zweihundert Gramm des gelben Metalls – das ist der Wert, den der Verbrecher jedem der zehn vernichteten Menschenleben beimaß. O tempora, o mores! rufen wir mit Cicero.

Es gibt jedoch Grund zu der Annahme, daß die unerhörte Untat nicht ungestraft bleiben wird. Der erfahrenste Ermittler der Pariser Präfektur, Gustave Coche, der mit der Untersuchung betraut ist, teilte uns im

Vertrauen mit, daß die Polizei über ein wichtiges Corpus delicti verfügt. Der Kommissar ist sich absolut sicher, daß der Schuldige bald hinter Gittern sitzen wird. Auf unsere Frage, ob das Verbrechen von einem Berufsräuber verübt wurde, lächelte Monsieur Coche verschmitzt in seinen grauen Schnauzbarth und antwortete geheimnisvoll: »Nein, der Faden führt in die gute Gesellschaft.« Mehr konnte meine Wenigkeit nicht aus ihm herausholen.

G. du Roy

WELCH EIN FANG!

Der goldene Schiwa ist gefunden! Das »Verbrechen des Jahrhunderts« in der Rue de Grenelle – das Werk eines Irren?

Gestern, am 17. März, gegen achtzehn Uhr angelte der 13jährige Pierre B. bei der Pont des Invalides. Sein Angelhaken verhedderte sich am Grund, so daß der Junge ins kalte Wasser steigen mußte. (»Ich wär ja schön blöd, den englischen Haken unten zu lassen«, sagte der junge Angler zu unserem Reporter.) Pierres Mut wurde belohnt: Der Haken erriet sofort, daß es der berühmte goldene Schiwa war, um

war nicht an einem gewöhnlichen Wurzelknorren hängengeblieben, sondern an einem gewichtigen Gegenstand, der zur Hälfte im Schlamm versunken war. Aus dem Wasser gezogen, erstrahlte der Gegenstand in überirdischem Glanz und blendete den verwunderten Fischer. Pierres Vater, Sergeant im Ruhestand und Veteran von Sedan, dessentwillen vorgestern zehn Menschen ermordet worden

waren, und brachte die Statuette auf die Präfektur. Wie ist das zu verstehen? Der Verbrecher, der vor der kaltblütigen und raffinierten Ermordung so vieler Menschen nicht zurückschreckte, will die Beute seiner ungeheuerlichen Untat nicht behalten! Die Untersuchung steckt in einer Sackgasse. Viele neigen wohl zu der Annahme, daß in dem Mörder verspätet das Gewissen erwachte und er voller Entsetzen die goldene Götzenfigur ins Wasser warf. Manche glauben sogar, daß

sich der Verbrecher in der Nähe ertränkte. Die Polizei, nicht minder romantisch, findet in der Inkonsequenz der Handlungen des Täters deutliche Anzeichen von Wahnsinn.

Ob wir wohl irgendwann die wahren Hintergründe dieser grauenhaften, unfäßbaren Geschichte erfahren?

EIN ALBUM PARISER SCHÖNHEITEN

Eine Serie von 20 Photographien zum Preis von 3 Fr. 99 cent. inclusive Versandkosten. Einmaliges Angebot! Greifen Sie zu, die Auflage ist begrenzt. Paris, Rue Coypel, Druckerei Patou et fils.

ERSTER THEIL
PORT SAID-ADEN

KOMMISSAR COCHE

In Port Said kam ein neuer Passagier an Bord der »Leviathan«, er hatte die letzte freie Kabine der ersten Klasse, die Nr. 18, und Gustave Coches Stimmung besserte sich sogleich. Der Neue sah vielversprechend aus: zurückhaltende und gemessene Bewegungen, undurchdringliche Miene, ein schönes Gesicht, das auf den ersten Blick ganz jung wirkte, doch als er die Melone abnahm, kamen überraschend weiße Schläfen zum Vorschein. Interessantes Exemplar, entschied der Kommissar. Man sieht sofort, ein Mann mit Charakter und, wie man so sagt, mit Vergangenheit. Zweifellos ein Kunde für Coche.

Der Passagier kam die Schiffstreppe hoch und schwenkte eine Reisetasche. Schwitzende Träger schleppten sein ansehnliches Gepäck: teure knarrende Koffer, gediegene Taschen aus Schweinsleder, umfangreiche Bücherpakete und sogar ein Klappfahrrad (ein großes und zwei kleine Räder und ein Bündel blanke Metallrohre). Den Zug beschlossen zwei arme Kerle, die sich mit eindrucksvollen Hanteln plagten.

Das Herz des Kommissars Coche, dieses alten Spürhundes (wie er sich gern selbst nannte), erbebte vor Jagdeifer, als er bei dem Neuen nicht das goldene Abzeichen mit dem Wal sah, nicht auf dem seidenen Revers des stutzerhaften Sommerpaletots, nicht am Jackett und auch nicht an der Uhrkette. Warm, ganz warm, dachte Coche, während er den

Fant unter buschigen Augenbrauen hervor beobachtete und dabei sein geliebtes Tonpfeifchen paffte. Wieso war er eigentlich davon ausgegangen, daß der Mörder den Dampfer in Southhampton besteigen würde? Das Verbrechen war am 15. März verübt worden, und heute war schon der 1. April. Er konnte nach Port Said gefahren sein, während die »Leviathan« Westeuropa umschiffte. Paßte doch alles zusammen: vom Typ her verdächtig plus Ticket erster Klasse plus das Wichtigste – er hatte keinen goldenen Wal.

Das verfluchte Abzeichen mit der Abbreviatur der Dampfschiffahrtsgesellschaft »Jasper & Arthaud Partnership« erschien Coche seit einiger Zeit schon in seinen nächtlichen Träumen, und die waren ungewöhnlich scheußlich, zum Beispiel der letzte.

Der Kommissar rudert in einem Boot mit Madame Coche im Bois de Boulogne. Die liebe Sonne scheint, die Vögel zwitschern. Plötzlich glotzt über die Baumwipfel hinweg eine gigantische goldschimmernde Visage mit sinnleeren runden Augen, sperrt den Rachen auf, in dem der Arc de Triomphe Platz fände, und fängt an, den Teich leerzusaugen. Coche legt sich schweißüberströmt in die Riemen. Nun stellt sich heraus, daß sich das Ganze nicht im Bois abspielt, sondern in einem uferlosen Ozean. Die Riemen biegen sich wie Strohhalme, Madame Coche stößt ihm schmerzhaft den Schirm in den Rücken, und das gewaltige funkelnde Ungeheuer verdeckt den Horizont. Schließlich spuckt es eine Fontäne in den Himmel, da erwachte der Kommissar und tastete mit flatternder Hand auf dem Nachttisch nach der Pfeife und den Zündhölzern.

Zum erstenmal hatte Coche den goldenen Wal in der Rue de Grenelle gesehen, als er die Leiche von Lord Littleby untersuchte. Der Engländer lag da, den Mund in einem stum-

men Schrei aufgerissen, die Zahnprothese war halb herausgerutscht, der Kopf oberhalb der Stirn war ein blutiger Brei. Coche hockte sich hin, denn ihn deuchte, daß zwischen den Fingern des Toten etwas golden blinkte, und als er sah, was es war, brummte er vor Vergnügen. Ganz von selbst war ihm ein höchst seltener Erfolg zugefallen, wie er nur in Kriminalromanen vorkommt. Der Leichnam hatte ihm gescheiterweise ein wichtiges Beweisstück zugespielt. Da, Gustave, nimm. Und wage es nicht, den Mann entkommen zu lassen, der mir die Rübe zertrümmert hat, sonst sollst du platzen vor Scham, du alter Krauter.

Das goldene Abzeichen (Coche hatte zunächst nicht gewußt, daß es ein solches war, er hatte es für eine Berlocke oder eine Anstecknadel mit dem Monogramm des Besitzers gehalten) konnte nur dem Mörder gehören. Für alle Fälle zeigte der Kommissar den Wal Lord Littlebys jüngstem Lakaien (der hatte zu seinem Glück am 15. März frei gehabt, was ihm das Leben rettete), aber der hatte das Dingelchen nie beim Lord gesehen. Gott sei Dank.

Und dann rotierten die Schwungräder, drehten sich die Zahnräder der ungefügen Polizeimaschine – der Minister und der Präfekt setzten für die Aufklärung des »Jahrhundertverbrechens« ihre besten Kräfte ein. Schon am Abend des nächsten Tages wußte Coche, daß die Buchstaben JAP auf dem goldenen Wal nicht die Initialen eines hochverschuldeten Lebemanns waren, sondern die Bezeichnung eines soeben erst gegründeten britisch-französischen Schiffahrtkonsortiums. Der Wal war das Emblem des Wunderschiffs »Leviathan«, das vor kurzem in Bristol vom Stapel gelaufen war und auf seine Jungfernfahrt nach Indien vorbereitet wurde.

Über den gigantischen Dampfer posaunten die Gazetten

seit Monaten. Jetzt stellte sich heraus, daß der Londoner Münzhof vor der Jungfernfahrt goldene und silberne Gedenkabzeichen geprägt hatte: goldene für die Passagiere der ersten Klasse und die höheren Schiffsoffiziere, silberne für die Passagiere der zweiten Klasse und die Subalternoffiziere. Eine dritte Klasse war für den Luxusliner, auf dem sich die Errungenschaften moderner Technik mit unerhörtem Komfort paarten, nicht vorgesehen. Die Company garantierte den Reisenden vollständigen Service, so daß niemand Bedienstete aufs Schiff mitzunehmen brauchte. »Aufmerksame Diener und taktvolle Kabinestewardessen sorgen dafür, daß Sie sich an Bord der ›Leviathan‹ wie zu Hause fühlen!« – so lautete die Reklame in den Zeitungen von ganz Europa. Die Glücklichen, die für die Jungfernfahrt von Southhampton nach Kalkutta eine Kabine gebucht hatten, bekamen mit dem Ticket je nach Klasse den goldenen oder silbernen Wal überreicht. Und ein Ticket buchen konnte man in jedem großen europäischen Hafen von London bis Konstantinopel.

Nun ja, die Initialen des Eigentümers wären besser als das Abzeichen, aber es erschwerte mir die Aufgabe nicht allzusehr, dachte der Kommissar. Die goldenen Abzeichen waren gezählt. Er mußte nur den 19. März abwarten, an dem das Schiff feierlich auslaufen sollte, nach Southhampton fahren, an Bord gehen und prüfen, welcher der Erste-Klasse-Passagiere keinen goldenen Wal trug. Oder (was noch wahrscheinlicher war) welcher von denen, die für so irres Geld das Ticket gekauft hatten, nicht an Bord kam. Das würde Coches Mann sein. Das war klar wie Kloßbrühe.

Coché machte sich eigentlich nichts aus Reisen, aber diesmal konnte er es kaum erwarten. Gar zu gern wollte er selbst das »Verbrechen des Jahrhunderts« aufklären. Vielleicht wurde er dann endlich Abteilungsleiter. Bis zu seiner Pen-

sionierung waren es noch drei Jahre. Eine Pension dritter Kategorie war ja ganz schön, doch die zweite Kategorie war ganz was anderes. Der Unterschied betrug anderthalbtausend Francs jährlich, und anderthalbtausend lagen nicht auf der Straße.

Im übrigen hatte er sich selbst um die Reise beworben. Er hatte gedacht, eine Fahrt nach Southhampton, schlimmstenfalls per Schiff nach Le Havre, wo das erstemal angelegt wurde, und da würden schon die Gendarmen auf der Landungsbrücke warten – und die Reporter. Schlagzeile in der »Revue Parisienne«: »Das Verbrechen des Jahrhunderts ist aufgeklärt, unsere Polizei auf der Höhe ihrer Aufgaben.« Oder noch besser: »Der alte Spürhund Coche hat uns nicht enttäuscht.«

Die erste unangenehme Überraschung erwartete den Kommissar im Seefahrtsbüro von Southhampton. Er erfuhr, daß das verdamnte Riesenschiff hundert Kabinen erster Klasse und zehn höhere Offiziere hatte. Alle Tickets waren verkauft. Hundertzweiunddreißig Stück. Und jedem war ein goldenes Abzeichen beigegeben worden. Also hundertzweiundvierzig Verdächtige, nicht schlecht, was? Aber nur bei einem würde das Abzeichen fehlen, beruhigte sich Coche.

Am Morgen des 19. März stand der Kommissar, vom nasen Wind geplustert und in einen warmen Schal gewickelt, an der Schiffstreppe. Neben ihm standen der Kapitän, Mister Jesaja Cliff, und der Erste Offizier Charles Regnier. Sie empfingen die Passagiere. Ein Blasorchester spielte abwechselnd englische und französische Märsche, auf der Pier lärmte aufgeregter die Menge. Coche schnaufte immer wütender und kaute auf der unschuldigen Pfeife herum, denn wegen des kalten Wetters trugen die Passagiere Regencapes, Mäntel und

Umhänge, da versuche mal, herauszufinden, ob einer das Abzeichen hatte oder nicht. Das war Überraschung Nummer zwei.

Alle, die in Southhampton an Bord kommen sollten, waren erschienen, und das bedeutete, daß der Verbrecher trotz des verlorenen Abzeichens auch schon da war. Er mußte die Polizisten für komplette Idioten halten. Oder hoffte er, in der Menge der Passagiere unterzutauchen? Oder hatte er keinen anderen Ausweg?

Eines war klar: Coche mußte mitschippern bis Le Havre. Man wies ihm eine Reservekabine zu, die eigentlich für Ehrengäste der Dampfschiffahrt vorgesehen war.

Gleich nach dem Ablegen fand im großen Saal der ersten Klasse ein Bankett stand, auf das der Kommissar besondere Hoffnungen setzte, weil in den Einladungen gestanden hatte: »Eintritt bei Vorlage des goldenen Abzeichens oder des Tickets erster Klasse.« Wer würde schon mit dem Ticket in der Hand kommen, wo es doch viel einfacher war, den schönen goldenen Wal anzustecken.

Während des Banketts tastete Coche ungeniert jeden Gast mit dem Blick ab. Bei einigen Damen mußte er die Nase ins Decolleté stecken. Was hing da am Goldkettchen, der Wal oder nur ein Edelstein? Das mußte er doch prüfen!

Alle tranken Champagner, nahmen sich Leckerbissen von den Silbertablets und tanzten, Coche hingegen arbeitete: Er strich diejenigen aus der Liste, die das Abzeichen trugen. Die meisten Scherereien hatte er mit den Männern. Viele von ihnen hatten den Wal an der Uhrkette befestigt und in die Westentasche gesteckt. Der Kommissar mußte elfmal nach der Uhrzeit fragen.

Überraschung Nummer drei: Alle Offiziere trugen das Abzeichen, doch vier Passagiere hatten keinen Wal, davon

zwei Damen! Der Schlag aber, der Lord Littlebys Schädel zertrümmert hatte wie eine Nußschale, war so stark gewesen, daß nur ein Mann ihn geführt haben konnte, und zwar ein sehr kräftiger. Andererseits wußte der in Kriminalfällen überaus erfahrene Kommissar, daß auch ein schwaches Dämchen im Affekt oder in hysterischer Erregung wahre Wunder vollbringen kann. Ein Beispiel war zur Hand. Vor Jahresfrist hatte eine Modistin aus Neuilly, eine zarte Person, ihren ungetreuen Liebhaber aus ihrem Fenster im dritten Stock geworfen, einen wohlgenährten Rentier, doppelt so dick und anderthalbmal so groß wie sie selbst. Darum durfte Coche die Frauen ohne Abzeichen nicht aus der Zahl der Verdächtigen ausschließen. Aber wo hätte man je gesehen, daß eine Dame der Gesellschaft so routiniert Injektionen verabreichen konnte?

Wie dem auch sei, die Untersuchung an Bord der »Leviathan« versprach, sich in die Länge zu ziehen, und der Kommissar ging wie immer gründlich vor. Der Kapitän Jesaja Cliff war als einziger der Schiffsoffiziere in das Geheimnis des Falles eingeweiht und hatte von der Führung der Company die Weisung erhalten, dem französischen Gesetzeshüter jedwede Unterstützung angedeihen zu lassen. Von diesem Privileg machte Coche aufs unverfrorenste Gebrauch: Er verlangte, daß die ihn interessierenden Personen in demselben Salon plaziert würden.

An dieser Stelle sei angemerkt, daß die Reisenden der ersten Klasse aus Gründen der Privatsphäre und des Wohlbehagens (in der Reklame für das Schiff hieß es: »Sie genießen die Atmosphäre eines alten englischen Landsitzes«) nicht in dem riesigen Speisesaal zusammen mit den sechshundert Trägern des volkstümlichen Silberwals ihre Mahlzeiten einzunehmen brauchten, sondern auf komfortable

»Salons« verteilt wurden, von denen jeder einen eigenen Namen trug und vornehm ausgestattet war: Kristalleuchter, gebeizte Eiche und Mahagoni, Samtstühle, gleißendes Tafelsilber, gepuderte Kellner und flinke Stewards. Kommissar Coche guckte sich für seine Zwecke den Salon »Windsor« aus, der im Oberdeck am Schiffsbug gelegen war; drei Wände bestanden aus Glasfenstern, das ergab einen trefflichen Rundblick, und selbst an trüben Tagen mußte kein Licht gemacht werden. Der Samt war hier goldbraun, und die Leinenservietten trugen das Windsor-Wappen.

Rund um den ovalen Tisch mit den am Fußboden festgeschraubten Beinen (für den Fall starken Wellengangs) standen zehn Stühle mit hohen geschnitzten Lehnen. Es gefiel dem Kommissar, daß alle an einem Tisch sitzen würden, und er wies den Steward an, die Namensschildchen so aufzustellen, daß die vier Passagiere ohne Abzeichen ihm gegenüber zu sitzen kämen, so daß er sie bestens im Blick hätte. Den Kapitän wollte er an der Stirnseite der Tafel plazieren, aber daraus wurde nichts. Mister Cliff wünschte nicht, wie er sich ausdrückte, »bei diesem Theater mitzuspielen«, und etablierte sich im Salon »Yorck«, wo der neue Vizekönig von Indien mit seiner Gemahlin und zwei Generäle der indischen Armee speisten. Der Salon »Yorck« lag achtern, in maximaler Entfernung vom »Windsor«, in dem der Erste Offizier Charles Regnier residierte. Er hatte dem Kommissar von Anfang an mißfallen: sonnenverbranntes verwittertes Gesicht, aber eine süßliche Redeweise, die schwarzen Haare pomadiert, das Schnurrbärtchen zu zwei Haken gezwirbelt. Kein Seemann, ein Hanswurst.

In den zwölf Tagen seit dem Ablegen hatte der Kommissar sich seine Salongefährten gründlich angeschaut und sich mit den Manieren vertraut gemacht (daß man während der

Mahlzeiten nicht rauchte und die Sauce nicht mit einer Brotkruste aufunktete), er hatte sich die komplizierte Geographie der schwimmenden Stadt mehr oder weniger angeeignet und sich an den Seegang gewöhnt – doch seinem Ziel war er nicht nähergekommen.

Die Situation war wie folgt.

Anfangs hatte den meisten Verdacht Sir Reginald Milford-Stokes erregt, ein hagerer Mann mit rötlichem Haar und zerrautem Backenbart, dem Anschein nach achtundzwanzig bis dreißig Jahre alt. Er zeigte ein seltsames Gebaren: Mal glotzte er grünäugig in die Ferne und antwortete nicht auf Fragen, mal wurde er plötzlich lebhaft und quatschte ohne Sinn und Verstand über die Insel Tahiti, über Korallenriffe, smaragdfarbene Lagunen und Hütten mit Dächern aus Palmblättern. Ein Psychopath. Wozu reiste der Baronet, Sproß einer begüterten Familie, nach Ozeanien? Was hatte er dort zu suchen? Die Frage nach dem fehlenden Abzeichen, zweimal gestellt, ignorierte der Aristokrat. Er blickte durch den Kommissar hindurch oder sah ihn an wie eine Fliege. Widerlicher Snob. In Le Havre, wo sie vier Stunden im Hafen gelegen hatten, war Coche zum Telegraphenamte gelaufen und hatte bei Scotland Yard Informationen über Milford-Stokes angefordert: ob er zur Tobsucht neige, ob er zu seinem Vergnügen Medizin studiere. Die Antwort kam kurz vor dem Ablegen. Nichts Interessantes, für die Absonderlichkeiten gab es eine Erklärung. Aber der goldene Wal fehlte, darum konnte der rothaarige Engländer noch nicht aus der Liste der Verdächtigen gestrichen werden.

Der zweite war Monsieur Gintaro Aono, ein »japanischer Adliger«, wie es im Passagierregister hieß. Ein typischer Asiat: klein, mager, unbestimmbaren Alters, dünner Schnurrbart, stechende Schlitzaugen. Bei Tisch schwieg er zumeist.

Auf die Frage nach seiner Tätigkeit murmelte er verlegen »Offizier der kaiserlichen Armee«. Auf die Frage nach dem Abzeichen wurde er noch verlegener, versengte den Kommissar mit einem haßerfüllten Blick und sprang mit einer Entschuldigung zur Tür hinaus. Er hatte nicht mal seine Suppe aufgegessen. Verdächtig? Und wie! Überhaupt ein Wilder. Im Salon fächelte er sich mit einem bunten Papierfächer Luft zu wie ein Päderast aus den lustigen Lasterhöhlen der Rue de Rivoli. An Deck promenierte er in Holzpantinen, einem Baumwollkittel und ohne Beinkleid. Gustave Coche war selbstredend für Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit, aber solch ein Affe mußte ja nicht unbedingt erster Klasse reisen.

Dann die Frauen.

Madame Renate Kleber. Blutjung, kaum über zwanzig. Die Frau eines Schweizer Bankiers. Sie reiste zu ihrem Mann nach Kalkutta. Als Schönheit konnte man sie nicht bezeichnen – spitznasig, flatterig, geschwätzig. Gleich zu Beginn der Fahrt erzählte sie herum, daß sie schwanger sei. Diesem Umstand waren alle ihre Gedanken und Gefühle untergeordnet. Sie war nett, geradezu, doch unerträglich mit ihrem Gerede von ihrer kostbaren Gesundheit, ihrer Häubchenstickerei und ähnlichem Blödsinn. Sie war ein wandelnder Bauch, obwohl ihre Schwangerschaft noch nicht lange währte und der Bauch sich bislang kaum abzeichnete. Selbstverständlich paßte Coche einen Moment ab und fragte sie nach dem Abzeichen. Die Schweizerin klapperte mit den Augen und jammerte, daß sie ewig alles verliere. Na ja, das konnte ja stimmen. Renate Kleber weckte in dem Kommissar eine Mischung von Gereiztheit und Gönnerhaftigkeit, er hielt sie nicht ernstlich für tatverdächtig.

Die zweite Dame, Miss Clarissa Stomp, nahm der erfah-

rene Fahnder schon mit größerem Interesse in Augenschein. Da schien etwas faul zu sein. Nach außen hin eine typische Engländerin, nichts Besonderes: farbloses Haar, aus der ersten Jugend heraus, stilles Benehmen, aber in den wässrigen Augen blitzte immer wieder so ein Teufelsfünkchen auf. Solche stillen Wasser kennen wir. Und dazu ein paar kleine Details, unwichtig, ein anderer würde sie gar nicht bemerken, doch der alte Spürhund Coche hatte scharfe Augen. Miss Stomp trug teure Kleider und Kostüme nach der letzten Pariser Mode. Sie besaß ein Täschchen aus Schildpatt (er hatte solch ein Stück in einem Schaufenster auf den Champs Elysees gesehen – dreihundertfünfzig Francs), doch ihr Notizbuch war alt und billig, aus einem Schreibwarenladen. Einmal saß sie bei windigem Wetter an Deck, in einen Schal gewickelt, Madame Coche besaß genau den gleichen, aus Hundewolle, der hielt warm, war aber nichts für eine englische Lady. Interessant: Die neuen Sachen dieser Clarissa Stomp waren sämtlich teuer, die alten aber billig, von niedrigster Qualität. Das paßte nicht zusammen. Einmal beim Five o'Clock Tea hatte Coche sie gefragt: »Warum stecken Sie den goldenen Wal nie an, gnädige Frau? Gefällt er Ihnen nicht? Ich finde ihn schick.« Da war sie – man denke! – rot angelaufen wie der »japanische Edelmann« und hatte gesagt, sie hätte ihn schon getragen, das habe er nur übersehen. Sie log, Coche würde es bemerkt haben. Ihm kam ein raffinierter Gedanke, aber dazu mußte ein psychologisch geeigneter Moment abgepaßt werden. Wollen doch mal sehen, wie sie reagiert, diese Clarissa.

Da es am Tisch zehn Plätze gab, aber nur vier Personen ohne das Abzeichen waren, hatte sich Coche entschlossen, den Kreis der Verdächtigen um Personen zu erweitern, die zwar den Wal trugen, aber auf ihre Weise auffällig waren.

Als erstes verlangte er vom Kapitän, den Schiffsarzt Monsieur Truffo im Salon »Windsor« unterzubringen. Cliff gab knurrend nach. Warum Coche den Arzt wollte, war verständlich: Der war der einzige Mediziner auf der »Leviathan«, er war mit Injektionen vertraut, und das goldene Abzeichen stand ihm bei seinem Status zu. Er erwies sich als ein kleingewachsener, rundlicher Italiener mit olivfarbener Haut und einer Glatze, die von spärlichen, nach hinten gekämmten Haaren umkränzt wurde. Coche hatte nicht genug Phantasie, um sich diese komische Gestalt in der Rolle des gnadenlosen Killers vorzustellen. Auch der Gattin des Doktors mußte ein Platz eingeräumt werden. Das Paar hatte erst vor zwei Wochen geheiratet und wollte das Nützliche mit dem Angenehmen verbinden, das heißt, den Dienst mit der Hochzeitsreise. Die Auserwählte des Schiffsäskulaps, eine fade, niemals lächelnde Engländerin, wirkte doppelt so alt wie ihre fünfundzwanzig. Sie erfüllte Coche mit tödlicher Langeweile, wie übrigens die meisten ihrer Landsmänninnen. Er taufte sie sogleich »das Schaf« wegen ihrer weißen Wimpern und ihrer blökenden Stimme. Im übrigen tat sie den Mund nur selten auf, da sie des Französischen nicht mächtig war, und die Gespräche im Salon wurden gottlob zumeist in dieser edlen Sprache geführt. Das Abzeichen besaß Madame Truffo nicht, aber das war natürlich – sie war weder Offizier noch Fahrgast.

Darüber hinaus hatte der Kommissar in der Passagierliste einen Indologen und Archäologen namens Professor Antony F. Sweetchild gefunden, der konnte ihm zupaß kommen. Der ermordete Littleby war ja in gewissem Sinne sein Kollege gewesen. Mister Sweetchild, ein schlaksiger Lulatsch mit runden Brillengläsern und einem Ziegenbärtchen, kam gleich am ersten Abend auf Indien zu sprechen. Nach dem

Essen nahm Coche den Professor beiseite und brachte das Gespräch behutsam auf die Sammlung von Lord Littleby. Der Gelehrte nannte den Verstorbenen herablassend einen Dilettanten und dessen Kollektion ein Raritätenkabinett, das ohne jedwede wissenschaftliche Kompetenz zusammengetragen worden sei. Der einzige Gegenstand von Wert sei der goldene Schiwa gewesen. Gut, daß der sich von selbst wieder angefunden habe, denn die französische Polizei verstehe sich bekanntlich nur aufs Einraffen von Schmiergeld. Bei dieser himmelschreiend ungerechten Bemerkung hustete Coche ärgerlich, worauf Sweetchild ihm lediglich anempfahl, weniger zu rauchen. Weiterhin sagte der Gelehrte nachsichtig, daß Littleby wohl eine passable Sammlung von bemalten Stoffen und Tüchern besessen habe, unter denen hochinteressante Exemplare seien, doch das falle eher in den Bereich einheimischen Handwerks und angewandter Kunst. Ganz ordentlich sei auch eine Sandelholzschatulle aus dem 16. Jahrhundert aus Lahore mit Schnitzwerk nach Motiven des Mahabharata-Epos – und dann verstieg er sich in solches Geschwätz, daß dem Kommissar die Augen zufielen.

Als bald nahm der Kommissar einen weiteren Tischnachbarn aufs Korn. Er hatte nämlich unlängst einen interessanten Schmöker gelesen, eine Übersetzung aus dem Italienischen. Ein gewisser Cesare Lombroso, Professor der Gerichtsmedizin aus Turin, stellte darin eine kriminologische Theorie auf, wonach »geborene« Verbrecher an ihrem antigesellschaftlichen Verhalten keine Schuld trügen. Nach der Evolutionstheorie des Doktor Darwin durchlaufe die Menschheit in ihrer Entwicklung bestimmte Etappen und nähere sich allmählich der Vollkommenheit. Der Verbrecher indes sei evolutionärer Ausschuß, ein zufälliger Rückfall in die vorhergehende Entwicklungsstufe. Darum sei es höchst

einfach, einen potenziellen Mörder und Räuber zu erkennen: Der ähnele einem Affen, unserem Vorfahren. Der Kommissar sann lange über das Gelesene nach. Einerseits hatten in der bunten Reihe der Mörder und Räuber, mit denen er in den fünfunddreißig Jahren seines Polizeidienstes zu tun gehabt hatte, längst nicht alle einem Gorilla geähnelt, es waren auch Engelchen unter ihnen gewesen, deren Anblick zu Tränen rührte. Andererseits hatte es auch genug Affenartige gegeben. Und an Adam und Eva glaubte Coche als überzeugter Antiklerikaler sowieso nicht. Die Darwin-Theorie wirkte da vernünftiger. An Bord war ihm unter den Passagieren der ersten Klasse ein Früchtchen aufgefallen, das direkt einer Abbildung »Charakteristischer Mördertyp« entstieg schien: niedrige Stirn, vorspringende Augenwülste, kleine Äuglein, plattgedrückte Nase, schiefes Kinn. Darum hatte der Kommissar gebeten, diesen Etienne Boileau, einen Teehändler, in den Salon »Windsor« zu plazieren. Doch der Teehändler erwies sich als netter und lustiger Mensch, war Vater von elf Kindern und überzeugter Philantrop.

Es sah nun ganz so aus, als würde Coches Seereise auch nicht in Port Said, dem nächsten Hafen nach Le Havre, enden. Die Ermittlungen zogen sich in die Länge. Sein in vielen Jahren erprobtes Gespür sagte ihm, daß er Nieten zog und nicht an den richtigen Leuten dran war. Es zeichnete sich die scheußliche Aussicht ab, daß er die ganze verdammte Reise mitmachen mußte – Port Said, Aden, Bombay, Kalkutta –, um sich dort an der ersten Palme aufzuhängen. Er konnte doch nicht wie ein geprügelter Hund nach Paris zurückkehren! Die Kollegen würden ihn auslachen, sein Chef würde ihm die Reise erster Klasse auf Staatskosten unter die Nase reiben. Womöglich wurde er vor der Zeit in Pension geschickt.

In Port Said verausgabte sich Coche notgedrungen, er mußte weitere Hemden kaufen, versah sich mit ägyptischem Tabak und fuhr zum Zeitvertreib für zwei Francs mit einer Droschke durch die berühmte Hafenstadt. Nichts Besonderes. Na schön, ein mächtiger Leuchtturm, zwei endlos lange Molen. Das Kaff machte einen sonderbaren Eindruck – nicht Asien und nicht Europa. Wenn man die Residenz des Generalgouverneurs des Suezkanals betrachtete, war es Europa. In den Hauptstraßen europäische Gesichter, da flanierten Damen mit weißem Sonnenschirm, und reiche Herren mit Panamahut oder Kreissäge trugen ihren Wanst spazieren. Bog die Droschke aber in das Einheimischenviertel ab, so fuhr sie durch Gestank, Fliegengeschwirr und faulende Abfälle, und schmutzige arabische Bengel bettelten um Kleingeld. Warum nur gingen die reichen Nichtstuer auf Reisen? Es war überall das Gleiche: Die einen verfetteten von der Völlerei, die anderen quollen auf vom Hunger.

Der Kommissar, ermüdet von der Hitze und den pessimistischen Beobachtungen, kehrte mißmutig aufs Schiff zurück. Und welch ein Glück – ein neuer Passagier. Obendrein wohl aussichtsreich.

Der Kommissar zog beim Kapitän Erkundigungen ein. Also, der Name: Erast P. Fandorin, Russe. Sein Alter war merkwürdigerweise nicht angegeben. Beruf: Diplomat. Eingetroffen aus Konstantinopel, unterwegs nach Kalkutta, von dort nach Japan, zu seiner Dienststelle. Aus Konstantinopel? Aha, dann hatte er wohl an den Friedensverhandlungen nach dem kürzlich beendeten russisch-türkischen Krieg teilgenommen. Coche schrieb alle Angaben sorgfältig auf ein Blatt Papier und versorgte dieses in der geheiligten Kalikomappe, in der er alles Material zu dem Fall aufbewahrte. Von

der Mappe trennte er sich nie – er blätterte darin, überlas Protokolle und Zeitungsausschnitte, und in nachdenklichen Momenten zeichnete er auf die Ränder kleine Fische und Häuser. Da äußerten sich Herzenswünsche. Wenn er erst mal Abteilungsleiter war und später eine anständige Pension bezog, würden er und Madame Coche irgendwo in der Normandie ein Häuschen kaufen. Der Pariser Flic im Ruhestand würde angeln und eigenen Cidre keltern. War das nichts? Nun ja, ein bißchen Kapital zu der Pension wäre nicht schlecht, so um die zwanzigtausend ...

Er sah sich genötigt, noch einmal in die Stadt zu fahren, bloß gut, daß das Schiff noch auf die Einfahrt in den Suezkanal warten mußte, und schickte ein Telegramm an die Präfektur: Kennt man in Paris den russischen Diplomaten E. P. Fandorin und ist er in letzter Zeit in die französische Republik eingereist?

Die Antwort kam prompt, nach zweieinhalb Stunden. Ja, er war eingereist, der Gute, sogar zweimal. Das erstmal im Sommer 1876 (na schön) und das zweitemal im Dezember 1877, also vor drei Monaten. Er war aus London gekommen und von der Paß- und Zollkontrolle in Pas de Calais registriert worden. Wie lange er sich in Frankreich aufgehalten hatte, war nicht bekannt. Durchaus möglich, daß er am 15. März noch in Paris gewesen war. Womöglich hatte er mit einer Spritze in der Hand in der Rue de Grenelle vorbeigeschaut?

Es mußte somit ein Platz bei Tisch frei gemacht werden. Am besten wäre es natürlich, sich der Arztgattin zu entledigen, aber ein Anschlag auf das geheiligte Institut der Ehe kam nicht in Betracht. Nach einigem Überlegen entschloß sich Coche, den Teehändler in einen anderen Salon umzusetzen, da er den theoretischen Hoffnungen nicht entsprach

und kein aussichtsreicher Kandidat war. Das sollte der Steward erledigen: Es gebe da ein Plätzchen in einem anderen Salon mit honorigeren Herrschaften oder hübscheren Dämchen. Dazu war der Steward schließlich da, solche Dinge zu arrangieren.

Das Erscheinen des neuen Passagiers im Salon kam einer kleinen Sensation gleich, denn während der Reise waren alle schon einander recht überdrüssig geworden, und nun zeigte sich ein frischer Herr, noch dazu ein so imposanter. Nach dem armen Monsieur Boileau, Vertreter einer Zwischenstufe der Evolution, fragte niemand. Der Kommissar vermerkte, daß die alte Jungfer Clarissa Stomp am lebhaftesten reagierte – sie kam plötzlich auf Künstler, Theater und Literatur zu sprechen. Coche selbst setzte sich in seiner Freizeit gern mit einem Buch in seinen Sessel, wobei er allen anderen Autoren Victor Hugo vorzog, der war lebensecht und erhaben und anrührend. Und nach der Lektüre schlief man bestens. Aber von den russischen Autoren mit den zischelnden Namen hatte Coche natürlich nie gehört, da konnte er nicht mitreden. Allerdings mühte sich die englische Schrulle vergebens, Monsieur Fandorin war viel zu jung für sie.

Renate Kleber blieb ebenfalls nicht untätig, sie unternahm den Versuch, den Neuling in die Zahl der ihr dienstbaren Männer einzureihen, die sie gnadenlos scheuchte, ihr mal den Schirm, mal den Schal, mal ein Glas Wasser zu holen. Schon fünf Minuten nach Beginn des Abendessens weihte sie den Russen in alle Peripetien ihres delikaten Zustands ein, klagte über Migräne und bat Fandorin, Doktor Truffo zu holen, der sich heute verspätete. Aber der Diplomat schien sogleich erkannt zu haben, mit wem er es zu tun hatte, denn er wandte höflich ein, daß er den Doktor nicht von Angesicht kenne. Den Auftrag auszuführen beeilte sich

Leutnant Regnier, die ergebenste Kinderfrau der schwangeren Bankiersgattin.

Der erste Eindruck von Erast Fandorin sah so aus: wortkarg, zurückhaltend, höflich. Für Coches Geschmack war er gar zu geschniegelt. Der gestärkte Kragen stand wie aus Alabaster, in dem seidenen Halstuch steckte eine Perlnadel, und im Knopfloch des Revers prangte (ach du Donner) eine blutrote Nelke. Das Haar war sorgfältig gescheitelt und gekämmt, die Fingernägel waren gepflegt, und der schmale schwarze Schnurrbart sah aus wie mit Kohlestift gezeichnet.

Aus dem Schnurrbart eines Mannes lassen sich viele Schlüsse ziehen. Wenn er so aussieht wie bei Coche – walroßartig, an den Mundwinkeln herabhängend –, ist der Mann gescheit, kennt seinen Wert, ist kein Leichtfuß, mit Talmi nicht zu ködern. Ist er aufwärts gewirbelt, noch dazu spitz auslaufend, dann ist sein Träger ein Schürzenjäger und Bonvivant. Geht er in den Backenbart über, so ist sein Besitzer ehrgeizig und träumt davon, General, Senator oder Bankier zu werden. Nun, und ein Schnurrbart wie der Fandorins deutet auf eine romantische Vorstellung von der eigenen Person.

Was ließ sich noch sagen über den Russen? Sein Französisch war ganz ordentlich. Ein charakteristisches Detail – er stotterte leicht. Das Abzeichen trug er wieder nicht. Am meisten interessierte er sich für den Japaner, dem er lauter langweilige Fragen über Japan stellte, aber der Samurai antwortete vorsichtig, als argwöhne er eine Falle. Der Neuling hatte nämlich der Gesellschaft nicht erklärt, wohin er reiste und weswegen, er hatte einfach seinen Namen genannt und gesagt, daß er Russe sei. Der Kommissar hatte Verständnis für die Wißbegier Fandorins, der ja auf dem Weg nach Japan war. Coche stellte sich vor, daß dort alle so aussahen wie

Monsieur Aono, alle in Puppenhäuschen mit geschwungenen Dächern wohnten und sich aus kleinstem Anlaß den Bauch aufschlitzten. Tja, zu beneiden war der Russe nicht.

Nach dem Abendessen setzte sich Fandorin abseits, um eine Zigarre zu rauchen. Der Kommissar nahm im Nebensessel Platz und paffte seine Pfeife. Er hatte sich zuvor dem Russen als Pariser Rentier vorgestellt, der aus Neugier den Orient bereise (diese Legende hatte er sich zurechtgelegt). Jetzt tastete er sich an die eigentliche Sache heran, aber von weit her, sehr behutsam. Er spielte mit dem goldenen Wal an seinem Revers (den er aus der Rue de Grenelle hatte) und sagte wie beiläufig, um eine Unterhaltung anzuknüpfen: »Hübsches Ding, finden Sie nicht?«

Fandorin warf einen Blick auf das Revers und sagte nichts.

»Reines Gold. Schick!« lobte Coche.

Wieder erwartungsvolles Schweigen, doch durchaus höflich. Der Mann wartete einfach, was folgen würde. Die hellblauen Augen blickten aufmerksam. Der Diplomat hatte eine schöne Pfirsichhaut, rosa überhaucht wie bei einem jungen Mädchen. Aber ein Muttersöhnchen war er nicht, das war gleich zu erkennen.

Der Kommissar wechselte die Taktik.

»Sie sind viel auf Reisen?«

Indifferentes Achselzucken.

»Sie sind doch wohl im diplomatischen Dienst?«

Fandorin neigte höflich das Haupt, zog eine lange Zigarre aus der Tasche und schnitt mit einer kleinen silbernen Schere die Spitze ab.

»Waren Sie schon in Frankreich?«

Wieder ein bejahendes Neigen des Hauptes. Ein spannender Gesprächspartner ist der Russe nicht, dachte Coche, aber er gab nicht auf.

»Ich liebe Paris ganz besonders im Frühjahr, im März«, sagte er träumerisch. »Das ist die schönste Jahreszeit.«

Er sah sein Visavis scharf an – was würde der Mann sagen?

Fandorin nickte zweimal. Es war ungewiß, ob er nur zur Kenntnis nahm oder beipflichtete. Coche spürte Gereiztheit und runzelte feindselig die Stirn.

»Sie mögen das Abzeichen also nicht?«

Die Pfeife zischte und erlosch.

Der Russe holte kurz Luft, griff mit zwei Fingern in die Westentasche, holte den goldenen Wal heraus und geruhte nun endlich den Mund aufzumachen.

»Ich sehe, mein Herr, Sie interessieren sich für mein A-abzeichen. Hier ist es, bittesehr. Ich trage es nicht, weil ich nicht wie ein Hausmeister mit Blechmarke aussehen möchte, auch wenn sie aus Gold ist. Erstens. Wie ein Rentier wirken Sie nicht, Monsieur Coche, Ihr Blick flitzt zu sehr herum. Und warum sollte ein Pariser Rentier ständig eine amtliche Mappe mit sich herumtragen? Zweitens. Wenn Sie über die Art meiner Beschäftigung Bescheid wissen, müssen Sie Z-zugang zu den Reedereiunterlagen haben. Ich vermute, Sie sind ein Detektiv. Drittens. Und jetzt viertens: Wenn Sie etwas von mir wissen wollen, reden Sie nicht um den heißen Brei herum, sondern kommen Sie zur Sache.«

Mit solch einem sollte man nun reden!

Coche mußte sich herauswinden. Vertraulich raunte er dem überaus scharfsinnigen Diplomaten zu, er sei Schiffsdetektiv und habe über die Sicherheit der Passagiere zu wachen – doch diskret und möglichst taktvoll, um die Gefühle des erlesenen Publikums nicht zu verletzen. Ob Fandorin ihm glaubte, stand dahin, doch der fragte nicht weiter.

Jedes Schlechte hat auch sein Gutes. Der Kommissar hatte wenn nicht einen Gleichgesinnten, so doch einen Gesprächs-

partner gewonnen, der überdies eine erstaunliche Beobachtungsgabe besaß und in der Kriminologie bestens Bescheid wußte.

Fortan saßen sie recht oft selbstweit an Deck, blickten auf das sanft abfallende Kanalufer, rauchten (Coche seine Pfeife, der Russe Zigarre) und plauderten über interessante Themen. Zum Beispiel über moderne Methoden zur Identifizierung und Entlarvung von Verbrechern.

»Die Pariser Polizei arbeitet nach dem letzten Stand der Wissenschaft«, prahlte Coche einmal. »Die Präfektur hat einen speziellen ›service d'identification‹, den ein junges Genie leitet – Alphonse Bertillon. Er hat ein ganzes System der Registrierung verbrecherischer Elemente entwickelt.«

»Ich habe Doktor Bertillon während meines letzten Aufenthalts in P-paris mehrmals getroffen«, sagte Fandorin überraschend. »Er hat mir von seiner anthropometrischen Methode erzählt. Die Bertillonage ist eine sehr scharfsinnige Theorie. Haben Sie sie schon in der Praxis angewendet? Mit welchen Resultaten?«

»Einstweilen gibt es keine.« Der Kommissar zuckte die Achseln. »Zunächst müssen sämtliche Rückfalltäter der Bertillonage unterzogen werden, und das dauert Jahre. In Bertillons Abteilung herrscht ein richtiges Chaos: Die Arrestanten werden in Ketten hereingeführt, dann werden sie von allen Seiten gemessen wie Pferde auf dem Jahrmarkt, und ihre Maße werden auf Karteikarten festgehalten. Dafür wird die Polizei bald viel besser arbeiten können. Mal angenommen, man findet am Ort eines Einbruchs einen Abdruck der linken Hand. Man mißt ihn und guckt in die Kartotheke. Aha, Mittelfinger 89 Millimeter lang, zu suchen in Gruppe Nr. 3. Dort sind siebzehn Einbrecher mit entsprechender Fingerlänge registriert. Das Weitere ist ein

Kinderspiel: überprüfen, wer zur Tatzeit wo war. Wer kein Alibi hat, wird geschnappt.«

»Die Verbrecher sind also nach der Länge des Mittelfingers registriert?« fragte der Russe mit lebhaftem Interesse.

Coche schmunzelte nachsichtig in seinen Schnauzbart.

»Dort haben sie ein ganzes System, mein junger Freund. Bertillon teilt alle Menschen in drei Abteilungen – nach der Länge des Schädels. Jede der drei Abteilungen teilt sich in drei Unterabteilungen – nach der Breite des Schädels. Also gibt es neun Unterabteilungen. Die Unterabteilung teilt sich ihrerseits in drei Gruppen – nach der Länge des linken Mittelfingers. Siebenundzwanzig Gruppen. Aber das ist noch nicht alles. Jede Gruppe hat drei Sektionen – nach der Länge des rechten Ohrs. Wieviel Sektionen? Richtig, einundachtzig. Die weitere Klassifizierung erfaßt die Körpergröße, die Handlänge, die Sitzhöhe, die Fußgröße, die Länge des Ellbogengelenks. Insgesamt 19683 Kategorien! Ein vollständig bertillonierter Verbrecher, der in unsere Kartei geraten ist, kann der Justiz nicht mehr entrinnen. Davor hatten sie's besser, sie gaben bei der Verhaftung einen falschen Namen an und brauchten nicht zu verantworten, was sie früher einmal angerichtet hatten.«

»Hervorragend«, sagte der Diplomat nachdenklich, »aber die Bertillonage wird bei der Aufklärung eines konkreten Verbrechens kaum helfen, vornehmlich wenn der Mann noch nie verhaftet war.«

Coche breitete die Arme aus.

»Nun, das ist ein Problem, das die Wissenschaft nicht lösen kann. Solange es Verbrecher gibt, wird es ohne uns Berufsermittler nicht gehen.«

»Haben Sie von F-fingerabdrücken gehört?« fragte Fan-

dorin und präsentierte dem Kommissar seine schmale, doch sehr kräftige Hand mit polierten Fingernägeln und einem Brillantring.

Mit einem mißgünstigen Blick auf den Ring (mindestens ein Jahresgehalt des Kommissars) sagte Coche auflachend: »Handlesen wie bei den Zigeunern?«

»Keineswegs. Schon in alten Z-zeiten hat man gewußt, daß das Relief der Papillarlinien auf den Fingerkuppen bei jedem Menschen anders ist. In China bestätigt ein Kuli einen Arbeitsvertrag mit dem Abdruck seines in Tusche getauchten Daumens.«

»Nun, wenn jeder Mörder so liebenswürdig wäre, seinen Daumen in Tusche zu tunken und den Abdruck am Tatort zurückzulassen ...« Der Kommissar lachte gutmütig.

Aber der Diplomat war nicht zum Scherzen aufgelegt.

»Herr Schiffsdetektiv, Sie sollten w-wissen, daß die moderne Wissenschaft zuverlässig festgestellt hat: Auf jeder trockenen festen Oberfläche bleibt bei Berührung ein Fingerabdruck zurück. Wenn der Täter auch nur flüchtig eine Tür, ein Tatwerkzeug, eine Fensterscheibe angefaßt hat, hinterläßt er eine Spur, mit deren H-hilfe er überführt werden kann.«

Coche wollte ironisch entgegnen, in Frankreich gebe es zwanzigtausend Verbrecher mit zweihunderttausend Fingern, und wenn man die alle mit der Lupe untersuchen wolle, werde man erblinden, aber er ließ es. Er mußte an die zertrümmerte Vitrine in der Rue de Grenelle denken. Auf dem zerschlagenen Glas waren viele Fingerabdrücke gewesen. Aber niemandem war eingefallen, sie zu kopieren, und die Scherben waren im Müll gelandet.

Sieh an, wie weit es der Fortschritt gebracht hat! Denn was ergibt sich? Alle Verbrechen werden doch mit den

Händen verübt, oder? Nun stellt sich heraus, daß Hände nicht schlechter Informationen liefern können als bezahlte Spitzel! Und wenn man erst bei allen Dieben und Banditen die Fingerchen kopiert hat, werden sie es nicht mehr wagen, mit ihren dreckigen Pfoten ein krummes Ding zu drehen! Dann hat die Kriminalität ein Ende.

Bei solchen Aussichten konnte einem der Kopf schwirren.

REGINALD MILFORD-STOKES

2. April 1878

18 Uhr 34,5 Minuten Greenwicher Zeit

Meine kostbare Emily,

heute sind wir in den Suezkanal eingelaufen. In meinem gestrigen Brief habe ich Ihnen eingehend die Geschichte und Topographie von Port Said geschildert, und jetzt kann ich es mir nicht versagen, Ihnen etliche interessante und erbauliche Auskünfte über den Großen Kanal mitzuteilen, dieses grandiose Bauwerk menschlicher Hände, das im kommenden Jahr sein zehnjähriges Bestehen feiert. Ist Ihnen bekannt, meine liebe und vergötterte Gattin, daß der jetzige Kanal der vierte ist und der erste schon im vierzehnten Jahrhundert vor Christi Geburt unter dem großen Pharao Ramses gegraben wurde? Zur Zeit des Niedergangs des ägyptischen Reiches wehten die Wüstenwinde das Kanalbett mit Sand zu, aber unter dem Perserkönig Darius, 500 vor Christus, schaufelten Sklaven einen neuen Kanal, der 120 000 Menschenleben forderte. Herodot schreibt, daß die Fahrt durch den Kanal vier Tage dauerte und daß zwei entgegenkommende Galeeren aneinander vorbeikamen, ohne daß die Ruderreihen sich berührten. Mehrere Schiffe der zerschlagenen Flotte Kleopatras konnten sich durch den Kanal ins Rote Meer retten und sich dem Zorn des grimmen Octavian entziehen.

Nach dem Zerfall des römischen Imperiums trennte wieder

eine hundert Meilen lange Wand aus Treibsand den Atlantik vom Indischen Ozean, doch kaum hatten die Nachfolger des Propheten Mohammed in dieser unfruchtbaren Gegend einen starken Staat geschaffen, griffen die Menschen erneut zu Hacken und Spaten. Ich fahre hier vorbei an toten Salzböden und endlosen Wanderdünen und werde nicht müde, mich an der sturen Tapferkeit und der emsenhaften Mühsal des menschlichen Stammes zu begeistern, der einen unendlichen, unweigerlich zum Scheitern verurteilten Kampf gegen den allmächtigen Chronos führt. Zweihundert Jahre lang befuhren Getreideschiffe den Kanal, dann wischte die Erde die jämmerliche Falte von ihrer Stirn, und die Wüste sank in tausendjährigen Schlaf.

Der Vater des neuen Suezkanals war leider kein Brite, sondern der Franzose Lesseps, liebe Emily, ein Vertreter der Nation, für die ich eine tiefe und vollauf gerechtfertigte Verachtung empfinde. Dieser umtriebige Diplomat überredete den ägyptischen Vizekönig, einen Ferman über die Gründung der Suezkanal-Gesellschaft auszufertigen. Diese erhielt das Recht, die neue Wasserstraße auf 99 Jahre zu pachten, während der ägyptischen Regierung nur 15% der Einkünfte zugebilligt wurden! Und diese schäbigen Franzosen wagen es noch, uns Briten als Plünderer der rückständigen Völker zu bezeichnen! Zumindest haben wir unsere Privilegien mit dem Degen erkämpft, nicht aber schmutzige Geschäfte mit habgierigen einheimischen Beamtenseelen gemacht.

1 600 Kamele brachten jeden Tag Trinkwasser für die Arbeiter, die den Großen Kanal gruben, aber die Ärmsten starben gleichwohl zu Tausenden an Durst, Hitze und ansteckenden Krankheiten. Unsere »Leviathan« schwimmt sozusagen über Leichen, und ich sehe im Sand zähnebleckende Schädel mit leeren Augenhöhlen. Es dauerte zehn Jahre und kostete fünfzehn Millionen Pfund Sterling, dieses grandiose Bauwerk zu voll-

enden. Dafür legt ein Schiff die Strecke von England nach Indien jetzt in der halben Zeit zurück. Fünfundzwanzig Tage, und man ist in Bombay. Unglaublich! Die Kanaltiefe beträgt mehr als 100 Fuß, so daß selbst unsere Riesenarche nicht befürchten muß, auf eine Sandbank aufzulaufen.

Heute beim Mittagessen mußte ich so lachen, daß ich mich an einer Brotkruste verschluckte, ich hustete und konnte das Lachen dennoch nicht bezwingen. Unser kläglicher Fant Regnier (ich schrieb Ihnen von dem Ersten Offizier der »Leviathan«) fragte mich mit geheuchelter Teilnahme nach dem Grund meiner Heiterkeit, da mußte ich noch mehr lachen. Ich konnte ihm ja nicht gut sagen, welcher Gedanke mich so belustigt hatte. Den Kanal haben die Franzosen gebaut, aber die Früchte ernten wir Engländer. Vor drei Jahren hat die Regierung Ihrer Majestät dem ägyptischen Khedive die Aktienmehrheit abgekauft, und jetzt verwalten wir Briten den Kanal. Die Aktie, die anfangs für 15 Pfund verkauft wurde, ist heute 3 000 wert! Ist das nicht toll? Wie sollte ich da ernst bleiben?

Im übrigen langweile ich Sie gewiß mit diesen trockenen Details. Seien Sie mir nicht gram, meine teure Emily, ich habe keinen anderen Zeitvertreib, als lange Briefe zu schreiben. Wenn meine Feder über das Velinpapier kratzt, ist mir, als säßen Sie neben mir, und wir führten eine erquickliche Unterhaltung. Sie müssen wissen, in dem heißen Klima fühle ich mich bedeutend besser. Ich kann mich morgens nicht mehr an die Alpträume erinnern, die mich nächtlicherweile quälen, aber sie sind noch da, denn wenn ich in der Frühe aufwache, ist das Kopfkissen naß von Tränen, manchmal auch von meinen Zähnen zerbissen.

Aber das sind Lappalien. Jeder neue Tag, jede zurückgelegte Meile bringt mich dem neuen Leben näher. Dort, unter der freundlichen Äquatorsonne, wird diese entsetzliche Trennung, die mir die Seele zerrissen hat, endlich vorbei sein. Wenn es nur

Schneller ginge! Ich fiebere dem Moment entgegen, da Ihr strahlender, zärtlicher Blick wieder auf mir ruht, meine liebe Freundin.

Womit könnte ich Sie noch zerstreuen? Vielleicht mit der Beschreibung unserer »Leviathan«, ein mehr als würdiges Thema. In den vorübergehenden Briefen habe ich zu viel von meinen Gefühlen und Träumen geschrieben und Ihnen nicht diesen Triumph der britischen Ingenieurkunst in den schönsten Farben ausgemalt.

Die »Leviathan« ist das größte Passagierschiff der Weltgeschichte, mit Ausnahme der kolossalen »Great Eastern«, die schon seit zwanzig Jahren die Wasser des Atlantik fürcht. Jules Verne, der die »Great Eastern« in dem Buch »Die schwimmende Stadt« beschrieb, hat unsere »Leviathan« nie gesehen, sonst würde er die alte »G. E.« in »Das schwimmende Dorf« umbenannt haben. Sie verlegt ja nur Telegraphenkabel auf dem Grunde des Ozeans. Die »Leviathan« hingegen kann tausend Personen und zusätzlich 10000 Tonnen Fracht transportieren. Die Länge unseres feuerspeienden Monsters übersteigt 600, die Breite erreicht 80 Fuß. Ist Ihnen bekannt, wie ein Schiff gebaut wird, liebe Emily? Zunächst wird der Linienriß des zu bauenden Schiffes auf dem Schnürboden (einem überdachten Raum) in einen besonders geglätteten Holzbelag eingeritzt. Der Linienriß der »Leviathan« war so gewaltig, daß extra ein Gebäude von der Größe des Buckingham-Palastes errichtet werden mußte!

Das Wunderschiff besitzt zwei Dampfmaschinen, zwei mächtige Seitenräder und eine gigantische Schraube am Heck. Sechs Masten ragen bis hinauf in den Himmel, sie sind voll betakelt, und bei achterem Wind und großer Maschinenfahrt entwickelt das Schiff eine Geschwindigkeit von 16 Knoten! Hier haben die neuesten Errungenschaften der Schiffbauindustrie Anwen-

ding gefunden. Dazu gehören: die doppelte metallene Außenhaut, die das Schiff selbst bei einem Aufprall auf einen Felsen rettet, spezielle Seitenkiele, die das Schlingern dämpfen, elektrische Beleuchtung, wasserdichte Räume, gewaltige Kühlanlagen für den produzierten Dampf – alles läßt sich nicht aufzählen. Die gesamte Erfahrung jahrhundertelanger Arbeit des erfinderischen und unermüdlichen menschlichen Verstandes ist in diesem stolzen Schiff gebündelt, das furchtlos die Meereswellen teilt. Gestern habe ich nach alter Gewohnheit die Heilige Schrift an der erstbesten Stelle aufgeschlagen und war erschüttert – ins Auge fielen mir die Zeilen über Leviathan, das gefährliche Seeungeheuer aus dem Buche Hiob. Ich erbebte, als ich plötzlich begriff, daß dort keineswegs von einer Seeschlange die Rede war, wie die Alten glaubten, und nicht von einem Pottwal, wie die heutigen Rationalisten behaupten – nein, in der Bibel wird eindeutig von der »Leviathan« gesprochen, die mich aus Finsternis und Entsetzen hinführen wird zu Glück und Licht. Urteilen Sie selbst: »Die Tiefe läßt er wie den Kessel sieden und macht das Meer zu einem Salbentopf. Aufleuchtet hinter ihm der Pfad; man hält das Meer für Greisenhaar. Es gibt nicht seinesgleichen auf der Erde, dazu geschaffen, ohne Furcht zu sein. Verächtlich schaut er alles Hohe an, und König ist er aller stolzen Tiere.« Der Salbentopf – das ist das Schmieröl, der aufleuchtende Pfad hinter ihm – das ist die Hecksee. Das ist doch offensichtlich!

Und da überkam mich Angst, liebe Emily. Diese Zeilen bergen eine gefährliche Warnung – für mich persönlich, für die Passagiere der »Leviathan« oder für die ganze Menschheit. Vom Standpunkt der Bibel ist doch Stolz etwas Schlechtes, oder? Und wenn der Mensch verächtlich alles Hohe anschaut, drohen da nicht irgendwelche katastrophalen Folgen? Sind wir nicht gar zu stolz auf unseren flinken Verstand und unsere geschickten

Hände? Wohin führt uns der König aller stolzen Tiere? Was steht uns bevor?

Ich schlug das Buch auf um zu beten, zum erstenmal seit langer Zeit. Und plötzlich las ich: »Das ist ihr Herz, daß ihre Häuser währen immerdar, ihre Wohnungen bleiben für und für; und haben große Ehre auf Erden. Dennoch kann ein Mensch nicht bleiben in solchem Ansehen, sondern muß davon wie das Vieh. Dies ihr Tun ist eitel Torheit; doch loben's ihre Nachkommen mit ihrem Munde.«

Als ich aber, von einem mystischen Gefühl ergriffen, mit zitternder Hand das Buch zum drittenmal aufschlug, fiel mein entzündeter Blick auf die langweilige Stelle aus dem vierten Buch Mose, wo mit buchhalterischer Genauigkeit die Opferdarbringungen der Geschlechter Israels aufgezählt werden. Da beruhigte ich mich, läutete mit dem silbernen Glöckchen und bestellte mir beim Steward eine heiße Schokolade.

Der Komfort in dem Teil des Schiffes, der dem honorigen Publikum vorbehalten ist, übersteigt jede Phantasie. In dieser Beziehung sucht die »Leviathan« in der Tat ihresgleichen. Dahin sind die Zeiten, als Reisende nach Indien oder China in enge dunkle Kämmerchen gezwängt, übereinander gestapelt wurden. Sie wissen, geliebte Gattin, wie sehr ich an Klaustrophobie leide, aber auf der »Leviathan« fühle ich mich wie am weitläufigen Ufer der Themse. Hier gibt es alles Notwendige, um der Langweile zu entfliehen: einen Tanzsaal, einen Musiksalon für klassische Konzerte und eine ganz passable Bibliothek. Die Erste-Klasse-Kabine steht, was die Ausstattung angeht, dem besten Londoner Hotelzimmer nicht nach. Von solchen Kabinen hat das Schiff hundert. Überdies hat es 250 Kabinen zweiter Klasse mit 600 Betten (ich habe nicht hineingeschaut, denn ich kann Armseligkeit nicht ertragen), außerdem soll es noch umfangreiche Frachträume geben. Allein an Bedienungspersonal hat

die »Leviathan«, die Matrosen und Offiziere nicht gerechnet, mehr als 200 Leute – Stewards, Köche, Diener, Musiker, Kabinenstewardessen. Denken Sie nur, ich bedauere überhaupt nicht, Jeremy nicht mitgenommen zu haben. Der Tagedieb hat dauernd seine Nase in Dinge gesteckt, die ihn nichts angehen, und hier kommt um elf das Mädchen, räumt auf und führt meine Aufträge aus. Das ist bequem und vernünftig. Wenn man will, ruft man mit dem Glöckchen den Diener herbei, damit er beim Ankleiden hilft, aber das halte ich für überflüssig, ich ziehe mich selber an und aus. In meiner Abwesenheit ist es dem Personal strengstens untersagt, die Kabine zu betreten, und wenn ich hinausgehe, klemme ich ein Haar in die Tür. Ich habe Angst vor Spionen. Glauben Sie mir, liebste Emily, dieses Schiff ist eine richtige Stadt, und es gibt alles mögliche Gesindel.

Meine Kenntnisse über den Dampfer habe ich hauptsächlich von Leutnant Regnier, der auf sein Schiff richtig stolz ist. Ansonsten ist er ein unsympathischer Mensch, und ich habe ihn ernsthaft im Verdacht. Er bemüht sich nach Kräften, den Gentleman zu spielen, aber mich führt er nicht hinters Licht, ich kann die minderwertige Rasse riechen. Um sich einzuschmeicheln, hat der Kerl mich in seine Kabine eingeladen. Ich habe hineingeschaut, weniger aus Neugier als aus dem Wunsch, den Grad der Bedrohung abzuschätzen, welche dieser dunkelhäutige Herr darstellen könnte (über sein Äußeres s. meinen Brief vom 20. März). Die Ausstattung seiner Kabine ist kärglich, was noch stärker ins Auge fällt durch geschmacklose Nippes (chinesische Vasen, indische Räuchergefäße, ein minderwertiges Seestück an der Wand usw.). Auf dem Tisch steht inmitten von Karten und Navigationsgeräten ein großes Photo einer Frau in Schwarz mit einer Inschrift auf französisch: »Allezeit sieben Fuß unterm Kiel, mein Liebling! Françoise B.« Ich fragte, ob es seine Frau sei. Nein, seine Mutter. Rührend, aber der Verdacht bleibt.

Ich habe auch weiterhin die Absicht, selber alle drei Stunden den Kurs zu überprüfen, obwohl ich dazu zweimal in der Nacht aufstehen muß. Gewiß, einstweilen fahren wir durch den Suezkanal, da ist es vielleicht überflüssig, doch ich will im Umgang mit dem Sextanten nicht aus der Übung kommen.

Zeit haben wir mehr als genug, und ich nutze sie außer zum Briefeschreiben dazu, den Jahrmarkt der Eitelkeiten zu beobachten, der mich von allen Seiten umgibt. In dieser Galerie menschlicher Typen gibt es hochinteressante Gestalten. Von einigen habe ich Ihnen schon geschrieben, doch gestern erschien in unserm Salon ein neues Gesicht. Stellen Sie sich vor – ein Russe. Sein Name ist Erast Fandorin. Emily, Sie wissen, was ich von Rußland halte, diesem häßlichen Auswuchs, der halb Europa und ein Drittel von Asien bedeckt. Rußland trachtet danach, seine das Christentum parodierende Religion und seine barbarischen Sitten auf die ganze Welt auszudehnen, und Albion ist das einzige Hindernis auf dem Weg dieser neuen Hunnen. Ohne die entschlossene Position der Regierung Ihrer Majestät in der gegenwärtigen Orientkrise würde Zar Alexander mit seinen Bärenatzen die Balkanländer eingerafft haben und...

Doch das habe ich Ihnen schon geschrieben, und ich mag mich nicht wiederholen. Im übrigen wirken sich Gedanken über die Politik schlecht auf meine Nerven aus. Jetzt ist es vier Minuten vor acht. Wie ich Ihnen schon mitteilte, gilt auf der »Leviathan« bis Aden die britische Zeit, darum ist um acht hier schon Nacht. Ich gehe jetzt, die Länge und die Breite zu messen, dann werde ich zu Abend speisen und den Brief fortsetzen.

Sechzehn Minuten nach zehn

Ich sehe, ich habe den Bericht über Mister Fandorin noch nicht beendet. Ich glaube, er gefällt mir trotz seiner Nationalität.

Er hat gute Manieren, ist schweigsam, kann zuhören. Wahrscheinlich gehört er dem Stand an, der in Rußland mit dem italienischen Wort intelligenzia bezeichnet wird, das meint wohl die europäische gebildete Klasse. Sie werden zugeben, teure Emily, daß eine Gesellschaft, in der die europäische Klasse als besondere Schicht angesehen und überdies mit einem Fremdwort benannt wird, schwerlich als zivilisiert betrachtet werden kann. Ich stelle mir vor, was für ein Abgrund den menschenähnlichen Mister Fandorin von einem bärtigen Kosaken oder Mushik trennt, welche in diesem tatarisch-byzantinischen Imperium 90% der Bevölkerung ausmachen. Andererseits muß solch eine Distanz einen gebildeten und denkenden Menschen ungewöhnlich erhöhen und veredeln. Darüber wird noch nachzudenken sein.

Mir hat gefallen, wie elegant Mister Fandorin (er ist übrigens Diplomat, was vieles erklärt) den unerträglichen Coche zurechtgewiesen hat, der behauptet, Rentier zu sein, obwohl mit bloßem Auge zu sehen ist, daß er schmutzige Geschäfte betreibt. Es sollte mich nicht wundern, wenn er in den Orient reist, um Opium und exotische Tänzerinnen für Pariser Kaschemmen einzukaufen. (Der letzte Satz ist durchgestrichen.) Ich weiß, liebe Emily, daß Sie eine Lady sind und nicht versuchen werden, das Durchgestrichene zu lesen. Ich habe mich hinreißen lassen und etwas geschrieben, was Ihrer keuschen Augen unwürdig ist.

Also, zum heutigen Abendessen. Der französische Bourgeois Coche, der sich in letzter Zeit eine große Geschwätzigkeit herausnimmt, hat mit selbstzufriedener Miene über die Vorzüge des Alters gegenüber der Jugend schwadroniert. »Ich bin unter den hier Anwesenden der Älteste«, sagte er herablassend, dieser Sokrates. »Ich habe graue Haare, bin dick und häßlich, aber glauben Sie nicht, daß ich mit Ihnen tauschen würde. Wenn ich

die hochmütige Jugend sehe, die sich vor dem Alter mit ihrer Kraft, Schönheit und Gesundheit spreizt, empfinde ich kein bißchen Neid. Na, denke ich dann, das ist nichts weiter, so war ich früher auch. Aber ob du, mein Lieber, überhaupt so alt wirst wie ich mit meinen zweiundsechzig, das ist noch nicht raus. Ich bin schon doppelt so glücklich wie du mit deinen dreißig, denn ich lebe auf dieser Welt doppelt so lange wie du.« Und er trank einen Schluck Wein, stolz auf seinen originellen Gedanken und seine scheinbar unwiderlegliche Logik. Da sagte plötzlich Fandorin, der bislang den Mund nicht aufgekriegt hatte, mit sehr ernster Miene: »Das trifft zweifellos zu, Herr Coche, wenn man das Leben im orientalischen Sinne betrachtet – als das Sich-Befinden an einem Punkt des Daseins und das ewige ›Jetzt‹. Aber es gibt noch eine andere Sichtweise, die das Leben eines Menschen als ein Literaturwerk ansieht, das man erst beurteilen kann, wenn die letzte Seite zu Ende gelesen ist. Dieses Werk kann lang sein wie eine Tetralogie oder kurz wie eine Novelle. Aber wer will zu behaupten wagen, daß ein dicker und banaler Roman wertvoller wäre als ein kurzes, schönes Gedicht?« Und das komischste, unser Rentier, der tatsächlich dick und banal ist, hat gar nicht begriffen, daß er gemeint war. Selbst als Miss Stomp (eine nicht dumme, wenngleich sonderbare Person) kicherte und ich ziemlich laut prustete, bekam der Franzose es nicht mit – er blieb bei seiner Überzeugung, und dafür sei er gepriesen.

Freilich bekundete Monsieur Coche im weiteren Gespräch, schon beim Dessert, einen gesunden Menschenverstand, der mich erstaunte. Auch das Fehlen einer regulären Bildung hat seine Vorzüge: Ein nicht von Autoritäten eingeeingter Verstand ist zuweilen fähig, interessante und zutreffende Beobachtungen zu machen.

Urteilen Sie selbst. Die amöbenartige Mrs. Truffo, die Frau

unseres vertrottelten Doktors, säuselte wieder mal etwas von dem »Kleinchen« und »Engelchen«, mit dem Madame Kleber in Bälde ihren Bankier beglücken wird. Da Mrs. Truffo nicht französisch spricht, mußte ihr unglücklicher Gatte die süßlichen Sentenzen übersetzen – von Familienglück, das ohne das »Plappern der Kleinen« nicht denkbar sei. Coche paffte und paffte, dann sagte er plötzlich: »Ich kann Ihnen nicht zustimmen, Madame. Ein wahrhaft glückliches Ehepaar hat keineswegs Kinder nötig, denn Mann und Frau sind einander vollauf genug. Mann und Frau sind wie zwei unebene Oberflächen, jede mit Hebungen und Senkungen. Wenn die Oberflächen nicht dicht einander anliegen, bedarf es Leim, ohne den die Konstruktion, also die Familie, nicht halten würde. Dieser Leim sind die Kinder. Wenn aber die Oberflächen ideal zueinander passen und jede Hebung eine Senkung findet, ist Leim überflüssig. Nehmen Sie mich und meine Blanche. Dreiunddreißig Jahre leben wir wie ein Herz und eine Seele. Wozu brauchen wir Kinder? Auch ohne sie ist es wunderbar.« Sie können sich vorstellen, Emily, was für eine Woge gerechter Entrüstung über den Zerstörer ewiger Werte hereinbrach. Am meisten ereiferte sich Madame Kleber, die in ihrem Schoß einen kleinen Schweizer trägt. Beim Anblick ihres zur Schau gestellten Bäuchleins zuckte ich jedesmal zusammen. Ich sehe im Geiste einen zusammengekauerten Mini-Bankier mit gezwirbeltem Schnurrbärtchen und aufgeblasenen Bäckchen. Mit der Zeit werden die Klebers zweifellos ein ganzes Bataillon der Schweizer Garde auf die Welt bringen.

Ich muß Ihnen gestehen, meine zärtlich geliebte Emily, daß mir der Anblick schwangerer Frauen Übelkeit verursacht. Sie sind widerlich! Dieses sinnlos animalische Lächeln, diese scheußliche Miene des permanenten Hineinborchens in den eigenen Leib! Ich halte mich nach Möglichkeit von Madame

Kleber fern. Schwören Sie mir, Teuerste, daß wir niemals Kinder haben werden. Der dicke Bourgeois hat tausendmal recht! Wozu Kinder? Wir sind doch auch so unendlich glücklich. Wir müssen nur diese erzwungene Trennung durchstehen.

Aber jetzt ist es zwei Minuten vor elf. Ich muß meine Messung machen.

Verflixt! Ich habe die ganze Kabine durchsucht. Mein Sextant ist weg. Keine Einbildung. Er lag in der kleinen Truhe, zusammen mit dem Chronometer und dem Kompaß, und jetzt ist er weg! Ich habe Angst, Emily! Oh, ich habe es geahnt! Meine schlimmsten Befürchtungen haben sich bewahrheitet!

Warum? Wofür? Die sind zu jeder Schandtat bereit, nur um unsere Begegnung zu verhindern. Wie soll ich jetzt überprüfen, ob der Dampfer den richtigen Kurs fährt? Das war Regnier, ich weiß es. Ich habe gesehen, mit was für Augen er mich anguckte, als er letzte Nacht an Deck mein Hantieren mit dem Sextanten beobachtete. Der Schuft!

Ob ich zum Kapitän gehe, um eine Bestrafung Regniers zu verlangen? Aber wenn sie unter einer Decke stecken? O Gott, erbarme dich meiner!

Ich mußte eine Pause machen. Mich hat das alles so echauffiert, daß ich von den Tropfen nehmen mußte, die Doktor Jenkinson mir verordnet hat. Und entsprechend seiner Weisung habe ich an etwas Erfreuliches gedacht. Daran, wie wir beide auf der weißen Veranda sitzen und in die Ferne schauen, um herauszufinden, wo das Meer aufhört und der Himmel anfängt. Sie lächeln und sagen: »Lieber Regi, nun sind wir beisammen.« Dann setzen wir uns in das Kabriolett und fahren am Ufer entlang ...

Mein Gott, was fasele ich da! Was denn für ein Kabriolett?

Ich bin ein Ungeheuer, und es gibt für mich keine Vergebung.

RENATE KLEBER

Sie erwachte in glänzender Laune, lächelte über einen Sonnenfleck, der über ihre vom Kissen zerdrückte rundliche Wange kroch, und horchte auf ihren Bauch. Das Kind verhielt sich still, aber sie hatte schrecklichen Hunger. Bis zum Frühstück waren es noch fünfzig Minuten, doch sie war gewohnt, sich zu gedulden, und Langeweile war ihr fremd. Der Schlaf verließ sie morgens ebenso schnell, wie er sie abends überkam – sie bettete den Kopf auf die zusammengelegten Hände, und schon im nächsten Moment hatte sie einen lieblichen und fröhlichen Traum.

Renate trällerte ein frivoles Liedchen von der armen Georgette, die sich in einen Schornsteinfeger verliebt, dabei verrichtete sie ihre Morgentoilette, rieb das frische Gesicht mit Lavendelwasser ab, frisierete sich flink und geschickt: toupierte über der Stirn einen kleinen Pony, steckte das volle kastanienbraune Haar zu einem glatten Knoten und ließ an den Schläfen zwei gewundene Löckchen herabhängen. Nun sah sie so aus, wie sie es wollte – hübsch und bescheiden. Sie guckte durch das Bullauge. Immer dasselbe: das gleichmäßige Kanalufer, der gelbe Sand, die weißen Lehmhütten eines ärmlichen Dorfes. Ein heißer Tag stand bevor. Also das weiße Spitzenkleid, der Strohhut mit dem roten Band und, nicht zu vergessen, der Sonnenschirm, denn nach dem Frühstück war ein Spaziergang fällig. Doch fand sie es lästig, sich mit dem Schirm abzuschleppen. Irgendwer würde ihn ihr schon holen.

Renate drehte sich mit sichtlichem Vergnügen vor dem Spiegel, stellte sich seitlich hin, zog das Kleid über dem Bauch straff. Um die Wahrheit zu sagen – noch war nichts zu sehen.

Mit dem Recht der Schwangeren fand sie sich vor der Zeit zum Frühstück ein, die Kellner waren noch beim Eindecken. Renate bestellte sogleich Orangensaft, Tee, Hörnchen mit Butter und alles übrige. Als der erste Tischnachbar erschien, der dicke Monsieur Coche, auch ein Frühaufsteher, hatte die werdende Mutter schon drei Hörnchen verdrückt und machte sich eben über ein Omelett mit Pilzen her. Auf der »Leviathan« gab es kein Kontinentalfrühstück, sondern ein richtiges englisches Breakfast: mit Rostbeef, erlesenen Eierspeisen, Pudding und Porridge. Französisch waren hier nur die Croissants. Dafür dominierte mittags und abends die französische Küche. Konnte man im Salon »Windsor« etwa Nierchen mit Bohnen servieren?

Der Erste Offizier erschien wie stets um punkt zehn. Fürsorglich erkundigte er sich nach Madame Klebers Befinden. Renate schwindelte, sie habe schlecht geschlafen und fühle sich zerschlagen, weil sich das Bullauge schwer öffnen lasse und es in ihrer Kabine stickig sei. Leutnant Regnier war bestürzt und versprach, persönlich vorbeizukommen und den Defekt zu beheben. Eier und Rostbeef aß er nicht, er hielt sich an eine ausgeklügelte Diät und ernährte sich hauptsächlich von Grünzeug. Er tat Renate leid.

Allmählich fanden sich auch die übrigen ein. Das Gespräch am Frühstückstisch kam gewöhnlich nur schleppend in Gang – die Älteren waren zerknittert nach einer schlecht verbrachten Nacht, und die Jüngeren schliefen noch halb. Es war amüsant, zu beobachten, wie die zickige Clarissa Stomp den stotternden Diplomaten umgarnte. Renate schüttelte

den Kopf: Wie konnte die sich solche Blöße geben! Meine Liebe, der könnte dein Sohn sein, trotz der imposanten weißen Schläfen. Meinst du, der Beau wäre was für so eine alternde Jungfer wie dich?

Als letzter kam der rothaarige Psychopath (so nannte Renate im stillen den englischen Baronet). Storre Zotteln, rote Augen, zuckende Mundwinkel – ein Graus. Aber Madame Kleber fürchtete ihn kein bißchen und ließ keine Gelegenheit aus, sich über ihn lustig zu machen. So reichte sie ihm jetzt mit unschuldig-freundlichem Lächeln das Milchkännchen. Milford-Stokes (schon der Name!) schob erwartungsgemäß angewidert seine Tasse zurück. Renate wußte aus Erfahrung, daß er das Milchkännchen nicht anrühren, sondern seinen Kaffee lieber schwarz trinken würde.

»Warum wenden Sie sich ab?« lispelte sie mit bebender Stimme. »Keine Bange, Schwangerschaft ist nicht ansteckend.« Und sie schloß schon ohne Beben: »Jedenfalls nicht für Männer.«

Der Psychopath schickte ihr einen sengenden Blick, der jedoch an ihrem strahlenden und friedlichen Gegenblick abprallte. Leutnant Regnier verdeckte mit der Hand ein Schmunzeln, der Rentier ließ ein »hm« hören. Selbst der Japaner lächelte über Renates Ausfall. Allerdings lächelte dieser Monsieur Aono immer, auch ohne jeden Anlaß. Womöglich bedeutete ja das Lächeln bei den Japanern gar nicht Heiterkeit, sondern etwas ganz anderes. Zum Beispiel Langeweile oder Abscheu.

Nachdem Monsieur Aono zur Genüge gelächelt hatte, leistete er sich wieder das gewohnte Stückchen, von dem es seinen Tischnachbarn immer ganz übel wurde: Er schneuzte geräuschvoll in eine Papierserviette, knüllte sie zusammen und legte das nasse Päckchen sorgsam auf seinem schmutzigen

Teller ab. Mochten sich die anderen am Anblick dieser Ikebana erbauen. Von Ikebana hatte Renate bei Pierre Loti gelesen, und das wohlklingende Wort war ihr haftengeblieben. Interessante Idee, Blumensträuße nicht einfach so zu binden, sondern mit philosophischem Sinn. Sie müßte es mal probieren.

»Welche Blumen mögen Sie?« fragte sie Doktor Truffo.

Er übersetzte die Frage seiner Schreckschraube, dann antwortete er: »Stiefmütterchen.«

Und er übersetzte auch die Antwort: »Pansies.«

»Ich vergöttere Blumen!« rief Miss Stomp (die sich als jugendliche Naive aufspielte). »Aber nur lebendige. Wie gern gehe ich über eine Blumenwiese! Es zerreißt mir das Herz, wenn ich sehe, wie die armen Schnittblumen welken und ihre Blütenblätter verlieren! Darum lasse ich mir auch von niemandem Blumen schenken.« Schmachteblick auf den schönen Russen.

Welch ein Jammer, sonst würden sie dich bestimmt mit Sträußen zuschütten, dachte Renate, laut aber sagte sie: »Ich finde, Blumen sind die Krönung von Gottes Schöpfung, und eine blühende Wiese zu zertrampeln ist ein Verbrechen.«

»In den Parkanlagen von Paris gilt es auch als Verbrechen«, verlautbarte Monsieur Coche. »Es kostet zehn Francs Strafe. Und wenn die Damen einem alten Flegel gestatten wollen, seine Pfeife zu rauchen, möchte ich Ihnen ein spannendes Geschichtchen zu diesem Thema erzählen.«

»Oh, meine Damen, üben Sie Nachsicht!« rief der bebrillte Indologe Sweetchild und schüttelte sein Disraeli-Bärtchen. »Monsieur Coche ist ein fabelhafter Erzähler.«

Alle wandten sich der schwangeren Renate zu, die das letzte Wort hatte, und sie rieb sich vielsagend die Schläfe. Nein, Kopfschmerzen hatte sie nicht, es machte ihr nur Spaß,

den angenehmen Moment zu verlängern. Aber das »Geschichtchen« wollte sie auch gern hören, darum nickte sie mit Leidensmiene.

»Gut, rauchen Sie nur. Aber dann soll mir jemand Luft zufächeln.«

Da die garstige Clarissa, die einen üppigen Fächer aus Straußenfedern besaß, so tat, als ginge es sie nichts an, mußte der Japaner das übernehmen. Gintaro Aono setzte sich neben die Leidende und fuchtelte ihr mit seinem Fächer voller bunter Schmetterlinge so eifrig vor der Nase herum, daß ihr bald schwindlig wurde von dem Farbengeflirre. Der Japaner bezog für seinen Übereifer einen Verweis.

Coche nahm mit Genuß einen Zug, stieß ein Wölkchen duftenden Qualms aus und begann seine Erzählung: »Ob Sie's glauben oder nicht, aber dies ist eine wahre Geschichte. Im Jardin du Luxembourg arbeitete ein Gärtner, der alte Picard. Vierzig Jahre lang goß und pflegte er Blumen, und bis zur Pensionierung hatte er nur noch drei Jahre. Eines Morgens kam er mit seiner Gießkanne in den Park, da sah er auf einem Tulpenbeet einen schicken Herrn mit Frack liegen. Der Mann hatte es sich in der Morgensonne bequem gemacht und lag behaglich da. Er mußte wohl ein Nachtschwärmer sein, der bis in den Morgen gezechet, es nicht bis nach Hause geschafft und hier schlappgemacht hatte.« Coche kniff ein Auge ein und maß die Anwesenden mit verschmitztem Blick. »Picard wurde natürlich böse, seine Tulpen waren zerdrückt, und er sagte: Stehen Sie auf, Monsieur, in unserm Park darf man nicht auf den Beeten liegen. Dafür kassieren wir zehn Francs Strafe.« Der Nachtschwärmer öffnete ein Auge und holte ein Goldstück hervor. »Nimm, Alter, und laß mich in Ruhe. Ich habe lange nicht so schön geruht.« Na, der Gärtner nahm

das Geld, ging aber nicht weg. ›Die Strafe haben Sie bezahlt, aber ich darf Sie trotzdem nicht hier liegen lassen. Stehen Sie bitte auf.‹ Da öffnete der Herr im Frack auch sein zweites Auge, hatte es aber nicht eilig, sich zu erheben. ›Wieviel muß ich berappen, damit du mir aus der Sonne gehst? Ich zahle jeden Preis, wenn du mich hier ein Stündchen schlummern läßt.‹ Picard kratzte sich den Hinterkopf, rechnete, bewegte die Lippen. ›Gut‹, sagte er, ›wenn Sie ein Liegestündchen in einem Beet des Jardin du Luxembourg erwerben wollen, kostet es Sie vierundachtzigtausend Francs und keinen Sou weniger.‹« Der Kommissar lachte vergnügt und schüttelte den Kopf, gleichsam hingerissen von der Frechheit des Gärtners. »Nicht einen Sou weniger, so so. Nun muß ich Ihnen aber sagen, der beschwipste Herr war nicht irgendwer, sondern der Bankier Laffitte, der reichste Mann von Paris. Der redete nicht in den Wind, er hatte gesagt ›jeden Preis‹, und das galt. Er hätte es als schmachlich empfunden, zu kneifen und sein Bankierswort zurückzunehmen. Aber einem hergelaufenen Frechling solch eine Summe zu geben hatte er auch keine Lust. Was tun?« Coche zuckte die Achseln, um die knifflige Lage des Bankiers zu illustrieren. »Laffitte sagt also: ›Na schön, du alter Spitzbube, du sollst deine vierundachtzigtausend haben, aber unter einer Bedingung: Beweise mir, daß ein Schlummerstündchen auf deinem schäbigen Beet tatsächlich diesen Betrag wert ist. Wenn du das nicht kannst, stehe ich jetzt auf und verbleue dich mit meinem Stock, dann komme ich wegen geringfügigem Rowdytum mit vierzig Francs Strafe davon.‹« Der bescheuerte Milford-Stokes lachte laut und schüttelte begeistert seine rötliche Mähne, Coche aber hob den gelberäucherten Finger: Freu dich nicht zu früh, es ist noch nicht zu Ende. »Und was meinen Sie, meine Damen und

Herren? Der alte Picard, kein bißchen verlegen, rechnete vor: »In einer halben Stunde, punkt acht, kommt der Herr Direktor des Parks, sieht Sie in dem Beet liegen und brüllt mich an, ich soll Sie wegbringen. Das kann ich aber nicht, denn Sie haben nicht für eine halbe, sondern für eine ganze Stunde bezahlt. Ich streite also mit dem Herrn Direktor, da jagt er mich aus dem Dienst, ohne Entschädigung und Pension. Dabei habe ich nur noch drei Jahre bis zur Pensionierung. Die Pension beträgt tausendzweihundert Francs im Jahr. Mein Leben im Ruhestand veranschlage ich auf zwanzig Jahre, macht vierundzwanzigtausend Francs. Aus der Dienstwohnung wird man uns raussetzen, meine Alte und mich. Wo soll ich dann wohnen? Ich muß ein Haus kaufen. Ein bescheidenes Häuschen mit Garten irgendwo an der Loire kostet mindestens zwanzigtausend. Und jetzt, mein Herr, denken Sie auch mal an meine Reputation. Vierzig Jahre habe ich in diesem Park auf Treu und Glauben meine Arbeit getan, und jeder wird sagen, daß Picard ein redlicher Mensch ist. Und nun solche Schande auf mein graues Haupt. Das ist ja Schmiergeld, Bestechung! Ich finde, für jedes Jahr untadeligen Dienstes sind tausend Francs nicht zuviel als moralischer Ausgleich. Insgesamt ergibt das vierundachtzigtausend.« Laffitte lachte, streckte sich behaglich auf dem Beet aus und schloß wieder die Augen. »Komm in einer Stunde«, sagte er. »Da kriegst du dein Geld, alter Affe.« Ist das nicht eine hübsche Geschichte, meine Damen und Herren?«

»Also t-tausend Francs für ein untadeliges Jahr?« sagte der russische Diplomat auflachend. »Ein bißchen wenig. Wahrscheinlich Mengenrabatt.«

Die Anwesenden erörterten lebhaft die Geschichte und äußerten durchaus gegensätzliche Meinungen, Renate aber

starrte neugierig Monsieur Coche an, der mit zufriedener Miene seine schwarze Mappe aufschlug, an der erkalteten Schokolade nippte und mit Papieren raschelte. Ein Original, dieser Opa. Was mochte er da für Geheimnisse haben? Warum hielt er den Ellbogen drüber?

Diese Frage ließ Renate keine Ruhe. Ein paarmal versuchte sie, Coche über die Schulter zu linsen, aber der boshafte Rentier klappte die Mappe unverfroren vor ihrer Nase zu und drohte ihr sogar mit dem Finger – nicht doch.

Aber heute geschah etwas Bemerkenswertes. Als Monsieur Coche wie üblich vor den anderen aufstand, entglitt seiner geheimnisvollen Mappe ein Blatt und segelte still zu Boden. Der Rentier bemerkte es nicht; in unfrohe Gedanken vertieft, verließ er den Salon. Kaum hatte sich die Tür hinter ihm geschlossen, schnellte Renate vom Stuhl hoch. Aber sie war nicht die einzige mit guter Beobachtungsgabe. Die wohlerzogene Miss Stomp, so eine Fixe, erreichte das Blatt als erste.

»Ach, Monsieur Coche hat wohl was verloren!« rief sie, hob rasch das Papier auf und bohrte die scharfen Augen hinein. »Ich bring's ihm.«

Aber Madame Kleber hatte schon mit zähen Fingern zugeschnappt und dachte nicht daran, loszulassen.

»Was ist es?« fragte sie. »Ein Zeitungsausschnitt? Wie interessant!«

Im nächsten Moment umstanden alle Anwesenden die beiden Damen, nur der stoische Japaner wedelte noch immer mit seinem Fächer, und Mrs. Truffo beäugte indigniert dieses ungehörige Eindringen in die Privatsphäre eines anderen.

Der Zeitungsausschnitt beinhaltete folgendes:

DAS VERBRECHEN DES JAHRHUNDERTS: EINE NEUE WENDE?

Die teuflische Ermordung von zehn Menschen in der Rue de Grenelle bewegt weiterhin die Gemüter der Pariser Bürger. Bislang gab es hauptsächlich zwei Theorien: die von einem manisch besessenen Arzt und die von einer Sekte blutgieriger fanatischer Hindus, Anhängern des Gottes Schiwa. Aber wir vom »Soir« haben unabhängige Recherchen angestellt und konnten einen Umstand ermitteln, der möglicherweise dem Fall eine Wende gibt. Wie wir herausfanden, wurde der verstorbene Lord Littleby in den letzten Wochen mindestens zweimal in Gesellschaft der internationalen Abenteurerin Marie Sansfond gesehen, die der Polizei in vielen Ländern bestens bekannt ist. Der Baron de M. ein enger Freund des Ermordeten, hat mitgeteilt, Milord habe für eine gewisse Dame geschwärmt, und er habe sich am Abend des 15. März nach Spa begeben wollen, zu einem romantischen Stell-

dichein. Ob es wohl Madame Sansfond war, die ihn zu diesem Treffen bestellt hatte? Es kam nicht zustande, da der arme Kollektionär in einem so unpassenden Moment von einem Podagraanfall heimgesucht wurde. Die Redaktion unterfängt sich nicht, eine eigene Theorie aufzustellen, hält es jedoch für ihre Pflicht, Kommissar Coche auf diesen bemerkenswerten Umstand hinzuweisen. Weitere Mitteilungen zu diesem Thema demnächst.

CHOLERAEPIDEMIE IM ABKLINGEN

Das städtische Gesundheitsamt teilt mit, daß die Herde der Cholera, derer man seit dem Sommer Herr zu werden versucht, endgültig lokalisiert sind. Die energischen prophylaktischen Maßnahmen der Pariser Ärzte haben gegriffen, und man darf hoffen, daß die Epidemie dieser gefährlichen Krankheit, die schon im Juli ausbrach, endlich

»Was soll das?« Renate zog verblüfft die Stirn kraus. »Ein Mord, eine Epidemie.«

»Nun, die Cholera ist in dem Zusammenhang unwichtig«, erklärte Professor Sweetchild. »Die Nachricht ist zufällig mit ausgeschnitten worden. Es geht natürlich um den Mord in der Rue de Grenelle. Haben Sie nicht davon gehört? Von dem Fall haben doch alle Zeitungen berichtet.«

»Ich lese keine Zeitungen«, erklärte Madame Kleber würdevoll. »In meinem Zustand ist das zu enervierend. Ich muß nicht über jede Scheußlichkeit informiert sein.«

»Kommissar Coche?« Leutnant Regnier kniff die Augen ein, nachdem er die Notiz nochmals überflogen hatte. »Das wird doch nicht unser Monsieur Coche sein?«

Miss Stomp ächzte auf.

»Das gibt's doch nicht!«

Die Frau des Doktors trat herzu. Die Sensation war perfekt, und alle redeten durcheinander: »Polizei, hier ist französische Polizei im Spiel!« rief Milford-Stokes aufgeregt.

Regnier murmelte: »Der Kapitän fragt mich dauernd nach dem Salon ›Windsor‹ aus.«

Der Doktor übersetzte wie immer für seine Frau. Der Russe bemächtigte sich des Ausschnitts und studierte ihn aufmerksam.

»Das mit den indischen Fanatikern ist völliger Unsinn«, erklärte Sweetchild. »Ich habe das von Anfang an gesagt. Erstens gibt es keine blutgierige Sekte von Schiwa-Anhängern. Und zweitens hat sich die Statuette bekanntlich wohlbehalten wieder angefounden. Hätte ein religiöser Fanatiker sie etwa in die Seine geworfen?«

»Ja, das mit dem goldenen Schiwa ist ein Rätsel.« Miss Stomp nickte. »Sie schreiben, er sei die Perle in der Sammlung von Lord Littleby gewesen. Stimmt das, Herr Professor?«

Der Indologe zuckte nachsichtig die Achseln.

»Wie soll ich's Ihnen sagen, gnädige Frau. Die Sammlung von Lord Littleby ist erst kürzlich entstanden, vor zwanzig Jahren. In solcher Frist ist es schwer, Herausragendes zusammenzutragen. Der Tote soll sich während der Niederschlagung des Sepoy-Aufstands 1857 sehr bereichert haben. Den berüchtigten Schiwa zum Beispiel soll ihm ein Maharadscha ›geschenkt‹ haben, dem wegen Verbindung zu den Meuterern ein militärisches Feldgericht drohte. Zweifels- ohne enthielt Lord Littlebys Sammlung etliche Kostbarkeiten, aber die Auswahl war ziemlich chaotisch.«

»Nun erzählen Sie mir doch endlich, warum dieser Lord ermordet wurde«, verlangte Renate. »Monsieur Aono weiß es auch nicht, stimmt's?« wandte sie sich an den Japaner, der abseits stand.

Der Japaner lächelte nur mit den Lippen und verbeugte sich. Der Russe tat, als applaudiere er.

»Bravo, Madame Kleber. Sie fragen genau auf den Punkt. Ich habe den Fall in der Presse verfolgt. Das Motiv für das Verbrechen ist meiner Meinung nach hier w-wichtiger als alles andere. Da liegt der Schlüssel für die Lösung. Ja, warum? Zu welchem Zweck wurden zehn Menschen ermordet?«

»Ach, grade das ist einfach!« sagte Miss Stomp. »Der Plan war, die wertvollsten Stücke der Sammlung zu rauben, aber der Verbrecher verlor die Nerven, als er unvermittelt auf den Hausherrn traf. Er hatte ja angenommen, der Lord wäre ver- reist. Es ist wohl ein Unterschied, ob man jemandem eine Spritze gibt oder ob man ihm den Schädel einschlägt. Aber das weiß ich nicht, ich habe es noch nie versucht.« Sie ruckte mit den Schultern. »Die Nerven des Verbrechers haben nachgegeben, und so hat er die Sache nicht zu Ende geführt. Und was den weggeworfenen Schiwa angeht ...« Miss Stomp

überlegte. »Vielleicht ist das der schwere Gegenstand, mit welchem dem armen Littleby der Kopf zerschmettert wurde. Es ist durchaus denkbar, daß dem Verbrecher menschliche Gefühle nicht fremd waren und er sich einfach ekelte, vielleicht auch fürchtete, das blutbespritzte Mordwerkzeug in der Hand zu halten. Darum ging er zum Fluß und warf den Schiwa in die Seine.«

»Das mit dem Mordwerkzeug ist sehr wahrscheinlich«, bemerkte der Diplomat. »Ich bin der gleichen M-meinung.«

Die alte Jungfer erglühete vor Freude, wurde jedoch gleich darauf verlegen, als sie Renates spöttischen Blick auffing.

»You are saying outrageous things«, sagte die Frau des Doktors vorwurfsvoll zu Clarissa Stomp, nachdem sie die Übersetzung angehört hatte. »Shouldn't we find a more suitable subject for table talk?«*

Aber der Appell der farblosen Person verhallte ungehört.

»Ich meine, am rätselhaftesten ist der Tod der Bediensteten!« mischte sich der langschlaksige Indologe in die kriminalistische Diskussion. »Wieso haben die sich die Injektionen geben lassen? Unter ihnen waren immerhin zwei Wächter, und beide hatten einen Revolver umgeschallt. Da liegt der Hund begraben.«

»Ich habe meine eigene Hypothese«, sagte Regnier mit wichtiger Miene. »Und ich bin bereit, sie wo auch immer zu vertreten. Das Verbrechen in der Rue de Grenelle wurde von einem Menschen verübt, der außergewöhnliche mesmeristische Fähigkeiten besitzt. Die Bediensteten befanden sich in mesmeristischer Trance, das ist die einzig mögliche Erklärung! Der ›tierische Magnetismus‹ ist eine furchtbare Kraft. Ein erfahrener Manipulator kann mit Ihnen machen,

* (engl.) Sie sagen schreckliche Dinge. Könnten wir nicht passendere Themen für das Tischgespräch finden?

was er will. Jaja, Madame«, wandte er sich an die ungläubig guckende Mrs. Truffo. »Wirklich alles.«

»Not if he is dealing with a lady«*, antwortete sie streng.

Der vom Dolmetschen strapazierte Dr. Truffo wischte sich mit dem Taschentuch die schweißnasse Stirn und trat zur Verteidigung der wissenschaftlichen Weltanschauung an.

»Ich erlaube mir, anderer Meinung zu sein«, sagte er auf französisch mit starkem Akzent. »Die Lehre des Herrn Mesmer gilt seit langem als wissenschaftlich unbegründet. Die Kraft des Mesmerismus oder, wie er jetzt genannt wird, der Hypnose, wird stark übertrieben. Der angesehene Mister James Braid hat überzeugend nachgewiesen, daß nur psychologisch beeinflussbare Individuen der hypnotischen Einwirkung erliegen, und auch nur dann, wenn sie dem Hypnotiseur vertrauen und einer hypnotischen Seance zustimmen.«

»Man merkt sofort, daß Sie noch nicht den Orient bereist haben, lieber Doktor!« Regnier lächelte mit weißen Zähnen. »Auf jedem indischen Basar zeigt Ihnen ein Fakir solche Wunder der mesmeristischen Kunst, daß selbst dem ärgsten Skeptiker die Augen übergehen. Aber das sind Tricks! In Kandahar habe ich einmal einer öffentlichen Exekution zugeschaut. Nach muselmanischem Gesetz wird Diebstahl mit dem Abhacken der rechten Hand geahndet. Diese Prozedur ist dermaßen schmerzhaft, daß die Delinquenten häufig am Schmerzschock sterben. Diesmal wurde ein Kind des Diebstahls überführt. Da der Junge zum zweitenmal erwischt worden war, mußte das Gericht ihm die von der Scharia vorgesehene Strafe auferlegen. Aber der Richter war barmherzig, er ließ einen Derwisch holen, der für seine wundertätigen Fähigkeiten berühmt war. Der Derwisch faßte den

* (engl.) Nicht wenn er es mit einer Dame zu tun hat.

Verurteilten bei den Schläfen, sah ihm in die Augen, flüsterte etwas – und der Junge beruhigte sich, hörte auf zu zittern. Auf seinem Gesicht erschien ein sonderbares Lächeln, das nicht einmal in dem Moment verschwand, als der Henker ihm mit der Axt die Hand bis zum Ellbogen abhackte! Das habe ich mit meinen eigenen Augen gesehen, ich schwöre es Ihnen!«

»Pfui, wie scheußlich!« rief Renate aufgebracht. »Sie mit Ihrem Orient, Charles! Mir wird gleich schlecht!«

»Verzeihen Sie, Madame Kleber«, rief der Leutnant erschrocken. »Ich wollte nur zeigen, daß verglichen damit irgendwelche Injektionen reine Lappalien sind.«

»Ich erlaube mir schon wieder, anderer Meinung zu sein als Sie.« Der dickköpfige Doktor wollte seinen Standpunkt vertreten, aber in diesem Moment öffnete sich die Tür des Salons, und herein kam der Rentier oder Polizist, kurzum, Monsieur Coche.

Alle wandten sich ihm zu, mit einer gewissen Verlegenheit, als wären sie bei einer nicht ganz anständigen Beschäftigung ertappt worden.

Coche überflog mit scharfem Blick die Gesichter, sah den Zeitungsausschnitt in der Hand des Diplomaten und verfinsterte sich.

»Da ist er also ... Das hatte ich befürchtet.«

Renate trat zu dem Alten mit dem grauen Schnauzbart, musterte seine massige Gestalt ungläubig von Kopf bis Fuß und schoß heraus: »Monsieur Coche, sind Sie wirklich Polizist?«

»Derselbe Kommissar, der in dem ›V-verbrechen des Jahrhunderts‹ ermittelt?« präziserte Fandorin (richtig, so heißt der russische Diplomat, erinnerte sich Renate). »Wie erklären Sie dann Ihre Maskerade und überhaupt Ihre A-anwesenheit an Bord?«

Coche schnaufte ein wenig, zog die Augenbrauen hoch, griff nach der Pfeife. Man sah förmlich, wie sein Gehirn arbeitete und nach einem Ausweg suchte.

»Nehmen Sie Platz, meine Damen und Herren«, sagte er in nachdrücklichem Baß und verschloß mit einer Schlüsseldrehung hinter sich die Tür. »Wenn es schon so gekommen ist, lassen Sie uns mit offenen Karten spielen. Bitte Platz zu nehmen, sonst passiert es noch, daß dem einen oder anderen die Beine einknicken.«

»Was sollen die Scherze?« sagte der Leutnant verdrossen. »Mit welchem Recht kommandieren Sie uns herum, noch dazu in Anwesenheit des Ersten Offiziers?«

»Das, junger Mann, wird Ihnen der Kapitän persönlich erklären«, sagte Coche mit einem feindseligen Blick. »Er ist im Bilde.«

Regnier gab klein bei und nahm mit den anderen wieder am Tisch Platz.

Der geschwätzige und einfältige Knurrer, als den Renate den Pariser Rentier angesehen hatte, legte ein ganz neues Verhalten an den Tag. Die Schultern zeigten straffe Haltung, die Gesten wurden herrisch, die Augen bekamen einen harten Glanz. Mit welcher Gelassenheit und Selbstsicherheit er die Pause in die Länge zog, allein das sagte viel aus. Sein durchdringender Blick haftete der Reihe nach auf allen Anwesenden, und Renate sah, daß mehrere sich unter diesem schweren Blick duckten. Ihr selbst, das gestand sie sich ein, war auch ein bißchen unheimlich, doch dann schüttelte sie unbekümmert den Kopf: Ja, er war Polizeikommissar, na und? Trotzdem blieb er ein korpulenter, kurzatmiger alter Zausel, mehr nicht.

»Spannen Sie uns nicht auf die Folter, Monsieur Coche«, sagte sie spöttisch. »Ich darf mich nicht aufregen.«

»Grund zum Aufregen hat hier wohl nur einer der Anwesenden«, antwortete er geheimnisvoll. »Aber davon später. Zunächst erlauben Sie mir, mich noch einmal vorzustellen. Ja, ich heiÙe Gustave Coche, aber Rentier bin ich leider noch nicht. Ja, meine Damen und Herren, ich bin Kommissar der Pariser Kriminalpolizei und gehöre zu der Abteilung, die sich mit schweren und verworrenen Verbrechen beschäftigt. Ich bin »Ermittlungsführer in besonders wichtigen Fällen.«

Im Salon herrschte Grabesstille, unterbrochen lediglich vom hastigen Flüstern des Arztes.

»What a scandal!« piepste Mrs. Truffo.

»Ich war gezwungen, diese Reise mitzumachen, noch dazu incognito, denn ...« Coche sog heftig an seiner halberloschenen Pfeife, »denn die Pariser Polizei hat triftige Gründe anzunehmen, daß die Person, die das Verbrechen in der Rue de Grenelle verübte, sich an Bord der »Leviathan« befindet.«

Durch den Salon wehte ein allgemeines »Ach!«.

»Ich vermute, Sie haben über diesen in vieler Hinsicht geheimnisvollen Fall bereits gesprochen.« Der Kommissar wies mit seinem Doppelkinn auf den Zeitungsausschnitt, den Fandorin nach wie vor in der Hand hielt. »Aber das ist noch nicht alles, meine Damen und Herren. Ich weiß zuverlässig, daß der Mörder in der ersten Klasse reist.« (Wieder ein kollektiver Seufzer.) »Mehr noch, er befindet sich in diesem Moment hier im Salon«, schloß Coche munter, setzte sich in einen Atlassessel am Fenster und faltete erwartungsvoll die Finger etwas unterhalb der silbernen Uhrkette.

»Unmöglich!« schrie Renate und griff unwillkürlich mit beiden Händen nach ihrem Bauch.

Leutnant Regnier sprang auf.

Der rothaarige Baronet lachte schallend und applaudierte demonstrativ.

Professor Sweetchild schluckte krampfhaft und nahm die Brille ab.

Clarissa Stomp erstarrte, die Finger auf der Achatbroche ihres Krägelchens.

Im Gesicht des Japaners zuckte kein Muskel, aber das höfliche Lächeln gerann.

Der Doktor faßte seine Enehälfte am Ellbogen und verfaß, ihr das Wichtigste zu übersetzen, aber Mrs. Truffo hatte, nach ihren hervorquellenden Augen zu urteilen, von selber begriffen.

Der Diplomat fragte halblaut: »Beweise?«

»Meine Anwesenheit«, antwortete der Kommissar ungerührt. »Das genügt. Es gibt auch andere Erwägungen, aber das brauchen Sie nicht zu wissen ... Nun ja.« Die Stimme des Polizisten klang enttäuscht. »Ich sehe, niemand fällt in Ohnmacht, niemand ruft: ›Verhaften Sie mich, ich bin der Mörder!‹ Damit habe ich natürlich auch nicht gerechnet. Also dann.« Er hob drohend den kurzen Zeigefinger. »Sie dürfen mit keinem der anderen Passagiere darüber sprechen. Das läge auch gar nicht in Ihrem Interesse – das Gerücht würde sich im Nu verbreiten, und man würde Sie ansehen, als hätten Sie die Pest. Versuchen Sie nicht, in einen anderen Salon zu wechseln, das würde nur meinen Verdacht verstärken. Es würde auch nicht klappen, denn ich habe eine Absprache mit dem Kapitän.«

Renate lispelte mit zitternder Stimme: »Lieber Monsieur Coche, können Sie nicht wenigstens mich von diesem Alpdruck befreien? Ich habe Angst, mit einem Mörder an einem Tisch zu sitzen. Womöglich tut er mir Gift in den Tee? Ich kriege ja keinen Bissen mehr herunter. Außerdem darf ich mich nicht aufregen. Ich werde mit niemandem darüber sprechen, mein Ehrenwort!«

»Tut mir leid, Madame Kleber«, antwortete der Kommissar mürrisch, »aber ich kann keine Ausnahme machen. Ich habe gute Gründe, jeden der Anwesenden zu verdächtigen, und nicht zuletzt Sie.«

Renate sank mit schwachem Stöhnen gegen die Stuhllehne. Leutnant Regnier stampfte verärgert mit dem Fuß auf.

»Was erlauben Sie sich, Herr Kommissar! Ich werde das sofort Kapitän Cliff melden!«

»Tun Sie das«, sagte Coche gleichmütig. »Aber nicht sofort, erst etwas später. Ich bin mit meiner kleinen Rede noch nicht fertig. Also, noch weiß ich nicht, wer von Ihnen mein Kunde ist, obwohl ich dem Ziel schon sehr nahe bin.«

Renate hatte erwartet, diesen Worten werde ein vielsagender Blick folgen, und saß vorgebeugt, doch nein, der Kommissar guckte nur auf seine dämliche Pfeife. Wahrscheinlich hatte er geflunkert und war einstweilen niemandem auf der Spur.

»Sie verdächtigen eine Frau, das spürt man doch!« rief Miss Stomp nervös. »Weshalb sonst tragen Sie die Notiz über eine Marie Sansfond bei sich? Wer ist diese Marie Sansfond? Doch wer auch immer! Was für eine Dummheit, eine Frau zu verdächtigen! Ist eine Frau zu solcher Bestialität fähig?«

Mrs. Truffo stand hektisch auf, sichtlich bereit, unter das Banner der weiblichen Solidarität zu treten.

»Über Mademoiselle Sansfond reden wir ein anderes Mal«, antwortete der Kommissar und maß Clarissa Stomp mit einem rätselhaften Blick. »Solche Notizen habe ich en masse bei mir, und jede enthält eine eigene Version.« Er schlug seine Mappe auf und raschelte mit Zeitungsausschnitten. Es waren in der Tat mehr als ein Dutzend. »Und nun Schluß, meine Damen und Herren, ich bitte, mich nicht mehr zu unterbrechen!« Seine Stimme klang eisern. »Ja, unter uns ist ein

gefährlicher Verbrecher. Möglicherweise ein Psychopath.« (Renate sah Professor Sweetchild mit seinem Stuhl sacht von Milford-Stokes wegrücken.) »Darum bitte ich Sie alle, Vorsicht walten zu lassen. Wenn Sie etwas Ungewöhnliches wahrnehmen, selbst eine Kleinigkeit – gleich zu mir. Am besten wäre natürlich, wenn der Mörder aufrichtig bereute, er kann ja sowieso nicht weg. Das wäre alles.«

Mrs. Truffo hob wie ein Schulkind die Hand.

»In fact, I have seen something extraordinary only yesterday! A charcoal-black face, definitely inhuman, looked at me from the outside while I was in our cabine! I was so scared!« Sie drehte sich zu ihrem Ehegespons um und stieß ihn mit dem Ellbogen an. »I told you, but you paid no attention.«*

»Ach«, sagte Renate auffahrend, »mir ist gestern aus dem Necessaire ein kleiner Spiegel mit echtem Schildpatrahmen weggekommen.«

Der Psychopath wollte offenbar auch etwas sagen, aber der Kommissar klappte ärgerlich die Mappe zu.

»Halten Sie mich gefälligst nicht für einen Idioten! Gustave Coche ist ein alter Spürhund, den bringt man nicht von seiner Spur ab. Wenn nötig, setzen wir die ganze ehrenwerte Gesellschaft an Land und nehmen uns jeden einzeln vor! Zehn Menschen sind getötet worden, das ist kein Spaß! Denken Sie nach, meine Damen und Herren, denken Sie nach!«

Er verließ den Salon und knallte die Tür hinter sich zu.

»Meine Herrschaften, mir ist schlecht«, hauchte Renate.

»Ich gehe in meine Kabine.«

* (engl.) Ich habe tatsächlich etwas Außergewöhnliches gesehen, erst gestern! Ein kohlschwarzes Gesicht, ganz unmenschlich, guckte mich von draußen an, als ich in unserer Kabine war! Ich war furchtbar erschrocken! Ich habe es dir gesagt, aber du hast dem keine Bedeutung beigemessen!

»Ich begleite Sie, Madame Kleber«, sagte Charles Regnier und eilte zu ihr. »Das ist unerhört! Was für eine Frechheit!«

Renate schob ihn weg.

»Nicht nötig, danke. Ich schaff's schon.«

Unsicheren Schritts durchquerte sie den Raum, lehnte sich bei der Tür für einen Moment an die Wand. Im menschenleeren Korridor beschleunigte sie den Schritt. Sie öffnete die Tür ihrer Kabine, holte unter dem Sofa ihre Reisetasche hervor und schob die zitternde Hand unter das Seidenfutter. Ihr Gesicht war bleich, aber entschlossen. Ihre Finger ertasteten eine kleine Metallschachtel.

Darin blinkte Glas und Stahl – eine Spritze.

CLARISSA STOMP

Die Unannehmlichkeiten begannen schon früh am Morgen. Im Spiegel entdeckte Clarissa zwei neue Falten, kaum erkennbare feine Strahlen, die sich von den Augenwinkeln zu den Schläfen hinzogen. Das lag an der Sonne, die war in diesen Breiten so grell, daß weder der Schirm noch der Hut Schutz boten. Clarissa betrachtete sich lange in der gnadenlosen glatten Fläche und zog mit den Fingern die Haut straff, in der Hoffnung, die Falten könnten vom Schlaf rühren und würden sich wieder glätten. Dann drehte sie den Hals und erspähte hinterm Ohr ein weißes Haar. Da wurde sie ganz traurig. Ob das auch von der Sonne kam? Ob die das Haar ausbleichte? Nein, Miss Stomp, machen Sie sich nichts vor. Wie sagte doch der Dichter?

Und des Novembers kalter weißer Hauch
verströmte Leid, versilberte das Haar.

Sorgfältiger als gewöhnlich machte sie sich zurecht. Das weiße Haar wurde herausgerissen. Das war natürlich dumm. Es war wohl John Donne, der gesagt hatte, das Geheimnis des weiblichen Glücks bestehe in der Fähigkeit, den Übergang aus einem Alter in das andere rechtzeitig zu vollziehen, und die Frau habe drei Alter: Tochter, Gattin und Mutter. Wie aber sollte sie aus dem zweiten Status in den dritten gelangen, wenn sie noch nie verheiratet war?

Das beste Mittel gegen solche Gedanken war ein Spazier-

gang an der frischen Luft, und Clarissa begab sich an Deck. So gewaltig die »Leviathan« auch war, Clarissa hatte das Schiff längst mit gleichmäßigen bedächtigen Schritten ausgemessen, zumindest das Oberdeck, das für die Passagiere der ersten Klasse reserviert war. Es waren dreihundertfünf- undfünfzig Schritte, die dauerten siebeneinhalb Minuten, wenn sie sich nicht in den Anblick der See vertiefte und nicht mit Bekannten schwatzte.

Zu der frühen Stunde waren noch keine Bekannten an Deck, und Clarissa wanderte ungehindert an Steuerbord nach achtern. Der Dampfer durchschnitt ruhig das braune Wasser des Roten Meeres, und von der mächtigen Schraube zog sich eine träge graue Furche bis zum Horizont. Uff, diese Hitze.

Clarissa beobachtete die Matrosen, die ein Deck tiefer das Messingblech der Reling blank putzten. Die hatten es gut in ihren Leinenhosen – kein Mieder, keine lange Unterhose, keine Strümpfe mit straffen Strumpfbändern, kein langes Kleid. Da konnte man neidisch werden auf den exotischen Mr. Aono, der in seinem japanischen Schlafrock herumspazierte, was niemanden verwunderte – ein Asiat eben.

Sie stellte sich vor, wie sie auf der mit Leinen bezogenen Chaiselongue lag und nichts anhatte. Doch, eine leichte Tunika wie eine Griechin der Antike. Und nichts wäre dabei. In hundert Jahren, wenn die Menschheit sich endgültig ihrer Vorurteile entledigt hätte, würde das völlig normal sein.

Ihr entgegen rollte auf seinem amerikanischen Dreirad mit raschelnden Kautschukreifen Mr. Fandorin. Es hieß, diese Übung eigne sich hervorragend dazu, die Muskeln elastisch zu halten und das Herz zu kräftigen. Der Diplomat trug einen leichten Sportanzug: karierte Hose, Guttaperchaschuhe mit Gamaschen, kurze Jacke, weißes Hemd mit of-

fenem Kragen. Das von der Sonne goldbraune Gesicht erstrahlte in einem freundlichen Lächeln. Mr. Fandorin lüpfte ehrerbietig den Korkhelm und rauschte vorüber, ohne anzuhalten.

Clarissa seufzte. Die Idee mit dem Spaziergang war doch nicht so gut – sie war durchgeschwitzt und mußte in die Kabine zurückkehren und sich umziehen.

Das Frühstück vermieste ihr die quengelige Madame Kleber. Erstaunlich deren Fähigkeit, aus ihrer Schwäche ein Ausbeutungswerkzeug zu machen! Gerade als der Kaffee in Clarissas Tasse bis zur erwünschten Temperatur abgekühlt war, klagte die unleidliche Schweizerin, ihr sei zu heiß, und bat, ihr das Mieder zu lockern. Clarissa tat gewöhnlich so, als ob sie das Geningel der Kleber nicht hörte, und es fand sich auch stets ein Freiwilliger, doch für solch eine delikate Sache taugten Männer nicht, und Mrs. Truffo war ausgerechnet nicht da, sie half ihrem Mann, eine erkrankte Dame zu behandeln. Die langweilige Person war wohl früher Krankenschwester gewesen. Was für ein sozialer Aufstieg: Jetzt war sie Chefärztgattin, speiste in der ersten Klasse und gerierte sich als echte britische Lady, nur daß sie zu dick auftrug.

Clarissa mußte sich also mit den Schnürbändern der Madame Kleber abplagen, und derweil kühlte ihr Kaffee hoffnungslos ab. Das war natürlich eine Lappalie, aber eines kam zum anderen.

Nach dem Frühstück ging sie spazieren, drehte zehn Runden und ermüdete. Sie benutzte die Gelegenheit, daß kein Mensch in der Nähe war, und lugte vorsichtig ins Fenster der Kabine 18. Mr. Fandorin saß am Sekretär, angetan mit einem weißen Hemd, darüber rot-blau-weiße Hosen-träger, eine Zigarre im Mundwinkel, und hämmerte mit den Fingern entsetzlich laut auf einen fremdartigen Apparat

ein – schwarz, aus Eisen, mit einer Walze und zahlreichen Knöpfen. Clarissa war gefesselt und verlor die Wachsamkeit, und so wurde sie am Tatort ertappt. Der Diplomat sprang auf, verbeugte sich, warf das Jackett über und trat zum offenen Fenster.

»Das ist eine Sch-schreibmaschine, eine Remington«, erklärte er. »Das neueste Modell, eben erst in den Handel gekommen. Sehr gut zu handhaben, Miss Stomp, und ganz leicht. Zwei Lastträger können sie mühelos tragen. Unentbehrlich auf R-reisen. Ich übe mich eben im Schnellschreiben, indem ich etwas aus Hobbes exzerpiere.«

Clarissa, puterrot vor Verlegenheit, nickte flüchtig und ging.

Sie setzte sich in den Schatten einer gestreiften Markise.

Eine Brise wehte. Clarissa schlug »Die Kartause von Parma« auf und las von der unerwiderten Liebe der schönen, doch alternden Herzogin Sanseverina zu dem jungen Fabrice del Dongo. Die Lektüre stimmte sie sentimental, und sie wischte mit dem Tüchlein eine Träne weg – und ausgerechnet da erschien an Deck Mr. Fandorin: weißer Anzug, breitkrempiger Panamahut, Rohrstock. Er sah außerordentlich gut aus.

Clarissa rief ihn an. Er trat näher, verbeugte sich und nahm neben ihr Platz. Nach einem Blick auf den Buchumschlag sagte er: »Ich w-wette, die Beschreibung der Schlacht bei Waterloo haben Sie ausgelassen. Schade, sie ist die beste Stelle bei Stendhal überhaupt. Eine exaktere Beschreibung des Krieges habe ich noch nirgendwo gelesen.«

Seltsam, Clarissa las »Die Kartause von Parma« zum zweitenmal und hatte tatsächlich die Schlachtszene beide Male überblättert.

»Woher wissen Sie das?« fragte sie neugierig. »Sind Sie Hellseher?«

»Frauen lassen Sch-schlachtszenen immer aus.« Fandorin zuckte die Achseln. »Jedenfalls Frauen Ihrer Art.«

»Was habe ich denn für eine Art?« fragte Clarissa einschmeichelnd und spürte dabei, daß sie zur Koketterie wenig taugte.

»Eine skeptische Einstellung zu sich selbst, eine romantische zur Umwelt.« Er sah sie mit leicht geneigtem Kopf an. »Außerdem läßt sich über Sie sagen, daß es in Ihrem Leben kürzlich eine jähe W-wendung zum Besseren gegeben hat und daß Sie eine Erschütterung überstanden haben.«

Clarissa zuckte zusammen und warf einen verstörten Blick auf ihren Gesprächspartner.

»Erschrecken Sie nicht«, sagte der erstaunliche Diplomat beruhigend. »Ich weiß rein g-gar nichts über Sie. Ich habe lediglich mit Hilfe spezieller Übungen meine Beobachtungsgabe und meine analytischen Fähigkeiten trainiert. Im allgemeinen genügt mir ein unbedeutendes Detail, um das ganze B-bild erstehen zu lassen. Zeigen Sie mir solch ein Scheibchen mit zwei Löchern« (er deutete taktvoll auf einen großen rosa Knopf, der ihre Jacke schmückte), »und ich sage Ihnen, wer es verloren hat.«

Clarissa fragte lächelnd: »Sie durchschauen also jeden?«

»Das nicht, aber vieles sehe ich schon. Was können Sie mir zum Beispiel über den Herrn dort sagen?«

Fandorin wies auf einen korpulenten Mann mit Schnauzbart, der durch ein Fernglas auf die Uferwüste blickte.

»Das ist Mr. Bubble, er ...«

»Sprechen Sie nicht weiter«, fiel Fandorin ihr ins Wort. »Ich will selbst dahinterkommen.«

Er musterte Mr. Bubble kurz und sagte dann: »Er reist zum erstenmal in den Orient. Hat unlängst geheiratet. Ist Fabrikant. Seine G-geschäfte gehen nicht gut, er steht wohl

kurz vor dem Bankrott. Hält sich die meiste Zeit im Billardzimmer auf, spielt aber schlecht.«

Clarissa war immer stolz auf ihre Beobachtungsgabe gewesen, und sie sah Mr. Bubble, den Industriellen aus Manchester, genauer an.

Fabrikant? Das ließ sich wohl erraten. Wenn er erster Klasse reiste, mußte er vermögend sein. Daß er kein Aristokrat war, stand ihm im Gesicht geschrieben. Wie ein Geschäftsmann sah er auch nicht aus, der Gehrock saß ihm wie ein Sack, und seine Züge zeigten keine Gewandtheit. Na schön.

Unlängst geheiratet? Nun, das war einfach – der Ring an seinem Finger glänzte nagelneu.

Er spielte oft Billard? Wieso? Aha, der Rock war voller Kreidestaub.

»Woher wissen Sie denn, daß er zum erstenmal in den Orient reist?« fragte sie. »Und wieso steht er kurz vor dem Bankrott? Und wie können Sie behaupten, daß er schlecht Billard spielt? Haben Sie ihn denn spielen sehen?«

»Nein, ich war nicht im B-Billardzimmer, weil ich Glücksspiele nicht ausstehen kann, und überhaupt sehe ich den Gentleman jetzt zum erstenmal«, antwortete Fandorin. »Daß er diese Route zum erstenmal befährt, geht daraus hervor, mit welcher stumpfsinniger Hartnäckigkeit er das kahle Ufer betrachtet. Sonst wüßte er, daß er auf dieser Seite bis Bab el Mandeb nichts Interessantes zu sehen bekommt. Erstens. Um die Geschäfte dieses Herrn muß es scheußlich stehen, sonst würde er sich um keinen Preis auf eine so langwierige Reise eingelassen haben, zumal so kurz nach der Hochzeit. Solch ein D-dachs verläßt seine Höhle erst vor dem Ende der Welt, eher nicht. Zweitens.«

»Und wenn er mit seiner Frau auf Hochzeitsreise ist?« fragte Clarissa, die wußte, daß Mr. Bubble allein reiste.

»Und dann drückt er sich einsam an Deck herum und ist dauernd im B-Billardzimmer? Dabei spielt er schlecht, sein Jackett ist vorn ganz weiß. Nur miese Spieler fahren so mit dem Bauch an der Billardkante entlang. Drittens.«

»Nun gut, und was sagen Sie zu der Dame dort?«

Clarissa, von dem Spiel gefesselt, zeigte auf Mrs. Blackpool, die Arm in Arm mit einer Begleiterin vorüberschritt.

Fandorin warf einen desinteressierten Blick auf die ehrenwerte Dame.

»Ihr steht alles im Gesicht geschrieben. Sie kehrt aus England zu ihrem Mann zurück. Von einem Besuch bei ihren erwachsenen Kindern. Ihr Mann ist Offizier. Oberst.«

Mr. Blackpool war tatsächlich Oberst und befehligte eine Garnison in einer nordindischen Stadt. Das war zuviel.

»Erklären Sie!« verlangte Clarissa.

»Solche Damen reisen nicht einfach so nach Indien, sondern nur zum Dienstoff ihres Gatten. Und sie ist schon aus dem Alter heraus, in dem man erstmals solch eine Reise unternimmt – also ist sie auf der Rückfahrt. Was wollte sie in England? Ihre Kinder wiedersehen. Ihre Eltern, will ich mal annehmen, sind schon im Jenseits. Ihrer entschlossenen und herrischen Miene ist anzumerken, daß diese Frau gewöhnt ist zu kommandieren. Genauso sehen die ersten Damen einer Garnison oder eines Regiments aus. Sie haben gewöhnlich mehr Autorität als der Kommandeur. Und warum gerade Oberst? Ganz einfach – wäre sie die Frau eines Generals, so würde sie erster Klasse fahren, aber sie, schauen Sie, trägt das Abzeichen in Silber. Doch verschwenden wir nicht unsere Zeit für Lappalien.« Fandorin beugte sich vor und flüsterte: »Ich erzähle Ihnen lieber etwas über den Orang-Utan dort. Ein interessantes Subjekt.«

Neben Mr. Bubble war der affenartige Monsieur Boileau

stehengeblieben, der früher auch in dem unglückseligen Salon »Windsor« gespeist, ihn aber rechtzeitig verlassen hatte und so den Netzen des Kommissars Coche entschlüpft war.

Der Diplomat raunte Clarissa ins Ohr: »Der Mann dort ist ein Verbrecher. Wahrscheinlich handelt er mit O-opium. Lebt in Hongkong. Verheiratet mit einer Chinesin.«

Clarissa lachte schallend.

»Jetzt haben Sie aber danebengeschossen! Das ist Monsieur Boileau aus Lyon, ein Philantrop und Vater von elf ganz und gar französischen Kindern. Und handeln tut er nicht mit Opium, sondern mit Tee.«

»Von wegen«, antwortete Fandorin ungerührt. »Schauen Sie, seine Manschette ist verrutscht, und auf dem Handgelenk ist ein tätowierter blauer Ring zu sehen. Solch einen habe ich in einem Buch über China gesehen. Es ist das Erkennungszeichen einer Hongkonger Triade, einer k-kriminellen Geheimgesellschaft. Wenn ein Europäer Mitglied der Triade werden will, muß er schon ein Verbrecher von erheblicher Größenordnung sein. Und natürlich mit einer Chinesin verheiratet. Sehen Sie sich nur die Physiognomie dieses ›Philantropen‹ an, dann ist Ihnen alles klar.«

Clarissa wußte nicht recht, ob sie das glauben sollte, doch Fandorin sagte mit ernster Miene: »Das ist kinderleicht, Miss Stomp. Ich kann Ihnen sogar mit v-verbundenen Augen vieles über einen Menschen erzählen – nach seinen Geräuschen, nach seinem Geruch. Überzeugen Sie sich.«

Er nahm die weiße Atlaskrawatte ab und reichte sie Clarissa.

Sie befühlte das Gewebe, es war fest und undurchsichtig, und verband damit dem Diplomaten die Augen. Wie zufällig berührte sie dabei seine Wange, die war glatt und heiß.

Gleich darauf kam von achtern her eine ideale Kandidatin,

die bekannte Suffragette Lady Campbell, die nach Indien reiste, um Unterschriften für eine Petition zu sammeln, die für verheiratete Frauen das Wahlrecht verlangte. Maskulin, kompakt, mit kurzgeschnittenem Haar, stampfte sie über das Deck wie ein Lastgaul. Wie sollte man da erraten, ob eine Lady kam oder ein Bootsmann?

»Nun, wer kommt da?« fragte Clarissa und bog sich schon vor Lachen.

Aber sie lachte nicht lange.

Fandorin runzelte die Stirn und sagte abgehackt: »Raschelnder Rock. Eine Frau. Sch-schwerer Gang. Starker Charakter. Nicht mehr jung. Nicht schön. Raucht Tabak. Kurzgeschnittenes Haar.«

»Wieso kurzgeschnitten?« kreischte Clarissa, hielt sich die Augen zu und horchte auf den Elefantengang der Suffragette. Wie konnte er das nur alles wissen?

»Wenn eine Frau raucht, hat sie kurzgeschnittenes Haar und ist fortschrittlich«, sagte Fandorin gelassen. »Diese v-verachtet auch noch die Mode, sie trägt ein sackartiges Gewand von giftgrüner Farbe, aber mit einem grellroten Gürtel.«

Clarissa erstarrte. Unglaublich! In abergläubischem Entsetzen nahm sie die Hände vom Gesicht und sah, daß Fandorin den Schlips schon wieder mit einem eleganten Knoten um den Hals trug. Seine hellblauen Augen funkelten fröhlich.

All das war ja ganz nett, aber das Gespräch nahm ein schlechtes Ende. Als Clarissa genug gelacht hatte, brachte sie die Unterhaltung raffiniert auf den Krimkrieg, der eine Tragödie für Europa und für Rußland gewesen sei. Vorsichtig streifte sie ihre Erinnerungen an jene Zeit und gab vor, damals noch ein Kind gewesen zu sein. Danach erwartete sie

von ihm ähnliche Eröffnungen, denen sie zu entnehmen hoffte, wie alt er sei. Ihre schlimmsten Befürchtungen trafen ein.

»Ich w-war damals noch nicht auf der Welt«, gestand er treuherzig und beschnitt ihr damit die Flügel.

Nun lief alles verquer. Clarissa versuchte es mit der Malerei, verhedderte sich aber und konnte nicht erklären, warum die Präraffaeliten sich Präraffaeliten nannten. Er mußte sie für eine komplette Idiotin halten. Aber was machte das jetzt noch aus!

Traurig kehrte sie zu ihrer Kabine zurück, und da passierte etwas Schreckliches.

In einer halbdunklen Ecke des Korridors wogte ein gigantischer schwarzer Schatten. Clarissa quiekte unanständig auf, griff sich ans Herz und stürzte Hals über Kopf zu ihrer Tür. In der Kabine kam ihr rasend hämmerndes Herz lange nicht zur Ruhe. Was war das gewesen? Kein Mensch, kein Tier. Ein Klumpen böser, zerstörerischer Energie. Das schlechte Gewissen. Ein Phantom des Pariser Alpdrucks.

Sogleich rief sie sich selbst zur Ordnung: Schluß jetzt, das ist vorbei! Gar nichts war. Eine Sinnestäuschung. Sie nahm sich fest vor, sich nicht länger Vorwürfe zu machen. Jetzt war das neue Leben da, licht und freudvoll.

Um sich zu beruhigen, zog sie ihr teuerstes Tageskleid an, das sie noch nie getragen hatte (weiße Chinaseide mit einer blaßgrünen Schleife hinten), und legte das Smaragdkollier um. Sie liebäugelte mit dem Glanz der Steine.

Gut, jung war sie nicht mehr, schön war sie auch nicht. Dafür war sie nicht dumm und hatte Geld.

Den Salon »Windsor« betrat Clarissa um punkt zwei, doch

alle waren schon beisammen. Merkwürdig, die gestrige umwerfende Bekanntmachung des Kommissars hatte die Gesellschaft nicht entzweit, sondern eher zusammenschweiß. Ein gemeinsames Geheimnis, das niemandem mitgeteilt werden darf, bindet dauerhafter als eine gemeinsame Aufgabe oder ein gemeinsames Interesse. Clarissa stellte fest, daß ihre Tischgenossen sich jetzt schon vor der festgesetzten Zeit zu den Mahlzeiten einfanden und daß sie danach noch zusammensaßen, was bisher kaum vorgekommen war. Selbst der Erste Offizier, der nur indirekt mit dieser Geschichte zu tun hatte, eilte nicht zu seinen dienstlichen Obliegenheiten, sondern blieb mit den übrigen lange im »Windsor« (wozu er möglicherweise vom Kapitän beauftragt war). Die »Windsors« waren nun gleichsam Mitglieder eines Eliteklubs, der Uneingeweihten verschlossen war. Clarissa fing mehr als einmal verstohlene Blicke auf. Diese konnten nur zweierlei bedeuten: entweder »Sind Sie die Mörderin?« oder »Haben Sie erraten, daß ich der Mörder bin?« Jedesmal, wenn dies geschah, spürte sie tief im Bauch einen wohligen Krampf, ein Gemisch von Angst und Erregung. Vor ihren Augen erschien die Rue de Grenelle, so wie sie abends aussah: schmeichlerisch still und menschenleer, und schwarze Kastanienbäume wiegten ihre kahlen Zweige. Es fehlte bloß noch, daß der Kommissar die Geschichte im »Ambassadeur« ausschnüffelte. Allein bei dem Gedanken gruselte es Clarissa, und sie warf heimliche Blicke auf den Polizisten.

Coche thronte an der Tafel wie der Oberpriester dieser Geheimsekte. Alle waren sich seiner Anwesenheit ständig bewußt, sie beobachteten aus den Augenwinkeln seinen Gesichtsausdruck, doch Coche schien das nicht zu bemerken. Er spielte den gutmütigen Schwadronneur und erzählte

bereitwillig seine Geschichten, die mit gespannter Aufmerksamkeit angehört wurden.

Nach stillschweigender Übereinkunft wurde über DAS nur im Salon und nur in Gegenwart des Kommissars gesprochen. Wenn zwei »Windsors« zufällig auf neutralem Boden zusammentrafen – im Musiksalon, an Deck, im Lesesaal –, wurde nie DARÜBER geredet. Auch im Salon kam das verführerische Thema nicht jedesmal zur Sprache. Und wenn, dann geschah es irgendwie von selbst, ausgelöst durch eine ganz abseitige Bemerkung.

Heute früh zum Beispiel war eine allgemeine Unterhaltung nicht zustandegekommen, doch als Clarissa jetzt Platz nahm, war die Erörterung bereits in vollem Gange. Mit gelangweilter Miene studierte sie die Speisekarte, wie um zu memorieren, was sie zum Mittagessen bestellt hatte, doch die wohlbekannte Erregung war schon da.

»Was mir keine Ruhe läßt«, sagte Doktor Truffo, »ist die unerhörte Sinnlosigkeit dieses Verbrechens. So viele Menschen mußten sterben für nichts und wieder nichts. Der goldene Schiwa landete in der Seine, und der Mörder steht mit leeren Händen da.«

Fandorin, der sich nur selten an den Debatten beteiligte, hielt es diesmal für nötig, sich zu äußern.

»Nicht ganz. Ein T-tuch hat er behalten.«

»Was für ein Tuch?« fragte der Doktor verständnislos.

»Ein indisches, bunt bemalt. Darin hatte der Mörder, wenn man den Zeitungen glauben darf, den geraubten Schiwa eingewickelt.«

Der Scherz wurde mit nervösem Gelächter aufgenommen.

Der Arzt breitete theatralisch die Arme aus.

»Ein Tuch, was ist das schon.«

Plötzlich fuhr Professor Sweetchild zusammen und riß

die Brille von der Nase, bei ihm ein Zeichen starker Erregung.

»Lachen Sie nicht! Ich habe mich dafür interessiert, welches der Tücher geraubt wurde. Oh, meine Herrschaften, das ist ein ungewöhnliches Stück Stoff, daran hängt eine ganze Geschichte. Haben Sie mal von dem Smaragdnen Radscha gehört?«

»Ist das nicht ein legendärer indischer Nabob?« fragte Clarissa.

»Nicht legendär, sondern ganz real, Madame. So wurde der Radscha Bagdassar genannt, der Herrscher des Fürstentums Brahmapur. Das Fürstentum liegt in einem weiten fruchtbaren Tal und ist ringsum von Bergen umschlossen. Die Radschas führen ihre Herkunft auf den großen Babur zurück und bekennen sich zum Islam, doch das hat sie nicht gehindert, ihr kleines Land dreihundert Jahre lang friedlich zu regieren, obwohl die Mehrheit der Bevölkerung aus Hindus besteht. Trotz der Religionsunterschiede zwischen der herrschenden Kaste und den Untertanen gab es in dem Fürstentum niemals Aufstände oder Zwistigkeiten, die Radschas wurden immer reicher, und in der Regierungszeit Bagdassars galt das Herrscherhaus von Brahmapur als das reichste von ganz Indien nach dem Nizam von Haidarabad, dessen Reichtum, wie Sie natürlich wissen, denjenigen aller Monarchen in den Schatten stellt, eingeschlossen Königin Victoria und den russischen Imperator Alexander.«

»Die Größe unserer Königin mißt sich nicht an ihrer Schatzkammer, sondern an dem Reichtum ihrer Untertanen«, sagte Clarissa streng, ein wenig pikiert über die Bemerkung Sweetchilts.

»Zweifellos«, pflichtete der Professor ihr bei und war nicht mehr zu bremsen. »Aber der Reichtum der Radschas von

Brahmapur war von ganz besonderer Art. Sie häuften kein Gold, kein Silber, bauten keine Paläste aus rosa Marmor. O nein, diese Herrscher kannten dreihundert Jahre lang nur eine Leidenschaft – Edelsteine. Wissen Sie, was der ›Brahmapurer Standard‹ ist?«

»Ist das nicht ein Brillantschliff?« fragte Doktor Truffo unsicher.

»Der ›Brahmapurer Standard‹ ist ein Juwelerausdruck. Damit bezeichnet man Diamanten, Saphire, Rubine oder Smaragde, die auf besondere Weise geschliffen sind und die Größe einer Walnuß haben, das entspricht achtzig Karat Gewicht.«

»Aber das ist sehr groß«, sagte Regnier verwundert. »Solche Steine kommen äußerst selten vor. Wenn mich mein Gedächtnis nicht trügt, ist selbst der Diamant ›Regent‹, Juwel des französischen Staatsschatzes, nur wenig größer.«

»Nein, Leutnant, der Diamant ›Pitt‹, auch ›Regent‹ genannt, ist fast doppelt so groß«, korrigierte der Professor den Seeman mit autoritärer Miene, »aber achtzig Karat, namentlich bei Steinen reinen Wassers, das ist sehr viel. Also, meine Herrschaften, stellen Sie sich vor, Bagdassar hatte von solchen Steinen, noch dazu in makelloser Qualität, fünfhundertzwölf Stück!«

»Ausgeschlossen!« rief Milford-Stokes.

Und Fandorin fragte: »Warum gerade f-fünfhundertzwölf?«

»Wegen der heiligen Zahl 8«, erklärte Sweetchild bereitwillig. »512 – das ist $8 \times 8 \times 8$, das heißt, eine Acht in der dritten Potenz, eine Kubikzahl, eine sogenannte Idealzahl. Hier zeigt sich ohne Zweifel der Einfluß des Buddhismus, der die Acht besonders verehrt. Im nordöstlichen Teil von Indien, wo Brahmapur liegt, sind die Religionen aufs wunderlichste

miteinander verquickt. Aber am interessantesten ist, wo und wie dieser Schatz aufbewahrt wurde.«

»Nämlich?« fragte Renate Kleber.

»In einer einfachen, schmucklosen irdenen Schatulle. 1852 war ich als junger Archäologe in Brahmapur und hatte mehrere Begegnungen mit dem Radscha Bagdassar. Auf dem Territorium des Fürstentums waren im Dschungel die Ruinen eines alten Tempels entdeckt worden, und Seine Hoheit luden mich ein, den Fund zu begutachten. Ich führte die notwendigen Untersuchungen durch, und was meinen Sie? Ich stellte fest, daß dieser Tempel schon in der Zeit des Herrschers Sandragupta gebaut worden war, als ...«

»Stop-stop-stop!« unterbrach der Kommissar den Gelehrten. »Von der Archäologie können Sie uns ein andermal erzählen. Zurück zu dem Radscha.«

»Na gut.« Der Professor blinzelte. »Das ist wirklich besser. Also, der Radscha war mit mir zufrieden und zeigte mir als Zeichen besonderen Wohlwollens seine legendäre Schatulle. Oh, diesen Anblick werde ich nie vergessen!« Sweetchild kniff die Augen zu. »Stellen Sie sich ein unterirdisches Gewölbe vor. Neben der Tür brennt eine einzige Fackel, die in einem bronzenen Halter steckt. Wir waren zu zweit – der Radscha und ich, seine Vertrauten waren vor der massiven Tür zurückgeblieben, die von einem Dutzend Wächter bewacht wurde. Ich konnte die Einrichtung der Schatzkammer nicht erkennen, meine Augen hatten sich noch nicht an das Halbdunkel gewöhnt. Ich hörte nur, wie Seine Hoheit klirrende Schlösser öffnete. Dann wandte sich Bagdassar mir zu, und ich sah in seinen Händen einen erdfarbenen Kubus, der sehr schwer zu sein schien. Die Größe ...« Sweetchild öffnete die Augen und blickte sich um. Alle hörten wie verzaubert zu, Renate Kleber sogar mit kindlich geöffnetem Mund.

»Ich weiß nicht recht. Vielleicht so groß wie der Hut von Miss Stomp, wenn man ihn in eine quadratische Schachtel legt.« Alle starrten wie auf Kommando den Tiroler Hut mit der Fasanenfeder an. Clarissa Stomp ertrug die allgemeine Musterung mit einem würdevollen Lächeln, wie man es ihr als Kind beigebracht hatte. »Der Kubus ähnelte einem gewöhnlichen Lehmziegel, wie sie dort zum Bauen verwendet werden. Später erklärte mir der Radscha, daß die derbe, monotone Lehmoberfläche das prachtvolle Licht- und Farbenspiel der Edelsteine bedeutend besser hervorhebt als Gold oder Elfenbein. Davon konnte ich mich überzeugen. Bagdassar legte langsam die mit Ringen übersäte Hand auf den Deckel der Schatulle, hob ihn mit einer schnellen Bewegung, und ... Ich war geblendet, meine Herrschaften!« Die Stimme des Professors zitterte. »Das ... Das läßt sich nicht mit Worten beschreiben! Ein geheimnisvoller, funkelnder, vielfarbiger Glanz brach aus dem dunklen Kubus und warf bunte Blinklichter auf die düsteren Gewölbe des Kellers. Die runden Steine lagen in acht Schichten, deren jede aus vierundsechzig geschliffenen Quellen des unglaublichen Strahlens bestand. Der Effekt wurde zweifellos verstärkt durch die flackernde Flamme der einzigen Fackel. Noch immer sehe ich vor mir das Gesicht von Radscha Bagdassar, angestrahlt von dem Zauberlicht ...«

Der Gelehrte schloß wieder die Augen und verstummte.

»Wieviel sind denn diese bunten Steinchen wert?« fragte der Kommissar mit knarrender Stimme.

»Ja, wirklich, wieviel wohl?« griff Madame Kleber die Frage auf. »Sagen wir, in englischen Pfund.«

Clarissa hörte Mrs. Truffo vernehmlich ihrem Mann zuflüstern: »She's so vulgar!«

»Wissen Sie«, sagte Sweetchild mit gutmütigem Lächeln,

»die Frage habe ich mir auch gestellt. Sie zu beantworten ist nicht einfach, denn der Preis von Edelsteinen schwankt je nach den Marktbedingungen, und der heutige Stand ...«

»Ja, ja, der heutige, nicht der des Herrschers Sandragupta«, knurrte Coche.

»Hm ... Ich weiß nicht genau, wieviel Brillanten, wieviel Saphire und wieviel Rubine der Radscha besaß. Aber mir ist bekannt, daß er am meisten Smaragde schätzte, was ihm auch seinen Beinamen eintrug. In den Jahren seiner Regierung wurden sieben brasilianische und vier Uralsmaragde erworben: für jeden gab Bagdassar einen Brillanten her und zahlte noch drauf. Schauen Sie, jeder seiner Vorfahren hatte seinen Lieblingsstein, den er allen anderen vorzog und vor allen anderen zu erwerben trachtete. Die magische Zahl 512 wurde schon unter Bagdassars Großvater erreicht, und seitdem war es nicht das Ziel des Herrschers, die Zahl der Steine zu vermehren, sondern die Qualität zu verbessern. Steine, die nicht ganz vollkommen waren oder aus anderen Gründen nicht das Wohlwollen des regierenden Fürsten fanden, wurden verkauft – daher der Ruhm des ›Brahmapurer Standards‹, der sich nach und nach in der Welt verbreitet hat. Dafür kamen dann andere, wertvollere Steine in die Schatulle. Diese Besessenheit brachte Bagdassars Vorfahren um den Verstand. Einer von ihnen kaufte dem persischen Schah Abbas dem Großen einen gelben Saphir von hundertfünfzig Karat ab und bezahlte für dieses Wunderding zehn Karawanen Elfenbein, aber der Stein war größer als vorgeschrieben, darum haben die Juweliere des Radschas alles Überflüssige abgeschnitten.«

»Das ist natürlich furchtbar«, sagte der Kommissar, »kehren wir dennoch zu dem Preis zurück.«

Aber diesmal ließ sich der Indologe nicht so einfach in die gewünschte Richtung drängen.

»So warten Sie doch!« wehrte er den Kommissar unhöflich ab. »Geht es denn um den Preis? Wenn von einem Edelstein dieser Größe und Qualität die Rede ist, denkt man nicht an Geld, sondern an die Zauberkräfte, die ihm seit alters zugeschrieben werden. Der Diamant etwa gilt als Symbol der Reinheit. Unsere Vorfahren prüften die Treue ihrer Frauen so: Sie legten der schlafenden Gattin einen Diamanten unter Kissen. War sie treu, so wandte sie sich sogleich, ohne aufzuwachen, ihrem Manne zu und umarmte ihn. Betrog sie ihn aber, so wälzte sie sich hin und her, bis der Stein zu Boden fiel. Außerdem galt der Diamant als Garant der Unbesiegbarkeit. Die alten Araber glaubten, in einer Schlacht werde derjenige Feldherr siegen, der den größeren Diamanten besitze.«

»Die alten Alabel illten sich«, fiel plötzlich Gintaro Aono dem eifrigen Redner ins Wort.

Alle blickten verblüfft den Japaner an, der sich sehr selten an der allgemeinen Unterhaltung beteiligte und noch nie jemanden unterbrochen hatte. Der Asiat aber fuhr hastig mit seinem lustigen Akzent fort: »In del Akademie von Saint-Cyr haben sie uns beigeblacht, daß del bulgundische Helzog Kall del Kühne in die Schlacht gegen die Eidgenossen den liesigen Diamanten ›Flolentinel‹ mitnahm, was ihn jedoch nicht vol del Niedellage bewahlte.«

Der Ärmste tat Clarissa leid, er hatte mit seinen Kenntnissen glänzen wollen und das so unpassend.

Der Einwurf des Japaners wurde mit Grabesschweigen aufgenommen, und Aono errötete qualvoll.

»Ja, gewiß, Karl der Kühne.« Der Professor nickte mißmutig und sprach ohne den bisherigen Schwung weiter: »Der Saphir symbolisiert Treue und Beständigkeit, der Smaragd verleiht Weitsicht, der Rubin schützt vor Krankheiten und

dem bösen Blick ... Aber Sie fragten nach dem Wert der Schätze Bagdassars?«

»Ich verstehe, daß die Summe märchenhaft hoch ist, aber könnten Sie nicht wenigstens annähernd sagen, wie viele Nullen das sind?« sagte Madame Kleber, als spräche sie zu einem dummen Schüler, ein übriges Mal demonstrierend, daß sie eine Bankiersgattin war.

Clarissa hätte mit Vergnügen mehr über die Zauberkräfte der Edelsteine erfahren. Das Thema Geld interessierte sie nicht, das war ihr zu vulgär.

»Also, dann wollen wir mal schätzen.« Sweetchild zückte einen Bleistift und schrieb auf einer Papierserviette. »Früher galt der Diamant als der teuerste Stein, doch seit der Entdeckung der südafrikanischen Lagerstätten ist der Preis spürbar gesunken. Große Saphire werden öfter gefunden als andere Edelsteine, darum sind sie im Schnitt viermal weniger wert als Diamanten, doch das gilt nicht für gelbe und für Sternsaphire, und gerade die waren in Bagdassars Sammlung überwiegend vertreten. Reine Rubine und Smaragde von Übergröße sind äußerst selten und werden höher bewertet als Brillanten gleichen Gewichts ... Gut, stellen wir uns der Einfachheit halber vor, alle 512 Steine wären Brillanten. Jeder wiegt, wie gesagt, 80 Karat. Nach der Formel von Tavernier, nach der sich die Juweliere der ganzen Welt richten, wird der Wert eines Steins folgendermaßen errechnet: Der Marktpreis eines einkarätigen Diamanten wird multipliziert mit dem Quadrat der Karatzahl des Steins. Das ergibt ... Ein einkarätiger Diamant kostet an der Antwerpener Börse cirka fünfzehn Pfund. Das Quadrat von achtzig ist sechstausendvierhundert. Multipliziert mit fünfzehn ... Hm ... Sechsendneunzigtausend Pfund Sterling – das ist der Wert eines mittleren Steins aus Bagdassars Schatulle ... Multipliziert mit

fünfhundertzwölf ... Ungefähr fünfzig Millionen Pfund Sterling. In Wirklichkeit noch mehr, denn wie ich Ihnen erklärte, werden farbige Steine dieser Größenordnung höher als Diamanten bewertet«, schloß Sweetchild feierlich seine Bilanz.

»Fünfzig Millionen? So viel?« fragte Regnier heiser. »Aber das sind ja anderthalb Milliarden Francs!«

Clarissa verschlug es den Atem, sie dachte nicht mehr an die romantischen Eigenschaften der Steine, sondern war erschüttert von der astronomischen Summe.

»Fünfzig Millionen! Das ist ja das halbe Jahresbudget des gesamten britischen Empire!« ächzte sie.

»Dreimal der Suezkanal!« murmelte der rothaarige Milford-Stokes. »Sogar noch mehr!«

Der Kommissar nahm auch eine Serviette und vertiefte sich in Berechnungen.

»Das ist mein Gehalt für dreihunderttausend Jahre«, sagte er verwirrt. »Haben Sie nicht zu dick aufgetragen, Professor? Ein kleiner regionaler Herrscher soll derartige Schätze besitzen?«

Stolz, als gehörten ihm alle Reichtümer Indiens persönlich, antwortete Sweetchild: »Das ist noch gar nichts! Die Kostbarkeiten des Nizam von Haidarabad werden auf dreihundert Millionen geschätzt, nur passen die nicht in eine kleine Schatulle. An Kompaktheit aber war der Schatz Bagdassars wirklich einzigartig.«

Fandorin berührte den Indologen vorsichtig am Ärmel. »Gleichwohl nehme ich a-an, daß diese Summe einen etwas abstrakten Charakter trägt. Es würde schwerlich jemandem gelingen, eine solche Menge g-gigantischer Edelsteine mit einem Schlag zu verkaufen. Das würde ja den Marktpreis drücken.«

»Ihre Überlegung ist unzutreffend, Monsieur Diplomat«, erwiderte der Gelehrte lebhaft. »Das Prestige des ›Brahmapurer Standards‹ ist so hoch, daß man sich vor Kaufinteressenten nicht retten könnte. Ich bin überzeugt, daß mindestens die Hälfte der Steine in Indien bliebe – einheimische Fürsten würden sie aufkaufen, in erster Linie der erwähnte Nizam. Um die restlichen Steine würden die Bankhäuser von Europa und Amerika sich prügeln, und auch die europäischen Monarchen würden kaum die Gelegenheit versäumen, ihre Schatzkammern mit den Brahmapurer Meisterwerken zu schmücken. Oh, wenn Bagdassar gewollt hätte, würde er den Inhalt seiner Schatulle in wenigen Wochen losgeschlagen haben.«

»Sie reden über diesen Mann immer nur in der Vergangenheit«, bemerkte Fandorin. »Ist er tot? Was ist aus der Schatulle geworden?«

»Das weiß leider niemand. Bagdassar nahm ein tragisches Ende. Während des Sepoy-Aufstands beging der Radscha die Unvorsichtigkeit, mit den Empörern Geheimverhandlungen aufzunehmen, und der Vizekönig erklärte Brahmapur zum feindlichen Territorium. Böse Zungen behaupteten, Britannien habe einfach die Schätze Bagdassars an sich bringen wollen, aber das stimmt natürlich nicht, solcher Methoden bedienen wir Engländer uns nicht.«

»O doch.« Regnier nickte mit bösem Lächeln und wechselte einen Blick mit dem Kommissar.

Clarissa sah Fandorin unauffällig an – war der etwa auch vom Bazillus der Anglophobie infiziert? Aber der russische Diplomat saß mit unbewegter Miene da.

»Eine Schwadron Dragoner wurde in den Palast Bagdassars entsandt. Der Radscha versuchte, nach Afghanistan zu fliehen, aber die Kavallerie holte ihn bei einer Furt über den

Ganges ein. Sich verhaften zu lassen, das war unter Bagdassars Würde, und er nahm Gift. Die Schatulle hatte er nicht bei sich, nur ein Bündel mit einer Notiz in englischer Sprache. Sie war an die britischen Behörden gerichtet. Darin beschwor der Radscha seine Unschuld und bat, das Bündel seinem einzigen Sohn zukommen zu lassen. Der Junge wurde irgendwo in Europa in einem privaten Internat erzogen. Bei den indischen Würdenträgern neuerer Denkart ist das ganz normal. Ich muß erwähnen, daß Bagdassar sich keineswegs gegen die Einflüsse der Zivilisation sperrte. Er war mehrmals nach London und Paris gereist und hatte sogar eine Französin gehehlicht.«

»Ach, wie ungewöhnlich!« rief Clarissa. »Mit einem indischen Radscha verheiratet zu sein! Was ist aus ihr geworden?«

»Zum Teufel mit ihr, erzählen Sie lieber von dem Bündel!« sagte der Kommissar ungeduldig. »Was war dann?«

»Rein gar nichts von Interesse.« Der Professor zuckte bedauernd die Achseln. »Ein Koran-Bändchen. Die Schatulle blieb spurlos verschwunden, obwohl sie überall gesucht wurde.«

»War es ein gewöhnlicher Koran?« fragte Fandorin.

»Ein ganz gewöhnlicher. In einer Bombayer Offizin gedruckt, mit frommen Randbemerkungen des Verblichenen. Der Schwadronskommandeur glaubte den Koran bestimmungsgemäß expedieren zu dürfen und behielt zur Erinnerung das Tuch, in das der Koran gewickelt war. Später wurde das Tuch von Lord Littleby erworben und in seine Sammlung indischer Seidenmalerei aufgenommen.«

Der Kommissar präziserte: »Das Tuch, in das der Mörder den Schiwa eingewickelt hat?«

»Genau. Es ist in der Tat ein ungewöhnliches Tuch. Aus hauchdünner, federleichter Seide. Die Zeichnung ist recht trivial – ein lieblich singender Paradiesvogel, aber es gibt zwei

einzigartige Besonderheiten, die ich noch auf keinem anderen indischen Tuch gesehen habe. Erstens hat der Vogel statt des Auges ein Löchlein, dessen Ränder in feinsten Juwelierarbeit mit Brokatfaden umsäumt sind. Zweitens hat das Tuch eine interessante Form – ein unregelmäßiges Dreieck: zwei Seiten gewellt, eine vollkommen gerade.«

»Ist das Tuch sehr wertvoll?« fragte Fandorin.

»Na, das Tuch ist ganz uninteressant«, sagte Madame Kleber mit launisch vorgeschobener Unterlippe. »Erzählen Sie lieber von den Juwelen! Man hätte gründlicher suchen sollen.«

Sweetchild lachte.

»Oh, Madame, Sie haben keine Vorstellung, wie sorgfältig der neue Radscha gesucht hat! Er hatte uns während des Sepoy-Kriegs unschätzbare Dienste geleistet und erhielt als Belohnung den Thron von Brahmapur. Dem Ärmsten trübte sich vor Habgier das Urteilsvermögen. Ein Schlaupkopfflüsterer ihm ein, Bagdassar habe die Schatulle in die Wand eines der Häuser eingemauert. Da die Schatulle tatsächlich nach Größe und Aussehen einem gewöhnlichen Lehmziegel glich, befahl der neue Radscha, alle Gebäude, die aus diesem Baumaterial errichtet waren, auseinanderzunehmen. Die Häuser wurden eines nach dem anderen abgetragen, und jeder Ziegel wurde unter der persönlichen Aufsicht des Herrschers zerschlagen. Da in Brahmapur neunzig Prozent aller Bauten aus Lehmziegeln bestanden, verwandelte sich die blühende Stadt binnen weniger Monate in einen Trümmerhaufen. Der wahnsinnige Radscha wurde von seinen eigenen Angehörigen vergiftet, da sie einen Aufstand der Bevölkerung befürchteten, ärger als die Empörung der Sepoys.«

»Das hat er verdient, der Judas«, sagte Regnier gefühlvoll. »Es gibt nichts Schlimmeres als Verrat.«

Fandorin wiederholte geduldig seine Frage: »Also, ist das Tuch sehr w-wertvoll, Professor?«

»Ich glaube nicht. Es ist eher eine Rarität, ein Kuriosum.«

»Und warum wurde immer wieder etwas darin eingewickelt, mal der Koran, mal der Schiwa? Hat das Stück Seide vielleicht eine sakrale Bedeutung?«

»Das habe ich nie gehört. Zufall.«

Kommissar Coche stand ächzend auf und reckte die Schultern.

»Tja, interessante Geschichte, aber für unsere Untersuchung gibt sie leider nichts her. Der Mörder wird diesen Lappen kaum als sentimentales Souvenir mit sich herumtragen.« Träumerisch fügte er hinzu: »Das wäre nicht schlecht. Einer von Ihnen, verehrte Verdächtige, holt das Seidentuch mit dem Paradiesvogel aus Zerstretheit hervor und schneuzt hinein. Dann wüßte der alte Coche, was er zu tun hätte.«

Der Fahnder lachte, er schien seinen Scherz für geistreich zu halten. Clarissa sah den Grobian mißbilligend an. Der fing ihren Blick auf und verengte die Augen.

»Apropos, Mademoiselle Stomp, Ihr hübscher Hut ist der letzte Pariser Schrei. Wann waren Sie das letztmal in Paris?«

Clarissa straffte sich innerlich und antwortete in eisigem Ton: »Den Hut habe ich in London gekauft, Kommissar. Und in Paris war ich noch nie.«

Wo guckte denn Fandorin so gebannt hin? Clarissa folgte seinem Blick und erbleichte.

Der Diplomat hatte ihren Fächer aus Straußenfedern betrachtet, auf dessen Elfenbeingriff mit Goldbuchstaben stand: Meilleurs Souvenirs! Hotel »Ambassadeur«. Rue de Grenelle, Paris.

Welch unverzeihlicher Fehler!

GINTARO AONO

5. Tag des 4. Monats

Angesichts der Küste von Eritrea

*Unten ein grüner Streifen Meer,
In der Mitte ein gelber Streifen Sand,
Darüber ein blauer Streifen Himmel.
Das sind die Farben
Der Fahne von Afrika.*

*Dieser triviale Fünfzeiler ist die Frucht meiner andert-
halbstündigen Bemühungen um seelische Harmonie. Die ver-
damnte Harmonie wollte und wollte nicht zurückkehren.*

*Ich saß allein auf Deck, blickte auf das trostlose Gestade von
Afrika und empfand schärfer als je zuvor meine grenzenlose
Einsamkeit. Ein Glück, daß ich seit meiner Kindheit die schöne
Gewohnheit habe, Tagebuch zu führen. Als ich vor sieben Jah-
ren zum Studium in das ferne Land Furansu reiste, träumte ich
insgeheim davon, daß mein Reisetagebuch eines Tages veröf-
fentlicht wird und mir und dem ganzen Geschlecht der Aonos
Ruhm einbringt. Doch leider ist mein Geist gar zu unvoll-
kommen, und meine Gefühle sind gar zu gewöhnlich, als daß
diese kläglichen Blätter mit der großen Tagebuchliteratur frühe-
rer Zeiten wetteifern könnten.*

*Gleichwohl hätte ich ohne diese täglichen Aufzeichnungen
wohl schon längst den Verstand verloren.*

Selbst hier auf dem Schiff, das nach Ostasien fährt, sind nur

zwei Vertreter der gelben Rasse – ich und ein chinesischer Eunuch, Hofbeamter 11. Ranges, der nach Paris gereist war, um Parfümeriewaren und kosmetische Neuheiten für die Kaiserin Tz'u-Hsi einzukaufen. Aus Sparsamkeit reist er zweiter Klasse und geniert sich deswegen sehr, und unser Gespräch brach in dem Moment ab, als er mitbekam, daß ich in der ersten reise. Welche Schmach für China! Ich an Stelle des Beamten wäre sicherlich vor Demütigung gestorben. Jeder von uns beiden repräsentiert ja auf diesem europäischen Schiff eine asiatische Großmacht. Ich verstehe den Seelenzustand des Beamten, und doch tut es mir sehr leid, daß er aus Scham seine enge Kabine nicht verläßt – wir könnten miteinander reden. Das heißt natürlich, nicht reden, sondern uns mittels Pinsel und Papier verständigen. Zwar sprechen wir verschiedene Sprachen, aber die Hieroglyphen sind ja die gleichen.

Macht nichts, sage ich mir, halte durch. Es dauert ja nicht mehr lange. In knapp einem Monat sehe ich die Lichter von Nagasaki, und von dort ist es nur noch ein Katzensprung bis zu meiner Heimat Kagoshima. Und wenn auch meine Heimkehr mir Schande und Erniedrigung verheißt, und wenn ich auch zum Gespött meiner Freunde werde, Hauptsache, wieder zu Hause! Schließlich wird es niemand wagen, mich offen zu verachten, alle wissen ja, daß ich den Willen meines Vaters erfüllt habe, und über Befehle diskutiert man bekanntlich nicht. Ich tat, was ich tun mußte und wozu ich verpflichtet war. Mein Leben ist zugrunde gerichtet, aber wenn das für das Wohl Japans notwendig ist ... Doch Schluß, genug davon!

Wer hätte denken können, daß die Rückkehr in die Heimat, die letzte Etappe siebenjähriger Prüfungen, so schwierig sein würde?

In Frankreich konnte ich wenigstens meine Nahrung in Einsamkeit zu mir nehmen, konnte meine Spaziergänge und die

Natur genießen. Hier auf dem Dampfer dagegen komme ich mir vor wie ein Reiskorn, das irrtümlich in eine Schüssel Nudeln geraten ist. Sieben Jahre habe ich unter rothaarigen Barbaren gelebt und mich nicht an einige ihrer scheußlichen Gepflogenheiten gewöhnen können. Wenn ich sehe, wie die überfeinerte Kleber-san mit dem Messer ein blutiges Beefsteak zerschneidet und sich hinterher mit dem rosigen Zünglein die geschminkten Lippen leckt, wird mir schlecht. Und dann diese englischen Waschbecken, deren Abfluß man mit einem Korken verschließt, so daß man sich das Gesicht mit schmutzigem Wasser waschen muß! Und die alptraumhafte, von einem pervertierten Geist erfundene Kleidung! Darin fühlt man sich wie ein in Ölpapier gewickelter Karpfen, der auf Kohlenglut geröstet wird. Am meisten hasse ich die gestärkten Kragen, von denen man roten Ausschlag am Kinn bekommt, und die Lederschuhe, die Folterwerkzeuge sind. Mit dem Recht des wilden Asiaten erlaube ich mir, in einem leichten Yukata an Deck zu spazieren, doch meine unglücklichen Tischnachbarn schwitzen von früh bis spät in ihrer Kleidung. Meine sensible Nase leidet sehr unter dem scharfen, fettigen Geruch des europäischen Schweißes. Entsetzlich ist auch die Gepflogenheit der Rundäugigen, sich in Taschentücher zu schneuzen, diese mit dem Rotz wieder in die Tasche zu stecken, sie erneut hervorzuholen und nochmals zu benutzen. Zu Hause wird man mir das nicht glauben, sondern denken, ich hätte mir das ausgedacht. Sieben Jahre sind eine lange Zeit. Vielleicht tragen die Damen bei uns inzwischen auch schon die lächerlichen Turnüren auf dem Hintern und humpeln stolpernd auf hohen Absätzen. Es wäre interessant, Kyokosan in solchem Aufputz zu sehen. Sie ist ja schon groß, dreizehn Jahre. Ein-zwei Jährchen noch, dann wird man uns verheiraten. Vielleicht auch schon früher. Wenn ich nur bald zu Hause wäre!

Heute ist mir das Erlangen der seelischen Harmonie besonders schwergefallen, weil

1. ich entdeckte, daß aus meiner Reisetasche mein bestes Instrument verschwunden ist, mit dem sich selbst der dickste Muskel leicht durchtrennen läßt. Was mag dieser seltsame Raub bedeuten?

2. ich nach dem Mittagessen erneut in eine demütigende Lage geriet, noch deprimierender als nach meinen Worten über Karl den Kühnen (s. gestrige Aufzeichnung). Fandorin-san, der sich nach wie vor sehr für Japan interessiert, befragte mich nach dem Bushido und den Samuraitraditionen. Das Gespräch kam auf meine Familie und meine Vorfahren. Da ich mich als Offizier vorgestellt hatte, erkundigte sich der Russe nach der Bewaffnung, den Uniformen und dem Reglement der kaiserlichen Armee. Das war entsetzlich! Als sich herausstellte, daß ich noch nie vom Berdangewehr gehört hatte, sah Fandorin-san mich sehr seltsam an. Er ist sicherlich zu dem Schluß gekommen, in der japanischen Armee dienten komplette Ignoranten. Vor Scham vergaß ich die Höflichkeit und lief aus dem Salon, was alles noch ärger machte.

Ich konnte mich lange nicht beruhigen. Zuerst stieg ich hinauf zum Bootsdeck, wo die Sonne am heißesten brennt und es daher menschenleer ist. Ich entkleidete mich bis auf das Lendentuch und übte mich eine halbe Stunde lang in der Schlagtechnik Ma-washi-giri. Als ich die nötige Kondition erlangt hatte und die Sonne mich rosa dünkte, nahm ich den Zazen-Sitz ein und versuchte vierzig Minuten zu meditieren. Erst danach zog ich mich wieder an und ging nach achtern, um eine Tanka zu schreiben.

Alle diese Übungen halfen. Ich weiß jetzt, wie ich mein Gesicht wahren kann. Beim Abendessen werde ich Fandorin-san sagen, daß es uns verboten ist, mit Ausländern über die kaiserliche Armee zu sprechen und daß ich aus dem Salon gelaufen

bin, weil ich schrecklichen Durchfall habe. Ich meine, das klingt überzeugend, und ich werde in den Augen meiner Tischgenossen nicht mehr aussehen wie ein unerzogener Wilder.

Derselbe Tag, abends

Von wegen Harmonie! Etwas Katastrophales ist geschehen. Mir zittern vor Scham die Hände, aber ich muß jetzt gleich alle Einzelheiten notieren. Das wird mir helfen, mich zu konzentrieren und den richtigen Entschluß zu fassen. Vorerst nur die Fakten, die Schlußfolgerungen später.

Also.

Das Abendessen im Salon »Windsor« begann wie üblich um 20 Uhr. Obwohl ich Rote-Bete-Salat (red beet) bestellt hatte, brachte mir der Kellner halbbrohes blutiges Rindfleisch. Er hatte red beef verstanden. Ich schob mit der Gabel das bluttriefende Fleisch hin und her und blickte mit heimlichem Neid zu dem Ersten Offizier, der ein sehr appetitliches Gemüseragout mit magerem Hühnerfleisch verzehrte.

Was war noch?

Nichts Besonderes. Kleber-san klagte wie immer über Migräne, aß aber mit großem Appetit. Sie sieht blühend aus, klassisches Beispiel für eine gut vertragene Schwangerschaft. Ich bin überzeugt: Wenn die Zeit heran ist, wird das Kind aus ihr herausspringen wie der Pfropfen aus einer Flasche französischen Schaumwein.

Gesprochen wurde über die Hitze, über die morgige Ankunft in Aden, über Edelsteine. Fandorin-san und ich verglichen die Vorzüge der japanischen und der englischen Gymnastik. Ich konnte mir erlauben, Nachsicht zu üben, denn auf diesem Gebiet liegt die Überlegenheit Asiens gegenüber dem Westen auf der Hand. Der Unterschied besteht darin, daß ihre physischen Übungen Sport, Spiel sind, die unsrigen dagegen ein Weg zur

geistigen Selbstvervollkommnung. Ja, zur geistigen, denn die physische Vollkommenheit ist bedeutungslos und folgt der geistigen wie ein Eisenbahnzug der Lokomotive. Ich muß sagen, daß der Russe sich sehr für Sport interessiert und sogar von den Kampfschulen Japans und Chinas gehört hat. Heute morgen habe ich früher als sonst auf dem Bootsdeck meditiert und sah dort Fandorin-san. Wir wechselten nur eine Verbeugung, kamen aber nicht ins Gespräch, denn wir waren beschäftigt: Ich wusch meine Seele in dem Licht des neuen Tages, und er, mit einem Sporttrikot bekleidet, machte Kniebeugen und stemmte eine Zeitlang Hanteln, die sehr schwer aussahen.

Das gemeinsame Interesse an der Gymnastik machte unser abendliches Gespräch ungezwungen, und ich fühlte mich lockerer als gewöhnlich. Ich erzählte dem Russen von Jiu-Jitsu. Er hörte aufmerksam zu.

Etwa um halb neun (die genaue Zeit habe ich mir nicht gemerkt) klagte Kleber-san, die schon ihren Tee getrunken und zwei Stück Kuchen gegessen hatte, über Schwindel. Ich sagte ihr, das komme bei Schwangeren vor, wenn sie zu viel äßen. Aus irgendwelchen Gründen war sie darüber gekränkt, und mir ging auf, daß ich das nicht hätte sagen dürfen. Wie oft hatte ich mir geschworen, den Mund zu halten. Weise Erzieher hatten mich schließlich gelehrt: Wenn du in fremder Gesellschaft bist, sitze da, höre zu, lächle freundlich und nicke von Zeit zu Zeit – dann wirst du als wohlerzogener Mensch gelten und auf jeden Fall nichts Dummes sagen. Schöner »Offizier«, der anderen medizinische Ratschläge aufdrängt!

Regnier-san sprang sogleich auf und erbot sich, die Dame zu ihrer Kabine zu begleiten. Dieser Mann ist überhaupt sehr zuvorkommend, besonders zu Kleber-san. Er ist der einzige, der ihrer ewigen Launen noch nicht überdrüssig ist. Er wahrt die Ehre seiner Uniform.

Nachdem sie gegangen waren, wechselten die Männer in die Sessel und rauchten. Der italienische Schiffsarzt und seine englische Frau begaben sich zu einem Patienten, und ich versuchte, dem Kellner klarzumachen, daß ich mein Frühstücksomelett ohne Bacon und ohne Schinken wünsche. Das hätten sie in den vielen Tagen schon lernen können.

Es waren wohl zwei Minuten vergangen, da hörten wir plötzlich einen gellenden Frauenschrei.

Erstens begriff ich nicht gleich, daß es Kleber-san war, die da schrie. Zweitens ging mir nicht auf, daß das verzweifelte »Oskur! Oskur!« nichts anderes bedeutete als »Au secours! Au secours!«* Aber das rechtfertigt nicht mein Verhalten. Ich habe mich schmähsch benommen, unwürdig eines Samurai!

Aber der Reihe nach.

Als erster stürzte Fandorin-san zur Tür, gefolgt von dem Polizeikommissar, Milford-Stokes-san und Sweetchild-san, ich aber blieb wie angewurzelt stehen. Sie alle glauben jetzt gewiß, daß in der japanischen Armee klägliche Feiglinge dienen! In Wirklichkeit habe ich nur nicht gleich begriffen, was vorging.

Als ich es endlich begriffen hatte, war es zu spät – ich erreichte den Schauplatz als Letzter, sogar noch nach Stomp-san.

Die Kabine von Kleber-san liegt ganz in der Nähe des Salons, sie ist die fünfte rechts im Korridor.

Hinter den mir Zu-vorgekommenen stehend, sah ich ein unwahrscheinliches Bild. Die Kabinentür stand sperrangelweit offen. Kleber-san lag stöhnend auf dem Fußboden, über ihr etwas Schwarzes, Blankes, Unbewegliches. Ich erkannte nicht gleich, daß es ein riesiger Neger war. Er trug eine weiße Leinenhose. Aus seinem Genick ragte der Griff eines Marinedolchs. An seiner Körperhaltung sah ich sofort, daß er tot war. Ein

* (franz.) Zu Hilfe!

solcher Stoß gegen die Schädelbasis verlangt große Kraft und Präzision, tötet aber blitzartig.

Kleber-san zappelte, um unter dem schweren Leichnam hervorzukommen, doch vergeblich. Neben ihr bewegte sich hektisch Leutnant Regnier. Sein Gesicht war weißer als der Kragen seines Hemdes. Die Dolchscheide an seiner Hüfte war leer. Der Leutnant war ganz durcheinander – bald versuchte er, die unangenehme Last von der schwangeren Frau wegzuziehen, bald wandte er sich uns zu und erklärte verworren dem Kommissar, was geschehen war.

Fandorin-san bewahrte als einziger seine Kaltblütigkeit. Ohne erkennbare Anstrengung zerrte er den Toten beiseite (ich dachte sofort an seine Gymnastik mit den Hanteln), half Kleber-san in einen Sessel und gab ihr Wasser. Da kam auch ich zu mir und prüfte in aller Eile, ob Kleber-san verletzt sei, sie war es nicht. Ob sie innere Schäden davongetragen hatte, würde sich später zeigen. Alle waren so erregt, daß die von mir vorgenommene Untersuchung niemanden verwunderte. Die Weißen glauben ja, daß alle Asiaten ein bißchen Schamanen sind und sich auf die Heilkunst verstehen. Kleber-sans Puls lag bei 95, und das war vollauf erklärlich.

Sie und Regnier-san erzählten, einander ins Wort fallend, folgendes.

Der Leutnant: Er habe Madame Kleber zur Kabine begleitet, ihr einen angenehmen Abend gewünscht und sich verabschiedet. Doch er habe sich gerade zwei Schritte entfernt, da hörte er ihren verzweifelten Schrei.

Kleber-san: Sie sei eingetreten, habe die elektrische Lampe angeknipst und vor ihrem Toilettentisch einen gigantischen schwarzen Mann stehen sehen, der ihre Korallenkette in der Hand hielt (die sah ich in der Tat nachher auf dem Fußboden liegen). Der Neger habe sich schweigend auf sie gestürzt, sie zu

Boden geworfen und mit seinen Riesenpranken nach ihrer Kehle gegriffen. Sie habe losgeschrien.

Der Leutnant: Er sei in die Kabine gestürzt, habe die entsetzliche (er sagte: »phantastische«) Szene gesehen und erst einmal den Kopf verloren. Dann habe er den riesigen Neger bei den Schultern gepackt, ihn jedoch keinen Zoll von der Stelle bewegen können. Darauf habe er ihn mit dem Stiefel gegen den Kopf getreten, wieder ohne Erfolg. Erst jetzt habe er, aus Furcht um das Leben von Madame Kleber und ihr Ungeborenes, den Dolch aus der Scheide gezogen und einen einzigen Stoß geführt.

Ich dachte mir, der Leutnant müsse seine stürmische Jugend in Tavernen und Bordellen verbracht haben, wo es von gekonnter Messerhandhabung abhängt, wer am nächsten Morgen mit einem Brummschädel aufwacht und wer auf dem Friedhof landet.

Kapitän Cliff und Doktor Truffo kamen angelaufen. In der Kabine wurde es eng. Niemand hatte eine Ahnung, wie der Afrikaner auf die »Leviathan« gekommen war. Fandorin-san betrachtete eingehend die Tätowierung auf der Brust des Toten und sagte, eine solche habe er schon gesehen. Während des jüngsten Balkankonflikts sei er in türkischer Gefangenschaft gewesen und habe dort dunkelhäutige Sklaven mit den gleichen Zickzackmarkierungen rund um die Brustwarzen gesehen. Es sei ein ritueller Schmuck des Ndanga-Stammes, den arabische Sklavenhändler erst kürzlich im Herzen von Äquatorialafrika entdeckt hätten. Die Ndanga-Männer genossen auf den Märkten des gesamten Orients große Nachfrage.

Ich hatte den Eindruck, daß Fandorin-san all das mit etwas seltsamer Miene sagte, so als ob ihn irgendwas befremdete. Aber ich kann mich auch irren, denn die Mimik der Europäer ist recht wunderlich und ähnelt nicht im geringsten der unsrigen.

Kommissar Coche hörte dem Diplomaten kaum zu. Er sagte,

ihn als Vertreter des Gesetzes interessierten zwei Fragen: wie der Neger aufs Schiff gekommen sei und warum er Madame Kleber angefallen habe.

Nun stellte sich heraus, daß bei einigen der Anwesenden in letzter Zeit auf geheimnisvolle Weise Gegenstände aus den Kabinen verschwunden waren. Ich mußte an meinen Verlust denken, schwieg aber natürlich. Des weiteren kam zur Sprache, daß der eine oder andere sogar einen riesigen schwarzen Schatten gesehen hatte (Miss Stomp) oder ein durchs Fenster hereinlugendes schwarzes Gesicht (Mrs. Truffo). Nun ist klar, daß es keine Halluzinationen oder Auswüchse weiblicher Phantasie gewesen sind.

Alle fielen über den Kapitän her. Über jedem Passagier hatte in den letzten Tagen tödliche Gefahr geschwebt, und die Schiffsführung hatte nichts davon gewußt. Cliff-san war schamrot. Sein Ansehen hatte einen empfindlichen Schlag bekommen. Ich wandte mich taktvoll ab, um ihm die Schmach zu erleichtern.

Dann bat der Kapitän die Zeugen des Vorfalls in den Salon »Windsor« und hielt uns eine Ansprache voller Kraft und Würde. Vor allem entschuldigte er sich für das Vorkommnis. Er bat uns, niemandem von dem »bedauerlichen Vorfall« zu erzählen, denn sonst könne es auf dem Dampfer zu einer Massenpsychose kommen. Er versprach, unverzüglich die Laderäume, den Doppelboden, die Vorratsräume und sogar die Kohlebunker durchsuchen zu lassen. Und er versicherte, daß es auf seinem Schiff keine schwarzhäutigen Einbrecher mehr geben werde.

Der Kapitän ist ein guter Mann. Ein richtiger Seebär. Er spricht unbeholfen, in kurzen Sätzen, doch man sieht, daß er ein festes Herz hat und für seine Sache brennt. Ich hörte, wie Truffo-san einmal dem Kommissar erzählte, Kapitän Cliff sei Witwer und hänge mit großer Liebe an seiner einzigen Tochter,

die in einem Schweizer Pensionat erzogen werde. Ich finde das sehr rührend.

Es scheint, daß ich ein wenig zu mir komme. Die Zeilen fließen gleichmäßiger, die Hand zittert nicht mehr. Ich kann zum Unangenehmsten übergehen.

Bei der oberflächlichen Untersuchung von Kleber-san war mir aufgefallen, daß sie keine Hämatome hatte. Ich stellte auch ein paar weitere Überlegungen an, die ich dem Kapitän und dem Kommissar mitteilen wollte. Vor allem aber wollte ich die schwangere Frau beruhigen, die nach der Erschütterung noch immer außer sich war und sich in eine Hysterie hineinsteigerte.

Ich sagte ihr in freundlichstem Ton: »Vielleicht wollte der Schwarze Sie gar nicht töten, Madame. Sie kamen so unerwartet herein und machten Licht, da ist er einfach erschrocken. Er ist ja ...«

Sie ließ mich nicht ausreden.

»Erschrocken ist er?« zischte sie mit plötzlicher Wut. »Oder sind Sie vielleicht erschrocken, Monsieur Asiat? Meinen Sie, ich habe nicht gesehen, wie Sie sich mit Ihrer gelben Visage hinter dem Rücken anderer Leute versteckt haben?«

So hatte mich noch nie jemand beleidigt. Am schlimmsten war, daß ich nicht so tun konnte, als wären das die zänkischen Worte einer hysterischen dummen Gans, die sich mit einem verächtlichen Lächeln abtun ließen. Kleber-san hatte mich an der empfindlichsten Stelle getroffen!

Eine Antwort fiel mir nicht ein. Ich litt grausam, und sie sah mich mit einer vernichtenden Grimasse an. Wenn ich in diesem Moment in die berüchtigte Hölle der Christen hätte stürzen können, würde ich selbst den Lukenhebel gezogen haben. Am schrecklichsten war, daß sich der rote Schleier der Raserei über meine Augen legte, ein Zustand, den ich besonders fürchte. In diesem Zustand nämlich kann ein Samurai Taten begeben,

die für sein Karma schädlich sind. Er muß dann sein Leben lang die Schuld sühnen, weil er für einen Moment die Selbstkontrolle verlor.

Ich verließ den Salon, aus Furcht, ich könnte mich nicht beherrschen und der schwangeren Frau etwas Entsetzliches antun. Ich weiß nicht, ob ich bei einem Mann so die Gewalt über mich behalten hätte.

Ich schloß mich in meiner Kabine ein und holte den Beutel mit den ägyptischen Kürbissen hervor, die ich in Port Said auf dem Basar gekauft hatte. Sie sind klein, kopfgroß und sehr hart. Fünfzig Stück hatte ich erstanden.

Um den roten Schleier vor den Augen wegzukriegen, trainierte ich den geraden Handkantenschlag. Da ich jedoch hocherregt war, mißlangen die Schläge: Die Kürbisse spalteten sich nicht in zwei Hälften, sondern zersprangen in sieben oder acht Stücke.

Es ist schwer.

ZWEITER TEIL
ADEN-BOMBAY

GINTARO AONO

7. Tag des 4. Monats
In Aden

Der russische Diplomat ist ein Mann von tiefem, fast japanischem Verstand. Fandorin-san besitzt die uneuropäische Fähigkeit, eine Erscheinung in ihrer Ganzheit zu sehen, ohne in kleinen Details und technischen Einzelheiten steckenzubleiben. Die Europäer sind unübertroffene Experten in allem, was die Fertigkeiten betrifft, sie kennen bestens das Wie. Wir Asiaten dagegen besitzen Weisheit, denn wir wissen Warum. Für die Behaarten ist der Prozeß der Bewegung wichtiger als das Endziel, wir dagegen lassen kein Auge von dem in der Ferne flimmernden Leitstern, darum finden wir recht häufig nicht die Muße, nach rechts und links zu schauen. Deshalb sind die Weißen fast immer Sieger in kleinen Gefechten, während die gelbe Rasse unerschütterliche Ruhe bewahrt, da sie zuverlässig weiß, daß all das kleinliche Geschäftigkeit ist, die keine Aufmerksamkeit verdient. Im Wesentlichen, einzig Existenziellen wird der Sieg jedenfalls unser sein.

Unser Kaiser hat sich zu einem großen Experiment entschlossen: die Weisheit des Ostens mit dem Verstand des Westens zusammenzubringen. Wir Japaner eignen uns demütig die europäische Wissenschaft der täglichen Errungenschaften an, verlieren aber dabei nicht das Endziel der menschlichen Existenz aus dem Auge – den Tod und die darauf folgende höhere

Form des Daseins. Die Rothaarigen sind zu individualistisch, ihr kostbares »Ich« verschließt ihnen die Augen, verzerrt das Bild der sie umgebenden Welt und erlaubt ihnen nicht, ein Problem aus verschiedenen Gesichtswinkeln zu betrachten. Die Seele des Europäers ist mit eisernen Nägeln an seinem Körper befestigt, und es ist ihr nicht gegeben, sich emporzuschwingen.

Wenn Fandorin-san zur Erleuchtung befähigt ist, so verdankt er das dem halb asiatischen Wesen seiner Heimat. Rußland ähnelt in vielem Japan: Osten mit einem Hang zum Westen. Nur vergessen die Russen, im Unterschied zu uns, den Leitstern, auf den das Schiff Kurs hält, und drehen den Hals gar zu sehr nach rechts und links. Sein »Ich« herauskehren oder es in dem mächtigen »Wir« auflösen – darin besteht der Gegensatz zwischen Europa und Asien. Ich glaube, Rußland hat eine gute Chance, vom ersten auf den zweiten Weg umzuschwenken.

Aber ich bin übermäßig ins Philosophieren geraten. Es wird Zeit, daß ich auf Fandorin-san und die Klarheit seines Verstandes komme. Ich beschreibe das Geschehen der Reihe nach.

Es war noch dunkel, als die »Leviathan« in Aden einlief. Über diesen Hafen steht in meinem Reiseführer: »Der Hafen von Aden, ein Gibraltar des Orients, dient England als Verbindungsglied zu Ost-Indien. Hier bunkern die Schiffe Kohle und ergänzen ihre Trinkwasservorräte. Die Bedeutung Adens ist seit der Eröffnung des Suezkanals unwahrscheinlich gestiegen. Die Stadt selbst ist nicht groß. Es gibt ausgedehnte Hafenspeicher, Werften, ein paar Faktoreien, Kontore, Gasthäuser. Die Stadt ist symmetrisch gebaut. Die Trockenheit des Bodens wird durch 30 uralte Zisternen ausgeglichen, in denen sich das Regenwasser aus den Bergen sammelt. Aden hat 34 000 Einwohner, vornehmlich indische Muselmanen.« Einstweilen muß ich mich mit dieser knappen Beschreibung zufriedengeben, denn die Schiffstreppe wird nicht

heruntergelassen, und niemand darf an Land. Als Grund wird eine Sanitäts- und Quarantäne-Inspektion angegeben, aber wir Vasallen des Fürstentums Windsor kennen den wahren Sinn des Durcheinanders: Matrosen und Küstenpolizei durchkämmen das ganze gewaltige Schiff nach Negern.

Nach dem Frühstück blieben wir noch im Salon und warteten auf die Resultate der Durchsuchung. Hier kam es zwischen dem Polizeikommissar und dem russischen Diplomaten zu einem wichtigen Gespräch, dem alle Unsrigen beiwohnten (jetzt sind sie für mich schon die »Unsrigen«).

Es wurde zunächst über den Tod des Negers gesprochen, dann kam die Unterhaltung wie gewöhnlich auf die Pariser Morde. Ich beteiligte mich nicht daran, hörte aber sehr aufmerksam zu, obwohl es anfangs wieder so aussah, als wolle man einen grünen Affen im Bambusdickicht und eine schwarze Katze im dunklen Zimmer fangen.

Stomp-san sagte: »Also, Rätsel über Rätsel. Unbegreiflich, wie der Schwarze an Bord gekommen ist, unbegreiflich, warum er Madame Kleber ermorden wollte. Genau wie in der Rue de Grenelle. Die reinste Mystik.«

Da sagte Fandorin-san plötzlich: »Da gibt es keine Mystik. Mit dem Neger ist in der Tat noch manches unklar, aber was den Vorfall in der Rue de Grenelle betrifft, so ist das Bild, wie ich finde, mehr oder weniger klar.«

Alle starrten ihn verdattert an, und der Kommissar lächelte giftig. »Wirklich? Na, dann lassen Sie mal hören.«

Fandorin-san: »Ich denke, es war so. Am Abend kam jemand zur Villa in der Rue de Grenelle ...«

Der Kommissar (mit gespielter Begeisterung): »Bravo! Eine geniale Idee!«

Einige lachten, doch die meisten hörten aufmerksam zu, denn der Diplomat ist keiner, der sinnlos die Luft bewegt.

Fandorin-san (unerschütterlich): »... jemand, dessen Erscheinen bei der Dienerschaft keinerlei Verdacht aufkommen ließ. Es war ein Arzt, möglicherweise im weißen Kittel und gewiß mit einer Arzttasche. Der unerwartete Gast sagte, alle im Hause Anwesenden müßten sich unverzüglich in einem Raum versammeln, denn auf Anordnung der Municipalité hätten sich alle Pariser einer prophylaktischen Impfung zu unterziehen.«

Der Kommissar (mit beginnender Verärgerung): »Was sind das für Phantastereien? Eine Impfung? Warum sollten die Bediensteten dem erstbesten Spitzbuben glauben?«

Fandorin-san (heftig): »Daß Sie nur nicht in nächster Zeit vom ›Ermittlungsführer in besonders wichtigen Fällen‹ degradiert werden zum ›Ermittlungsführer in nicht besonders wichtigen Fällen‹, Monsieur Coche. Sie studieren Ihre eigenen Materialien nicht aufmerksam genug, und das ist unverzeihlich. Werfen Sie doch nochmals einen Blick in den Artikel aus dem ›Soir‹, in dem von der Bekanntschaft Lord Littlebys mit der internationalen Abenteurerin Marie Sansfond die Rede ist.«

Der Kommissar kramte in seiner schwarzen Mappe, holte den Zeitungsausschnitt hervor und überflog ihn.

Der Kommissar (achselzuckend): »Na und?«

Fandorin-san (zeigte mit dem Finger): »Da unten. Schauen Sie, der Anfang der folgenden Notiz: CHOLERAEPIDEMIE IM ABKLINGEN. Da ist die Rede von ›energischen prophylaktischen Maßnahmen der Pariser Ärzte‹.«

Truffo-san: »Tatsächlich, meine Herrschaften. Paris hat den ganzen Winter über gegen das wiederholte Aufflackern der Cholera gekämpft. In Dover wurde sogar ein sanitärer Kontrollpunkt für die Kanalfähren aus Calais eingerichtet.«

Fandorin-san: »Darum weckte das Erscheinen eines Arztes bei der Dienerschaft keinerlei Verdacht. Der Besucher trat gewiß sehr sicher auf und sprach überzeugend. Möglicherweise

sagte er, es sei schon spät, und er müsse noch mehrere Häuser aufsuchen, oder etwas in der Art. Den Hausherrn mochten die Diener wohl nicht behelligen, da sie von seinem Podagraanfall wußten, doch die Wächter aus dem ersten Stock haben sie natürlich gerufen. Eine Injektion ist schließlich Minutensache.«

Ich war begeistert von dem Scharfsinn des Diplomaten, der die schwierige Aufgabe so leicht gelöst hatte. Auch Kommissar Coche wurde nachdenklich.

»Mal angenommen, es war so«, sagte er mißmutig. »Aber wie wollen Sie den sonderbaren Umstand erklären, daß Ihr Arzt, nachdem er die Diener vergiftet hatte, nicht die Treppe zum ersten Stock hinaufstieg, sondern hinausging, über den Zaun in den Garten kletterte und das Fenster in der Orangerie zerschlug?«

Fandorin-san: »Ich habe darüber nachgedacht. Ist Ihnen noch nicht in den Sinn gekommen, daß es ja auch zwei Verbrecher gewesen sein können? Der eine beseitigte die Diener, und der andere drang derweil durchs Fenster ins Haus ein.«

Der Kommissar (triumphierend): »Doch, es ist mir in den Sinn gekommen, Herr Klugschwätzer. Zu dieser Schlußfolgerung wollte der Mörder uns ja verleiten. Er versuchte die Spur zu verwischen, das liegt auf der Hand! Nachdem er im Anrichterraum die Diener vergiftet hatte, stieg er die Treppe hinauf und stieß auf den Hausherrn. Wahrscheinlich hatte er das Glas der Vitrine mit Getöse zerschmettert, da er annahm, daß niemand weiter im Haus wäre. Der Lord kam auf den Lärm hin aus dem Schlafzimmer und wurde getötet. Nach diesem außerplanmäßigen Vorfall entwich der Täter eiligst, doch nicht durch die Tür, sondern durchs Fenster der Orangerie. Warum? Um uns zu verwirren und die Sache so darzustellen, als wären sie zu zweit gewesen. Und darauf sind Sie hereingefallen. Aber der alte Coche ist so billig nicht zu kaufen.«

Die Worte des Kommissars wurden beifällig aufgenommen. Regnier-san sagte sogar: »Verdammt, Kommissar, mit Ihnen ist nicht gut Kirschen essen.« (Dieser bildhafte Ausdruck kommt in verschiedenen europäischen Sprachen vor. Er ist nicht wörtlich zu nehmen. Der Leutnant will sagen, daß Coche-san ein sehr kluger und erfahrener Fahnder ist.)

Fandorin-san wartete ein wenig und fragte dann: »Sie haben also die Fußabdrücke unterm Fenster genau studiert und befunden, daß der Mann heruntergesprungen und nicht aufs Fensterbrett gestiegen ist?«

Darauf gab der Kommissar keine Antwort, sah aber den Russen verdrossen an.

Da machte Stomp-san eine Äußerung, die dem Gespräch eine neue, noch schärfere Note verlieh.

»Ein Verbrecher, zwei Verbrecher – ich verstehe noch immer nicht das Wichtigste: Wozu das alles?« sagte sie. »Nicht wegen des Schiwa, klar. Also wozu? Doch wohl nicht wegen des Tuchs, so herrlich es auch sein mag.«

Darauf sagte Fandorin-san, als verstünde sich das von selbst: »Doch, Mademoiselle, eben wegen des Tuchs. Der Schiwa wurde nur zur Ablenkung mitgenommen und gleich von der nächsten Brücke in die Seine geworfen, weil er nicht mehr benötigt wurde.«

Der Kommissar bemerkte: »Für russische Bojaren« (ich habe vergessen, was dieses Wort bedeutet, muß nachschlagen) »ist eine halbe Million Francs vielleicht eine Bagatelle, aber die meisten Menschen rechnen anders. Zwei Kilogramm reinen Goldes wurden also nicht mehr benötigt! Sie haben sich ganz ordentlich vergaloppiert, Herr Diplomat!«

Fandorin-san: »Nicht doch, Kommissar, was ist eine halbe Million Francs gegen die Schätze des Bagdassar?«

»Meine Herrschaften, Schluß mit dem Streit!« rief die ver-

haßte Madame Kleber launisch. »Ich wäre fast ermordet worden, und Sie reden schon wieder von dieser Geschichte. Während Sie in dem alten Verbrechen kramen, Kommissar, wäre ums Haar ein neues passiert, ohne daß Sie es merken.«

Diese Frau kann es einfach nicht ertragen, wenn sie nicht im Mittelpunkt der Aufmerksamkeit steht. Nach dem gestrigen Vorfall bemühe ich mich, sie möglichst wenig anzusehen – hätte ich doch größte Lust, ihr den Mittelfinger in das pulsierende blaue Äderchen an ihrem weißen Hals zu stoßen. Ein Stoß würde völlig ausreichen, diese Viper zu töten. Aber das gehört natürlich in den Bereich der bösen Gedanken, die ein willensstarker Mensch unterdrücken muß. Nun sind sie in das Tagebuch eingegangen, und der Haß hat ein wenig nachgelassen.

Der Kommissar wies Madame Kleber zurecht. »Schweigen Sie, gnädige Frau«, sagte er streng. »Wir wollen hören, was sich der Herr Diplomat noch ausgedacht hat.«

Fandorin-san: »Die ganze Geschichte macht nur dann einen Sinn, wenn das geraubte Tuch einen besonderen Wert hat. Erstens. Nach den Worten des Professors ist der Wert nicht so groß, also geht es nicht um das Stück Seide, sondern um etwas anderes. Zweitens. Wie wir wissen, hat das Tuch mit dem letzten Willen von Radscha Bagdassar zu tun, dem Besitzer der Schätze von Brahmapur. Drittens. Sagen Sie, Professor, war der Radscha ein treuer Diener des Propheten?«

Sweetchild-san (nach kurzem Überlegen): »Das kann ich nicht genau sagen. Moscheen hat er nicht gebaut, Allah hat er in meinem Beisein nicht erwähnt. Der Radscha kleidete sich gern europäisch, rauchte Kuba-Zigarren, las französische Romane. Ach ja, zum Mittagessen trank er Kognak! Mithin hat er die religiösen Verbote nicht allzu ernst genommen.«

Fandorin-san: »Also viertens: Der nicht allzu fromme Bagdassar hinterläßt dem Sohn als letzte Gabe nicht irgendwas,

sondern einen Koran, in ein Tuch gewickelt. Ich vermute, gerade das Tuch war der wichtigste Teil der Sendung. Der Koran diente nur als Vorwand. Vielleicht aber enthielten die Randnotizen von der Hand Bagdassars Instruktionen, wie der Schatz mit Hilfe des Tuches zu finden sei.«

Sweetchild-san: »Warum unbedingt mit Hilfe des Tuches? Der Radscha konnte doch sein Geheimnis in den Marginalien verstecken.«

Fandorin-san: »Er konnte, tat es aber nicht. Warum nicht? Ich verweise Sie auf mein Argument Nummer eins: Wenn das Tuch nicht einen ganz außerordentlichen Wert hätte, wären seinetwegen kaum zehn Menschen ermordet worden. Das Tuch ist der Schlüssel zu den 500 Millionen Rubeln oder, wenn Ihnen das lieber ist, zu den 50 Millionen Pfund, was auf dasselbe hinausläuft. Meines Wissens hat es in der Geschichte der Menschheit noch keinen Schatz dieser Größenordnung gegeben. Übrigens muß ich Sie warnen, Kommissar: Wenn Sie recht haben und der Mörder tatsächlich an Bord der ›Leviathan‹ ist, sind weitere Opfer möglich. Was um so wahrscheinlicher wird, je näher Sie Ihrem Ziel kommen. Gar zu hoch ist der Einsatz und gar zu hoch der Preis, der für den Schlüssel zum Geheimnis gezahlt worden ist.«

Nach diesen Worten herrschte Totenstille. Die Logik von Fandorin-san schien unwiderleglich, und ich bin sicher, daß es allen kalt den Rücken hinunterlief. Außer einem Menschen.

Als erster kam der Kommissar wieder zu sich. Er sagte mit nervösem Lachen: »Sie haben eine blühende Phantasie, Monsieur Fandorin. Was jedoch die Gefahr betrifft, so haben Sie recht. Doch Sie, meine Herrschaften, brauchen nicht zu zittern. Wenn einer in Gefahr ist, dann der alte Coche, und das weiß er sehr gut. So ist nun mal mein Beruf. Aber mit bloßen Hän-

den kriegt mich keiner.« Er ließ den Blick drohend über uns alle gleiten, und es war wie eine Forderung zum Duell.

Komischer alter Dickwanst. Er könnte allenfalls gegen die schwangere Madame Kleber antreten. In meinem Gehirn entstand ein verlockendes Bild: Der rot angelaufene Kommissar wirft die junge Hexe zu Boden und würgt sie mit seinen haarigen Wurstfingern, und Madame Kleber verendet mit vorquellenden Augen und herausgestreckter widerlicher Zunge.

»Darling, I am scared!«* piepste Mrs. Truffo mit dünnem Stimmchen. Ihr Mann streichelte ihr begütigend die Schulter.

Eine interessante Frage stellte der rothaarige und häßliche M.-S.-san (der Name ist zu lang zum Ausschreiben): »Professor, beschreiben Sie doch das Tuch ausführlicher. Na gut, ein Vogel mit einem Löchlein statt des Auges, na gut, ein Dreieck. Hat das Tuch sonst noch etwas Bemerkenswertes?«

Ich muß erwähnen, daß dieser sonderbare Herr sich fast ebenso selten an den allgemeinen Gesprächen beteiligt wie ich. Und wenn er mal etwas sagt, schießt er wie der Autor dieser Zeilen daneben. Um so bemerkenswerter die überraschend gute Frage.

Sweetchild-san: »Soweit ich mich erinnere, ist außer dem leeren Auge und der einmaligen Form nichts Besonderes an dem Tuch. So groß wie ein ansehnlicher Fächer, läßt sich aber in einem Fingerhut verstecken. In Brahmapur ist solch hauchdünnes Gewebe keine Seltenheit.«

»Also liegt der Schlüssel in dem leeren Auge und in der Dreiecksform«, resümierte Fandorin-san mit bewundernswerter Sicherheit.

Er ist wirklich großartig.

Je länger ich über seinen Triumph und über die ganze Geschichte nachdenke, desto stärker wächst in mir der unwürdige

* (engl.) Liebling, ich habe Angst!

Wunsch, ihnen allen zu demonstrieren, daß auch Gintaro Aono etwas wert ist und sie alle verblüffen kann. Ich könnte zum Beispiel Kommissar Coche etwas Interessantes über den gestrigen Vorfall mit dem schwarzen Wilden erzählen. Im übrigen hat der weise Fandorin-san zugegeben, daß ihm in dieser Sache noch nicht alles klar ist. Ihm ist etwas unklar, und plötzlich kommt der »wilde Japaner« und – zack! – löst das Rätsel. Das wäre doch was!

Gestern habe ich, durch die Beleidigung aus dem Gleis geworfen, vorübergehend die Nüchternheit des Denkens eingebüßt. Nachdem ich mich beruhigt hatte, kam die Überlegung wieder, und in meinem Kopf formte sich eine logische Gedankenkette, die ich dem Polizisten stecken will. Die Schlußfolgerungen mag er sich selber zurechtlegen. Folgendes werde ich ihm sagen.

Zuerst erinnere ich ihn an die groben Worte der Madame Kleber mir gegenüber. Es war eine schwere Beleidigung, noch dazu öffentlich. Und sie geschah genau in dem Moment, als ich meine Beobachtungen mitteilen wollte. Ob Madame Kleber die Absicht verfolgte, mir den Mund zu stopfen? Ich das nicht verdächtig, Herr Kommissar?

Weiter. Warum stellt sie sich schwach, wenn sie so gesund ist wie ein Sumo-Ringer? Sie werden sagen, Unsinn, Lappalie. Darauf antworte ich Ihnen, Herr Fahnder, daß ein Mensch, der sich ständig verstellt, ganz sicher etwas zu verbergen hat. Nehmen Sie zum Beispiel mich. (Ha-ha, das werde ich natürlich nicht sagen.)

Dann lenke ich die Aufmerksamkeit des Kommissars darauf, daß europäische Frauen eine sehr zarte weiße Haut haben. Wieso haben die mächtigen Finger des Negers nicht den kleinsten Abdruck auf ihrer Haut hinterlassen? Ist das nicht auffällig?

Und wenn der Kommissar dann meint, ich hätte nichts vorgebracht außer den müßigen Mutmaßungen eines rachsüchtigen asiatischen Verstandes, sage ich ihm das Wichtigste, was den Herrn Fahnder sogleich überzeugen wird.

»Monsieur Coche«, sage ich dann mit höflichem Lächeln, »ich besitze nicht Ihren glänzenden Verstand und versuche nicht, mich in die Untersuchung einzumischen (wie sollte ich Unwissender das tun?), aber ich halte es für meine Pflicht, Ihre Aufmerksamkeit auf einen weiteren Umstand zu lenken. Sie sagen selber, der Mörder aus der Rue de Grenelle befinde sich unter uns. Monsieur Fandorin hat uns eine überzeugende Theorie vorgetragen, auf welche Weise die Dienerschaft von Lord Littleby getötet wurde. Eine Choleraimpfung – das ist eine ausgezeichnete Finte. Also konnte der Mörder mit der Spritze umgehen. Und wenn nun die Villa in der Rue de Grenelle nicht von einem Arzt, sondern von einer Frau, einer Krankenschwester, aufgesucht wurde? Sie würde ja noch weniger Verdacht erregt haben als ein Mann, nicht wahr? Stimmen Sie mir zu? Dann rate ich Ihnen, einmal unauffällig einen Blick auf die Arme von Madame Kleber zu werfen, wenn sie dasitzt, ihr Schlangenköpfchen nachdenklich in die Hand stützt und der weite Ärmel dabei bis zum Ellbogen heruntergleitet. In der Beuge werden Sie kaum erkennbare Pünktchen bemerken. Das sind die Einstiche von Injektionsnadeln, Herr Kommissar. Fragen Sie Doktor Truffo, ob er ihr irgendwelche Spritzen gibt, und der geehrte Arzt wird Ihnen dasselbe antworten wie heute mir: Nein, das tue er nicht, und überhaupt sei er ein prinzipieller Gegner der intravenösen Verabreichung. Dann zählen Sie zwei und zwei zusammen, o weiser Coche-san, und Sie werden etwas haben, worüber Sie sich Ihren grauen Kopfzerbrechen können.« Das werde ich ihm sagen, und dann wird er sich Madame Kleber vornehmen.

Ein europäischer Ritter würde mein Vorgehen wohl häßlich finden, und darin würde sich seine Beschränktheit kundtun. Eben darum gibt es in Europa keine Ritter mehr, doch die Samurai leben. Zwar hat der Kaiser die Standesunterschiede aufgehoben und uns verboten, zwei Schwerter am Gürtel zu tragen, aber das bedeutet nicht die Abschaffung des Samuraititels, sondern im Gegenteil die Erhebung der ganzen japanischen Nation in den Samuraistand, damit wir uns nicht voreinander mit unserm Stammbaum brüsten. Wir halten zusammen, und die übrige Welt steht gegen uns. Oh, edler europäischer Ritter (der gewiß nur in Romanen existiert)! Wenn du mit Männern kämpfst, so benutze männliche Waffen, und wenn du mit Frauen kämpfst, dann weibliche. Das ist der Ehrenkodex des Samurai, und daran ist nichts Häßliches, denn Frauen verstehen nicht schlechter zu kämpfen als Männer. Gegen die Ehre eines Samurai würde es verstoßen, gegen Frauen männliche Waffen anzuwenden und gegen Männer weibliche. So weit würde ich mich nie erniedrigen.

Ich zögere noch, das geplante Manöver zu unternehmen, aber mein Geisteszustand ist erheblich besser als gestern. So erheblich, daß ich ohne Mühe den ganz passablen Dreizeiler zustande brachte:

*Als eisiger Funke
blitzte der Mond
auf stählerner Klinge.*

CLARISSA STOMP

Clarissa drehte sich mit gelangweilter Miene um, ob nicht jemand guckte, erst danach linste sie um die Ecke des Deckhauses.

Der Japaner saß allein achtern auf dem Bootsdeck, die Beine untergeschlagen. Sein Kopf war hoch erhoben, zwischen den halbgeschlossenen Lidern glitzerte gespenstisch das Weiß der Augäpfel, ein entrücktes und leidenschaftsloses Gesicht.

Brrr! Clarissa schüttelte sich. Dieser Mr. Aono war schon ein seltenes Exemplar. Hier auf dem Bootsdeck, eine Etage über dem Erste-Klasse-Deck, gab es keine Flaneure, nur ein Schwarm kleiner Mädchen vergnügte sich mit dem Springseil, und im Schatten eines schneeweißen Rettungsboots hockten zwei von der Hitze zermürbte Gouvernanten. Wer außer Kindern und dem halbverrückten Asiaten konnte sich in dieser Sonnenglut aufhalten? Über dem Bootsdeck gab es nur noch das Ruderhaus, die Kapitänsbrücke und natürlich Schornsteine, Masten und Segel. Die weißen Leinwände blähten sich unter dem Druck des Windes, die »Leviathan« eilte, Qualmwolken ausstoßend, auf den quecksilbrigen Streifen des Horizonts zu, und ringsum blinkte und schillerte das leicht zerknitterte flaschengrüne Tuch des Indischen Ozeans. Von hier oben war zu erkennen, daß die Erde tatsächlich rund war, denn der Horizont lag deutlich tiefer als die »Leviathan«.

Aber Clarissa setzte sich der schweißtreibenden Hitze keineswegs aus Liebe zu Meereslandschaften aus. Sie wollte sehen, was Mr. Aono dort oben trieb. Wohin entfernte er sich jedesmal nach dem Frühstück mit solch beneidenswerter Beständigkeit?

Und sie interessierte sich zu Recht. Hier zeigte der ewig lächelnde Asiat sein wahres Gesicht. Ein Mensch mit so erstarrten, erbarmungslosen Zügen ist zu allem fähig. Die Vertreter der gelben Rasse sind eben doch anders als wir, und nicht nur wegen des Augenschnitts. Äußerlich sehen sie Menschen sehr ähnlich, aber sie sind eine ganz andere Art. Wölfe sehen ja auch aus wie Hunde, haben jedoch eine völlig andere Natur. Gewiß, die Gelbhäutigen haben ihre eigene sittliche Basis, doch die ist dem Christentum dermaßen fremd, daß ein normaler Mensch sie nicht begreifen kann. Besser wär's, sie trügen keine europäische Kleidung und wären unfähig, mit Messer und Gabel zu essen – damit schaffen sie nur die gefährliche Illusion, sie wären zivilisierte Menschen, dabei verbergen sich unter ihrem geleckten schwarzen Scheitel und ihrer glatten Stirn Dinge, die wir uns nicht vorstellen können.

Der Japaner regte sich, machte die Augen auf, und Clarissa retirierte eilig. Natürlich benahm sie sich wie eine dumme Gans, aber sie mußte doch etwas tun! Dieser Alpdruck konnte ja nicht ewig dauern. Sie mußte den Kommissar in die richtige Richtung schieben, sonst war ganz ungewiß, wie das alles enden würde. Trotz der Hitze bewegte sie fröstelnd die Schultern.

Mr. Aonos Aussehen und Benehmen bargen eindeutig ein Geheimnis. Wie das Verbrechen in der Rue de Grenelle. Sonderbar, daß Coche noch nicht begriffen hatte, daß allen Anzeichen nach der Japaner der Hauptverdächtige war.

Er wollte ein Offizier sein, ein Absolvent von Saint-Cyr, und hatte keine Ahnung von Pferden? Clarissa hatte einmal aus reiner Menschenliebe den schweigsamen Asiaten an der allgemeinen Unterhaltung beteiligen wollen und das Gespräch auf ein Thema gelenkt, das einen Militär interessieren mußte – Reiten, Pferderennen, die Vorzüge und Nachteile der Norfolktraber. Schöner Offizier! Auf die harmlose Frage, ob er schon einmal an einem Steeplechase teilgenommen habe, antwortete er, den Offizieren der kaiserlichen Armee sei es strengstens verboten, sich mit Politik zu befassen. Er weiß nicht, was ein Steeplechase ist! Natürlich ist unbekannt, was Japan für Offiziere hat – vielleicht reiten sie auf Bambusstecken, aber daß ein Absolvent von Saint-Cyr solche Unwissenheit bekundet? Ausgeschlossen.

Das mußte sie Coche verklickern. Oder sollte sie abwarten, bis sie noch etwas Verdächtiges herausfand?

Und der gestrige Vorfall? Clarissa war durch den Korridor gegangen, als aus Mr. Aonos Kabine höchst seltsame Geräusche drangen – ein trockenes Krachen, als ob jemand methodisch Möbelstücke zertrümmerte. Clarissa faßte sich ein Herz und klopfte.

Die Tür wurde aufgerissen. In der Öffnung stand der Japaner – nackt bis auf das Lendentuch! Der dunkle Körper glänzte schweißig, die Augen waren blutunterlaufen.

Als er Clarissa erblickte, stieß er einen Pfeiflaut aus.

Die zurechtgelegte Frage (»Monsieur Aono, könnten Sie mir vielleicht ein paar der wundervollen Gravüren zeigen, von denen ich so viel gehört habe?«) war ihr entfallen, und sie stand starr. Gleich würde er sie in die Kabine zerren und sich über sie hermachen! Dann würde er sie in Stücke zerlegen und die ins Meer werfen. Das war ganz einfach. Und

dann gäbe es Miss Clarissa Stomp nicht mehr, die wohl-erzogene englische Lady, die nicht besonders glücklich war, aber noch so viel vom Leben erwartete.

Clarissa stammelte, sie habe sich in der Tür geirrt. Aono sah sie schweigend an und atmete schwer. Ein saurer Geruch ging von ihm aus.

Sie mußte wohl doch mit dem Kommissar sprechen.

Vor dem Five o'clock tea paßte sie an der Tür des Salons »Windsor« den Kommissar ab und teilte ihm ihre Überlegungen mit, doch der Kerl nahm das irgendwie sonderbar auf – er sah sie spöttisch und stechend an, als erwarte er ein unanständiges Geständnis. Zwischendurch brummte er in den Bart: »Wie sie doch alle erpicht sind, sich gegenseitig anzuschwärzen.«

Als sie fertig war, fragte er aus dem Nichts: »Die Herren Eltern sind hoffentlich wohlauf?«

»Wessen, von Monsieur Aono?«

»Nein, Mademoiselle, die Ihrigen.«

»Ich bin schon als Kind Waise geworden«, antwortete sie mit einem erschrockenen Blick auf den Kommissar.

»Was festzustellen war.« Coche nickte zufrieden und ging, ein Clarissa unbekanntes Liedchen trällernd, als erster in den Salon. Eine Flegelei!

Dieses Gespräch hinterließ einen unguuten Bodensatz. Die Franzosen sind ja doch trotz all ihrer gepriesenen Galanterie keine Gentlemen. Natürlich sind sie imstande, einer Frau blauen Dunst vorzumachen und den Kopf zu verdrehen, ihr hundert rote Rosen aufs Hotelzimmer zu schicken (hier verzog Clarissa schmerzlich das Gesicht), aber glauben darf man ihnen nicht. Ein englischer Gentleman ist vielleicht etwas langweilig, dafür weiß er, was Pflicht und Anstand ist. Ein

Franzose dagegen schleicht sich ins Vertrauen und übt dann Verrat.

Diese Verallgemeinerungen hatten freilich nicht direkt mit Kommissar Coche zu tun. Überdies lieferte er beim Mittagessen eine Erklärung für sein Benehmen, und das auf beunruhigende Weise.

Beim Dessert warf Coche, der bislang ein ungewohntes enervierendes Schweigen bewahrt hatte, plötzlich einen durchdringenden Blick auf Clarissa und sagte: »Übrigens, Mademoiselle Stomp, Sie fragten neulich nach Marie Sansfond, der Dame, die angeblich mit Lord Littleby kurz vor seinem Tode gesehen wurde.«

Clarissa fuhr vor Überraschung zusammen, alle verstummten und guckten neugierig den Kommissar an; sie kannten schon die besondere Intonation, mit der er seine »Geschichten« zu beginnen pflegte.

»Ich hatte versprochen, Ihnen später von dieser Frau zu erzählen. Jetzt ist die Zeit gekommen.« Coche sah nur Clarissa an, und dieser Blick gefiel ihr immer weniger. »Es wird eine lange Geschichte, aber langweilig ist sie nicht, denn es geht um eine außergewöhnliche Frau. Und wir haben ja Zeit, oder? Wir sitzen bequem, essen Käse, trinken Orangeade. Doch wenn jemand anderes zu tun hat, soll er in Gottes Namen gehen, der alte Coche ist nicht beleidigt.«

Niemand rührte sich vom Fleck.

»Also, soll ich von Marie Sansfond erzählen?« fragte er gespielt treuherzig.

»Ja, unbedingt!« riefen alle.

Nur Clarissa schwieg, sie wußte, daß das Gespräch nicht von ungefähr begonnen worden war und ausschließlich ihr galt. Coche machte auch keinen Hehl daraus.

Er schmatzte genüßlich und holte die Pfeife hervor, ohne die Damen um Erlaubnis zu fragen.

»Ich erzähle der Reihe nach. Es lebte einmal in der belgischen Stadt Brügge ein kleines Mädchen namens Marie. Ihre Eltern waren wohlhabende Bürger der Stadt, gingen regelmäßig in die Kirche und vergötterten ihr goldlockiges Kind. Als Marie fast sechs war, bekam sie ein Brüderchen, den künftigen Erben der Bierbrauerei ›Sansfond & Sansfond‹. Die glückliche Familie war nun noch glücklicher, doch plötzlich geschah ein Unglück. Der Säugling, kaum einen Monat alt, stürzte aus dem Fenster und war tot. Erwachsene waren nicht im Hause, nur die beiden Kinder und ihre Bonne. Aber die hatte sich für eine halbe Stunde entfernt, um sich mit ihrem Liebsten, einem Feuerwehrmann, zu treffen. Während ihrer Abwesenheit drang ein Unbekannter in schwarzem Umhang und mit schwarzem Hut ins Haus ein. Die kleine Marie konnte sich unterm Bett verstecken, doch ihr Brüderchen nahm der schwarze Mann aus der Wiege und warf es aus dem Fenster. Dann verschwand er.«

»Was erzählen Sie da für Scheußlichkeiten!« rief Madame Kleber und griff nach ihrem Bauch.

»Das ist noch gar nichts.« Coche winkte mit der Pfeife ab. »Das Beste kommt erst noch. Die wie durch ein Wunder rettete Marie erzählte ihren Eltern von dem furchtbaren ›schwarzen Onkel‹. Auf der Suche nach dem Übeltäter wurde die ganze Umgebung auf den Kopf gestellt und im Eifer des Gefechts sogar der örtliche Rabbiner verhaftet, zumal der Ärmste immer in Schwarz herumlief. Aber dem Vater ließ ein merkwürdiges Detail keine Ruhe: Warum hatte der Verbrecher einen Hocker ans Fenster geschoben?«

»O Gott!« stöhnte Clarissa und faßte sich ans Herz. »Sollte etwa ...«

»Sie sind unglaublich scharfsinnig, Mademoiselle Stomp«, sagte der Kommissar auflachend. »Ja, die kleine Marie hatte ihr Brüderchen aus dem Fenster geworfen.«

»How terrible!« rief Mrs. Truffo entsetzt. »But why?«*

»Das Mädchen konnte es nicht ertragen, daß alles sich nur noch um den Kleinen drehte und sie ganz vergessen war. Sie dachte, wenn sie das Brüderchen aus der Welt schafft, ist sie wieder der Liebling von Mama und Papa«, erklärte Coche unbewegt. »Aber es war das erste und letzte Mal, daß Marie Sansfond ein Beweisstück hinterließ und entlarvt wurde. Das liebe Kind hatte noch nicht gelernt, Spuren zu verwischen.«

»Und was geschah mit der minderjährigen Verbrecherin?« fragte Leutnant Regnier sichtlich erschüttert. »Sie konnte doch wohl nicht vor Gericht gestellt werden?«

»Nein, vor Gericht wurde sie nicht gestellt.« Der Kommissar lächelte Clarissa verschmitzt zu. »Aber die Mutter konnte den Schicksalsschlag nicht verwinden, ihr Verstand trübte sich, und sie kam ins Irrenhaus. Monsieur Sansfond mochte sein Töchterchen, das die Familie ins Unglück gestürzt hatte, nicht mehr sehen und gab sie ins Kloster der Vinzentinerinnen, der grauen Schwestern, wo sie erzogen wurde. Sie war in allem die Erste – im Lernen, in Gott gefälligen Werken. Am liebsten aber soll sie Bücher gelesen haben. Als die Novizin siebzehn war, ereignete sich im Kloster ein höchst unangenehmer Skandal.« Coche warf einen Blick in seine Mappe und nickte. »Da hab ich's. 17. Juli 1866. Die Barmherzigen Schwestern erhielten Besuch vom Brüsseler Erzbischof, und es geschah, daß aus dem Schlafgemach des angesehenen Prälaten der uralte erzbischöfliche Ring mit dem riesigen Amethysten verschwand, der Ludwig dem Heiligen gehört haben sollte. Am Abend zuvor hatte

* (engl.) Wie schrecklich! Aber warum?

Monsignore die beiden besten Novizinnen zu einer Unterredung in sein Gemach gebeten, unsere Marie und ein Mädchen aus Arles. Auf die beiden fiel natürlich der Verdacht. Die Äbtissin fand unter der Matratze der Arlesierin das Samtfutteral des Rings. Die Diebin fiel in Erstarrung, antwortete nicht auf Fragen und wurde in den Karzer gebracht. Als eine Stunde später die Polizei eintraf, konnte die Verbrecherin nicht mehr verhört werden, sie hatte sich mit der Gürtelschnur ihrer Kutte erhängt.«

»Das hat diese garstige Marie Sansfond gefingert, ich erate es!« rief Milford-Stokes. »Scheußlich, die Geschichte, scheußlich!«

»Das weiß niemand ganz genau, nur wurde der Ring nie gefunden.« Der Kommissar breitete die Arme aus. »Zwei Tage später kam Marie, in Tränen aufgelöst, zu der Äbtissin, sagte, daß alle sie scheel ansähen, und bat, sie aus dem Kloster zu entlassen. Die Mutter Äbtissin, die seltsamerweise gegen ihre Lieblingsnovizin abgekühlt war, hielt sie nicht.«

»Man hätte das Täubchen am Tor durchsuchen müssen«, sagte Dr. Truffo bedauernd. »Der Amethyst war bestimmt unter ihren Röcken versteckt.«

Als er diese Worte seiner Gattin übersetzt hatte, stieß sie ihm den spitzen Ellbogen in die Seite, denn sie hielt die Bemerkung wohl für anstößig.

»Ob man sie nicht durchsuchte oder doch, aber nichts fand, weiß ich nicht. Marie jedenfalls fuhr vom Kloster nach Antwerpen, das bekanntlich die Welthauptstadt für Edelsteine ist. Dort wurde die Ex-Nonne plötzlich reich und lebte fortan auf großem Fuß. Manchmal saß sie auch mit leeren Händen da, doch nicht lange – ihr scharfer Verstand, ihre glänzenden schauspielerischen Fähigkeiten und das gänzliche Fehlen moralischer Skrupel« (der Kommissar hob be-

lehrend die Stimme und machte sogar eine Pause) »halfen ihr immer wieder, die Mittel für ein elegantes Leben aufzutreiben. Die Polizei von Belgien, Frankreich, England, den Vereinigten Staaten, Brasilien, Italien und einem weiteren Dutzend Länder nahm Marie Sansfond mehr als einmal fest und verdächtigte sie der verschiedensten Verbrechen, aber eine Anklage wurde ihr nie präsentiert: Mal gab es keine Anhaltspunkte, mal reichten die Indizien nicht aus. Wenn Sie wollen, erzähle ich Ihnen ein paar Episoden aus ihrer Dienstliste. Sie langweilen sich doch nicht, Mademoiselle Stomp?«

Clarissa hielt es für unter ihrer Würde, darauf zu antworten. Aber ihr war sorgenvoll zumute.

»Das Jahr 1870«, sagte Coche nach einem weiteren Blick in seine Mappe. »Das kleine, aber reiche Städtchen Fettburg in der deutschsprachigen Schweiz. Schokoladen- und Schinkenproduktion. Auf viertausend Einwohner kommen achteinhalftausend Schweine. Eine Region der fetten Idioten – Pardon, Madame Kleber, ich wollte Ihre Heimat nicht beleidigen«, besann sich der Kommissar verspätet.

»Macht nichts.« Madame Kleber zuckte lässig die Achseln. »Ich komme aus der französischsprachigen Schweiz. In dem Teil, wo Fettburg liegt, leben tatsächlich nur Dummköpfe. Ich glaube, ich kenne die Geschichte, sie ist lustig. Erzählen Sie nur.«

»Lustig für manch einen vielleicht.« Coche seufzte vorwurfsvoll und zwinkerte plötzlich Clarissa zu, was schon über die Hutschnur ging. »Eines Tages gerieten die ehrlichen Bürger des Städtchens in unbeschreibliche Erregung. Ein Bauer namens Möbius, der in Fettburg als Faulpelz und Tölpel galt, prahlte, er habe am Vorabend sein Land verkauft, einen schmalen Streifen steiniger Brache, und zwar an eine hochgestellte Dame, die sich Gräfin de Sansfond nenne. Für

30 Acre unfruchtbaren Bodens, auf dem nicht mal Disteln wuchsen, habe ihm die dumme Gräfin 3 000 Franken bezahlt. Aber in der Stadtverwaltung gab es Leute, die klüger waren als Möbius, und denen kam die Geschichte spanisch vor. Was wollte die Gräfin mit 30 Acre Sand und Steinen? Irgendwas stimmte da nicht. Für alle Fälle wurde ein gewiefter Mitbürger nach Zürich entsandt, und der fand heraus, daß die Gräfin de Sansfond eine bekannte Person sei. Sie führe ein fröhliches Leben in Luxus, und das Interessanteste – sie zeige sich häufig in Begleitung des Herrn Goldsilber, des Direktors der staatlichen Eisenbahngesellschaft. Wie erzählt wurde, hatte der Herr Direktor mit der Gräfin ein Techtelmechtel. Und da reimten die Bürger sich alles zusammen. Ich muß erwähnen, daß das Städtchen Fettburg seit langem von einem Eisenbahnanschluß träumte, um Schokolade und Schinken billiger ausführen zu können. Das Ödland, das die fröhliche Gräfin erworben hatte, zog sich von der nächstgelegenen Bahnstation zu dem Wald, wo das Gemeindeland anfing. Den Stadtvätern dämmerte: Die Gräfin hatte von ihrem Liebhaber erfahren, daß der Streckenbau in Vorbereitung war, und hatte den Schlüsselabschnitt gekauft, um tüchtig zu kassieren. Und da reifte in den Köpfen der Bürger ein dreister Plan. Sie entsandten zu der Gräfin eine Deputation, die Ihre Erlaucht überreden sollte, das Landstück der ruhmreichen Stadt Fettburg abzutreten. Die Schöne sträubte sich zunächst und behauptete, von dem Streckenbau nichts zu wissen, doch als der Bürgermeister andeutete, die Sache rieche nach einer Absprache zwischen Ihrer Erlaucht und Seiner Exzellenz dem Herrn Direktor, und das sei strafbar, schluchzte die schwache Frau und willigte ein. Das Ödland wurde in dreißig gleich große Grundstücke aufgeteilt und auf einer Auktion versteigert. Die Fettburger schlugen sich

beinahe, und einzelne Grundstücke erzielten einen Preis von 15000. Insgesamt verdiente die Gräfin ...« Der Kommissar fuhr mit dem Finger über die Zeile. »... fast 280000 Franken.«

Madame Kleber prustete los und bedeutete Coche mit einer Geste: Ich sage nichts, erzählen Sie weiter.

»Wochen, Monate gingen ins Land, doch der Baubeginn blieb aus. Die Fettburger schickten eine Anfrage an die Regierung und erhielten die Antwort, in den nächsten fünfzehn Jahren sei für ihre Stadt kein Bahnanschluß vorgesehen. Sie liefen zur Polizei: so und so, Raub am hellichten Tag. Die Polizei hörte die Geschädigten voller Mitgefühl an, konnte aber nicht helfen, denn Madame Sansfond hatte ja selbst gesagt, daß sie von einem Bahnbau nichts wisse und ihr Land nicht abtreten wolle. Alles sei rechtmäßig und nicht anfechtbar. Nun, und daß sie sich als Gräfin ausbebe, sei natürlich nicht schön, aber leider auch nicht strafbar.«

»Schlau!« lachte Regnier. »Wirklich, nicht anfechtbar.«

»Noch etwas.« Der Kommissar blätterte in seinen Papieren. »Es gibt da eine ganz phantastische Geschichte. Schauplatz ist der amerikanische Wilde Westen im Jahr 1873. In den Goldminen Californiens traf die weltbekannte Nekromantin und Großdrakonesse des Malteserordens Miss Kleopatra Frankenstein ein, laut Paß Marie Sansfond. Sie verkündete den Goldsuchern, die Stimme von Zarathustra habe sie in diese wilde Gegend geführt, und sie habe den Auftrag, in dem Städtchen Golden Nugget ein großes Experiment durchzuführen. Genau an diesem Längen- und Breitengrad konzentriere sich die kosmische Energie auf so einzigartige Weise, daß es möglich sei, in einer sternklaren Nacht mit Hilfe kabbalistischer Formeln Menschen, die bereits die Große Scheide zwischen dem Reich der Lebenden und dem

Reich der Toten überschritten hätten, wieder auferstehen zu lassen. Sie, Kleopatra, wolle dieses Wunder in der kommenden Nacht vollbringen, in Anwesenheit von Publikum und gänzlich gratis, denn sie sei keine Zirkuskünstlerin, sondern ein Medium der Höheren Sphären. Und was glauben Sie?« Coche machte eine wirkungsvolle Pause. »Vor den Augen von fünfhundert bärtigen Zuschauern zauberte die Drakonesse über dem Grabhügel von Roter Coyote, einem legendären Indianerhäuptling, der vor hundert Jahren gestorben war, und plötzlich kam die Erde in Bewegung, man kann sagen, sie tat sich auf, und heraus stieg der indianische Krieger mit Federschmuck, Tomahawk und bemalter Physiognomie. Die Zuschauer erbebten, und Kleopatra, ganz im Banne der mystischen Trance, schrie gellend: ›Ich fühle in mir die Kraft des Kosmos! Wo ist euer städtischer Friedhof? Gleich mache ich alle, die dort liegen, wieder lebendig!‹ An dieser Stelle schreibt die Zeitung, daß der Friedhof von Golden Nugget sehr groß war, weil in den Goldminen tagtäglich jemand ins Jenseits befördert wurde. Es gab dort mehr Gräber, als die Stadt Einwohner hatte. Die Goldsucher malten sich aus, was geschehen würde, wenn all die Schlagetots, Trunkenbolde und Galgenvögel ihren Gräbern entstiegen, und verfielen in Panik. Der Friedensrichter rettete die Situation. Er trat vor und fragte die Drakonesse höflich, ob sie nicht bereit sei, dieses große Experiment abubrechen, wenn die Einwohner der Stadt ihr eine volle Tasche Goldstaub spendeten, als bescheidenes Opfer für die Bedürfnisse der okkulten Wissenschaft.«

»Na und, hat sie eingewilligt?« fragte lachend der Leutnant.

»Ja. Für zwei Taschen.«

»Und der Indianerhäuptling?« fragte Fandorin lächelnd.

Er hat ein schönes Lächeln, nur sehr jungenhaft, dachte Clarissa. Nein, Teuerste, schlage ihn dir aus dem Kopf. Wie man in Suffolk sagt: Lecker und rund, aber nicht für deinen Mund.

»Den Indianerhäuptling nahm Kleopatra Frankenstein mit«, antwortete Coche mit ernster Miene. »Für wissenschaftliche Untersuchungen. Er soll später in einem Bordell zu Denver im Suff erstochen worden sein.«

»Tatsächlich, eine interessante P-person, diese Marie Sansfond«, sagte Fandorin nachdenklich. »Erzählen Sie mehr von ihr. Von diesen geschickten Gaunereien bis zum kaltblütigen Massenmord ist es noch ein g-ganzes Ende.«

»Oh, please, it's more than enough«, protestierte Mrs. Truffo und wandte sich an ihren Mann. »My darling, it must be awfully tiresome for You to translate all this nonsense.«*

»Madame, es zwingt Sie ja niemand, hier zu sitzen«, antwortete der Kommissar beleidigt.

Mrs. Truffo klapperte empört mit den Augen, dachte aber nicht daran zu gehen.

»Der Herr Kosak hat recht«, sagte Coche. »Ich will mal ein etwas böseres Beispiel raussuchen.«

Madame Kleber prustete mit einem Blick auf Fandorin, und auch Clarissa konnte sich trotz ihrer Nervosität eines Lächelns nicht enthalten, so wenig ähnelte der Diplomat einem wilden Sohn der russischen Steppe.

»Also, das Negerbaby, hören Sie zu. Hier haben wir auch einen letalen Ausgang. Die Sache liegt noch nicht lange zurück, zwei Jahre.« Der Kommissar sah ein paar zusammengeklammerte Blätter durch, um seine Erinnerung aufzufrischen. Er grientete. »In gewisser Hinsicht ein Meisterwerk.

* (engl.) Bitte, es ist mehr als genug. Liebling, es muß schrecklich ermüdend für dich sein, all diesen Unsinn zu übersetzen.

Ich habe so allerhand in meiner Mappe, meine Damen und Herren.« Liebevoll klopfte er mit seiner kurzfingerigen Plebejertatze auf den schwarzen Kalikodeckel. »Der alte Coche hat sich gründlich auf die Reise vorbereitet und kein Papierchen vergessen, das ihm zupaß kommen könnte. Die Geschichte, die ich Ihnen jetzt erzähle, ist der Presse noch nicht zur Kenntnis gelangt, doch ich habe hier den Polizeibericht. Also, in einem deutschen Fürstentum (in welchem, sage ich nicht, denn es ist eine heikle Sache) wartete eine durchlauchte Sippe auf Familienzuwachs. Es wurde eine schwere Geburt. Zugegen war der angesehene Leibarzt Doktor Vogel. Endlich erfüllte ein Quäken das Schlafzimmer. Als die Großherzogin, die vor Schmerzen minutenlang das Bewußtsein verloren hatte, die Augen aufschlug und mit schwacher Stimme bat: ›Ach, Herr Professor, zeigen Sie mir mein Kind‹, reichte Doktor Vogel Ihrer Hoheit mit überaus verlegener Miene einen zauberhaften Schreihals von hellkaffeebrauner Farbe. Die Großherzogin verlor wieder das Bewußtsein. Der Doktor sah zur Tür hinaus und winkte mit dem Finger den Großherzog herbei, eine flagrante Verletzung der Hofetikette.«

Dem Kommissar war anzusehen, daß es ihm ein besonderes Vergnügen bereitete, den prüden »Windsors« diese Geschichte zu erzählen. In dem Polizeibericht dürften kaum solche Einzelheiten gestanden haben – Coche phantasierte also. Er lispelte, wenn er die Großherzogin zitierte, und wählte absichtlich hochtrabende Wörter, damit es komischer wirkte. Clarissa sah sich nicht als Aristokratin, aber sie verzog das Gesicht, denn den Hohn gegen adlige Persönlichkeiten empfand sie als schlechten Ton. Auch Milford-Stokes, Baronet und Sproß eines alten Geschlechts, runzelte die Stirn. Doch diese Reaktion schien den Kommissar noch mehr zu beflügeln.

»Seine Hoheit nahmen es dem Leibarzt nicht übel, denn es war ein erhebender Moment. Von seinen Gefühlen als Vater und Gatte überwältigt, stürmte der Großherzog ins Schlafzimmer ... Die nun folgende Szene können Sie sich selber ausmalen: ein soldatenmäßig fluchender Landesherr, eine Großherzogin, die bald schluchzte, bald Rechtfertigungen stammelte, bald in Ohnmacht fiel, ein lauthals brüllendes Negerbaby und der in wohligem Entsetzen erstarrte Leibmedikus. Zu guter Letzt faßten sich Seine Hoheit und beschlossen, über das Schicksal der erlauchten Gattin später zu befinden. Einstweilen galt es, die Spuren zu verwischen. Bloß wie? Den Säugling heimlich in den Abtritt werfen?« Coche hielt schelmisch die Hand vor den Mund. »Bitte um Vergebung, meine Damen, das ist mir so herausgerutscht. Sich des Säuglings zu entledigen war unmöglich – das ganze Herzogtum wartete auf die Geburt. Es wäre ja auch eine Sünde gewesen. Die Berater zusammenrufen? Gott behüte, sie würden es ausplaudern. Was tun? Und da unterbreitete Doktor Vogel, ergebenst hüstelnd, einen Vorschlag zur Rettung der Situation. Er habe eine Bekannte, Fräulein von Sansfond, die Wunder vollbringe und nicht nur einen neugeborenen weißhäutigen Säugling beschaffen, sondern sogar einen Phönix vom Himmel holen könne. Sie verstehe zu schweigen, Geld für ihre Gefälligkeit werde sie als adliges Fräulein natürlich nicht nehmen, aber sie liebe altertümliche Kostbarkeiten ... Kurz und gut, ein paar Stunden später ruhte in der Atlaswiege ein prächtiges Jungchen, heller als ein Milchferkel und sogar mit weißblondem Haar, und das arme Negerbaby war in unbekannter Richtung aus dem Palast getragen worden. Im übrigen hatte man der Großherzogin versichert, das unschuldige Kind werde in südliche Gefilde gebracht und dort von guten Menschen aufgezogen.

Also, alles war aufs beste geregelt. Der dankbare Großherzog übergab dem Doktor für Fräulein von Sansfond eine wundervolle brillantbesetzte Tabaksdose mit Monogramm, dazu ein Dankschreiben, und er ließ ihr ausrichten, sie möge das Herzogtum ein für allemal verlassen. Was das taktvolle Fräulein auch ungesäumt tat.« Coche konnte ein Prusten nicht unterdrücken. »Am nächsten Morgen wollte der Großherzog endlich seinen Erben in Augenschein nehmen. Angewidert hob er den Jungen aus der Wiege, drehte ihn hin und her – und sah plötzlich auf dem rosigen Popo ein herzförmiges Muttermal. Genau solch ein Muttermal hatten an der gleichen Stelle Seine Hoheit, der verblichene Vater Seiner Hoheit, der Großvater und so fort bis ins siebte Glied. Der Großherzog, gänzlich irritiert, schickte nach dem Leibarzt, doch nun stellte sich heraus, daß Doktor Vogel letzte Nacht in unbekannter Richtung abgereist war, unter Zurücklassung seiner Frau und seiner acht Kinder.« Coche brach in ein heiseres Lachen aus, hustete, fuchtelte mit den Händen. Einer kicherte verlegen, Madame Kleber hielt sich keusch die Hand vor den Mund.

»Eine sogleich anberaumte Untersuchung ergab, daß sich der Leibarzt in letzter Zeit sonderbar benommen hatte und sogar im Spielcasino des benachbarten Baden-Baden gesehen worden war, noch dazu in Begleitung einer fröhlichen jungen Dame, die der Beschreibung nach Ähnlichkeit mit Fräulein von Sansfond hatte.« Der Kommissar wurde ernst. »Der Arzt wurde zwei Tage später in einem Straßburger Hotel aufgefunden. Tot. Er hatte eine tödliche Dosis Laudanum genommen und einen Brief hinterlassen: ›An allem bin ich allein schuld.« Eindeutig Selbstmord. Wer in Wirklichkeit schuld war, lag auf der Hand, aber das beweise mal. Die Tabaksdose war ein allerhöchstes Geschenk, und dann war da

noch der Brief. Ein Gerichtsprozeß wäre die Hoheiten teuer zu stehen gekommen. Am rätselhaftesten war, auf welche Weise der neugeborene Prinz gegen das Negerbaby vertauscht und wo im Reich der blauäugigen Blondköpfe überhaupt der schokoladenbraune Säugling hergekommen war. Allerdings hatte nach etlichen Informationen Marie Sansfond einige Zeit vor der beschriebenen Geschichte ein Stubenmädchen aus Senegal in ihren Diensten gehabt.«

»Sagen Sie, K-kommissar«, fragte Fandorin, als das Gelächter verstummt war (vier hatten gelacht: Leutnant Regnier, Doktor Truffo, Professor Sweetchild und Madame Kleber), »ist Marie Sansfond denn so schön, daß sie jedem Mann den Kopf verdrehen kann?«

»In allen Berichten steht, daß sie ganz alltäglich aussieht und keine besonderen Kennzeichen hat.« Coche warf einen frechen Blick auf Clarissa. »Die Haarfarbe, das Benehmen, den Akzent, den Kleidungsstil wechselt sie mühelos. Aber es scheint doch etwas an ihr dran zu sein. Ich habe in meinem Dienst alles Erdenkliche gesehen. Die verhängnisvollsten Herzensbrecherinnen sind selten schön. Wenn man ihr Photo betrachtet, gleitet der Blick ab, doch bei persönlicher Begegnung verspürt man ein Kribbeln auf der Haut. Ein Mann fliegt schließlich nicht auf eine gerade Nase und auf lange Wimpern, sondern auf einen besonderen Geruch.«

»Pfui, Kommissar«, wies Clarissa Coche zurecht. »Sie sind in Gesellschaft von Damen.«

»Ich bin in Gesellschaft von Verdächtigen«, parierte er gelassen. »Und Sie sind eine von ihnen. Woher soll ich wissen, ob Mademoiselle Sansfond nicht hier mit am Tisch sitzt?«

Seine Augen saugten sich an Clarissas Gesicht fest. Das erinnerte mehr und mehr an einen bösen Traum. Das Atmen fiel ihr schwer.

»Wenn ich richtig gerechnet h-habe, ist diese Dame jetzt 29 Jahre alt?«

Fandorins ruhige, sogar etwas indolente Stimme half Clarissa, sich wieder in die Gewalt zu bekommen. Für weibliche Eitelkeit war hier nicht der Platz, und sie rief: »Was starren Sie mich so an, Herr Schnüffler? Sie machen mir da ein unverdientes Kompliment. Ich bin älter als Ihre Abenteurerin, fast zehn Jahre! Auch die übrigen Damen taugen kaum für die Rolle der Mademoiselle Sansfond. Madame Kleber ist zu jung, und Madame Truffo spricht, wie Sie wissen, nicht französisch!«

»Für die gewiefte Marie Sansfond ist es eine Kleinigkeit, zehn Jahre mehr oder weniger zu spielen«, antwortete der Kommissar gemächlich, wobei er Clarissa nach wie vor durchdringend ansah. »Besonders wenn so viel Geld auf dem Spiel steht und im Falle des Scheiterns die Guillotine droht. Waren Sie wirklich nicht in Paris, Mademoiselle Stomp? Irgendwo in der Nähe der Rue de Grenelle?«

Clarissa wurde totenbleich.

»Na, hier muß ich mich als Vertreter der Schiffahrtsgesellschaft ›Jasper & Arthaud Partnership‹ einmischen«, unterbrach Regnier gereizt den Polizisten. »Meine Damen und Herren, ich versichere Ihnen, Gauner mit internationaler Reputation hatten keinen Zugang zu unserm Schiff. Unsere Gesellschaft garantiert, daß sich auf der ›Leviathan‹ keine Falschspieler, keine Kokotten und erst recht keine polizeibekanntenen Abenteurerinnen befinden. Verstehen Sie, wir sind auf Jungfernfahrt und tragen eine besondere Verantwortung. Skandale können wir uns nicht leisten. Kapitän Cliff und ich haben immer wieder die Passagierlisten durchgesehen und in Zweifelsfällen Erkundigungen eingezogen. Auch bei der französischen Polizei, Herr Kommissar. Ich

und der Kapitän sind bereit, für jeden der Anwesenden zu bürgen. Wir werden Sie nicht hindern, Ihrer Berufspflicht nachzukommen, Monsieur Coche, aber Sie verschwenden Ihre Zeit. Und das Geld der französischen Steuerzahler.«

»Na-na«, knurrte Coche. »Wir werden ja sehen.«

Worauf Mrs. Truffo zur allgemeinen Erleichterung das Gespräch auf das Wetter brachte.

REGINALD MILFORD-STOKES

10. April 1878

22 Uhr 31

Im Arabischen Meer

17 Grad 06 Minuten 28 Sekunden nördl. Breite

59 Grad 48 Minuten 14 Sekunden östl. Länge

Meine teure und heißgeliebte Emily!

Diese Höllenarche ist in der Gewalt böser Mächte. Ich spüre das mit meiner ganzen leidenden Seele. Wobei noch nicht einmal sicher ist, ob ein Verbrecher wie ich überhaupt eine Seele hat. Ich habe geschrieben und nachgedacht. Ich erinnere mich, daß ich ein Verbrechen verübt habe, ein furchtbares Verbrechen, für das es keine Vergebung gibt noch geben kann, aber seltsamerweise ist mir total entfallen, worin es eigentlich bestand. Und ich möchte es auch gar nicht mehr wissen.

In der Nacht, im Schlaf, erinnere ich mich sehr gut daran, wie wäre sonst der grauenhafte Zustand zu erklären, in dem ich jeden Morgen aufwache? Wenn nur unsere Trennung bald zu Ende wäre. Ich habe das Gefühl, daß nicht mehr viel fehlt, und ich verliere den Verstand. Das käme sehr zur Unzeit.

Die Tage ziehen sich quälend in die Länge. Ich sitze in der Kabine und starre auf den Minutenzeiger des Chronometers. Er bewegt sich nicht. An Deck vor dem Fenster hat jemand gesagt: »Heute ist der zehnte April«, doch ich konnte nicht begreifen, wieso der zehnte April. Ich schließe meine Schatulle auf

und sehe, daß mein gestriger Brief an Sie vom 9. April datiert ist und mein vorgestriger vom 8. April. Also hat alles seine Richtigkeit. Der 10. April.

Schon seit Tagen lasse ich kein Auge von Professor Sweetchild (wenn er denn tatsächlich Professor ist). Dieser Mann ist in unserm Salon »Windsor« sehr beliebt. Er ist ein notorischer Phrasendrescher und brüstet sich mit seinen Kenntnissen in Geschichte und Orientalistik. Kein Tag vergeht ohne neue Märchen über Schätze, eines unwahrscheinlicher als das andere. Zu allem übrigen hat er unangenehme huschende Ferkelaugen. Manchmal blitzen darin wahnsinnige Fünkechen. Sie müßten mal hören, mit welcher wollüstiger Stimme dieser Mann von Edelsteinen erzählt. Bestimmt ist er über all den Brillanten und Smaragden verrückt geworden.

Heute während des Frühstücks ist Doktor Truffo plötzlich aufgestanden, hat laut in die Hände geklatscht und feierlich verkündet, Mrs. Truffo habe Geburtstag. Alle riefen Ah und Oh, gratulierten dem Geburtstagskind, und der Doktor überreichte seiner unansehnlichen Gattin öffentlich ein Geschenk – ungewöhnlich geschmacklose Topasohrringe. Wie vulgär – aus der Überreichung eines Geschenks an die eigene Ehefrau ein Spektakel zu machen! Aber Mrs. Truffo sah es offenbar nicht so. Sie lebte auf und wirkte ganz glücklich, und ihre fade Physiognomie nahm die Farbe von geriebenen Mohrrüben an. Der Leutnant sagte: »O Madame, wenn wir früher von dem freudigen Ereignis gewußt hätten, würden wir bestimmt eine Überraschung für Sie vorbereitet haben. Geben Sie Ihrer Bescheidenheit die Schuld.« Das hirnlose Geburtstagskind errötete noch mehr und stammelte schüchtern: »Sie möchten mir wirklich etwas Gutes tun?« Die Antwort war ein allgemeines gutmütig träges Brummen. »Dann«, so sagte sie, »lassen Sie uns Lotto spielen. In unserer Familie wurden an Sonn- und

kirchlichen Feiertagen immer Karten und der Spielmarkenbeutel hervorgeholt. Oh, das macht solchen Spaß! Meine Herrschaften, Sie würden mir eine große Freude machen!« Ich hörte Mrs. Truffo zum erstenmal eine so umfängliche Rede halten. Im ersten Moment glaubte ich, sie wolle sich über uns lustig machen, doch nein, sie meinte es ernst. Was sollten wir tun? Nur Regnier entschlüpfte, da er angeblich seine Wache antreten mußte. Der tumbere Kommissar versuchte ebenfalls, sich auf dringende Pflichten zu berufen, aber alle sahen ihn so mißbilligend an, daß er schnaufte und blieb.

Mr. Truffo holte das Zubehör für das idiotische Spiel, dann begann die Quälerei. Alle legten trübsinnig ihre Karten aus und blickten wehmütig auf das sonnenbeschienene Deck. Die Fenster standen weit offen, durch den Salon wehte eine frische Brise, doch wir saßen da und spielten eine Szene aus dem Kinderzimmer. »Als Anreiz«, wie das beflügelte Geburtstagskind sagte, wurde eine Bank eingerichtet, in die jeder eine Guinee einzahlte. Die Siegeschancen lagen bei der Bankhalterin selbst, da sie als einzige aufpaßte, welche Nummern ausgerufen wurden. Der Kommissar hatte wohl auch nicht übel Lust, die Bank zu sprengen, aber er verstand nicht die kindlichen Sprüche, mit denen Mrs. Truffo um sich warf – ihr zu Liebe wurde diesmal englisch gesprochen.

Die jämmerlichen Topasohrringe im Wert von zehn Pfund bewogen Sweetchild, sein Steckenpferd zu satteln. »Ein ausgezeichnetes Geschenk, Sir!« sagte er zu dem Arzt. Der strahlte vor Vergnügen, doch Sweetchilds nächster Satz verdarb alles. »Gewiß, Topase sind heutzutage wohlfeil, aber wer weiß, vielleicht geht der Preis so in hundert Jahren wieder in die Höhe. Edelsteine sind ja so unberechenbar! Sie sind ein richtiges Wunder der Natur, nicht so wie die langweiligen Metalle Gold und Silber. Metall ist seelenlos und formlos, man kann es um-

schmelzen, doch Steine haben ihre unwiederholbare Individualität. Sie geben sich jedoch nicht jedem in die Hände, nur dem, der vor nichts haltmacht und um ihres magischen Strahlens willen bis ans Ende der Welt zu gehen bereit ist, vielleicht noch weiter.« Diese hochtrabenden Sentenzen waren begleitet vom Piepsen der Mrs. Truffo, welche die Nummern der Spielmarken ausrief. Ein Beispiel. Sweetchild sagt: »Ich erzähle Ihnen die Legende von dem großen und mächtigen Eroberer Mahmud von Ghasna, der vom Glanz der Diamanten verzaubert war und auf der Suche nach den Zauberkrystallen halb Indien mit Feuer und Schwert durchquerte.« Mrs. Truffo: »Elf meine Herrschaften. Zwei Einsen, zwei Trommelstöckchen.« Und so die ganze Zeit.

Übrigens, die erwähnte Legende will ich nacherzählen. Sie wird Ihnen helfen, den Charakter des Erzählers besser zu verstehen. Ich werde mich bemühen, seinen eigenartigen Redestil wiederzugeben.

»Im Sommer des Jahres (ist mir entfallen) nach Christi Geburt und nach muselmanischer Zeitrechnung im Jahre (ist mir erst recht entfallen) erfuhr der mächtige Mahmud von Ghasna, daß es auf der Halbinsel Kathia war einen Tempel gebe, in dem ein gewaltiges Götzenbild aufbewahrt werde, vor dem sich Hunderttausende von Menschen zu verneigen pflegten. Der Götze beschütze die Grenzen jenes Landes vor fremdländischen Überfällen, und jeder, der diese Grenzen mit dem Schwert in der Hand überschreite, sei des Todes. Das Heiligtum gehöre einer mächtigen brahmanischen Gemeinde, der reichsten in ganz Indien. Überdies besäßen die Brahmanen unermessliche Mengen von Edelsteinen. Der furchtlose Mahmud hatte keine Angst vor der Macht des Götzen, er zog sein Heer zusammen und begab sich auf den Feldzug. Er schlug fünfzigtausend Köpfe ab, zerstörte fünfzig Festungen und brach in das Heiligtum ein.

Seine Krieger schändeten den Tempel und kehrten das Unterste zuoberst, konnten aber den Schatz nicht finden. Da trat Mahmud vor den Götzen, holte aus und schlug ihm seine Streitaxt gegen den kupfernen Schädel. Die Brahmanen warfen sich vor dem Sieger zu Boden und boten ihm eine Million Silbermünzen, wenn er ihren Gott verschone. Mahmud lachte und schlug ein zweitesmal zu. Der Götze bekam einen Riß. Die Brahmanen heulten noch lauter und boten dem furchtgebietenden Herrscher zehn Millionen Goldmünzen. Aber die schwere Streitaxt hob sich zum drittenmal, der Götze spaltete sich in zwei Hälften, und nun flossen in einem glitzernden Strom Diamanten und Edelsteine, die in seinem Innern versteckt gewesen, auf den Boden des Tempels. Der Wert dieses Schatzes war in Zahlen nicht ausdrückbar.«

Da verkündete Mr. Fandorin mit etwas verlegener Miene, er habe alles komplett. Alle außer Mrs. Truffo freuten sich schrecklich und wollten auseinanderlaufen, aber sie bat so nachdrücklich um noch eine Partie, daß man bleiben mußte. Wieder tönte es: »Neununddreißig, und dann beiß ich! Siebenundzwanzig, und dann tanz ich!« und ähnlicher Unsinn.

Aber jetzt nahm Mr. Fandorin das Wort und erzählte in seiner sanften, leicht spöttischen Manier ebenfalls ein Märchen, ein arabisches, das er in einem alten Buch gelesen hatte. Ich zitiere Ihnen dieses Gleichnis aus meiner Erinnerung.

Es waren einmal drei maghrebische Kaufleute, die machten sich auf ins Innere der Großen Wüste, denn sie hatten Kenntnis erlangt, daß es weit weg, mitten in der Sandwüste, wo die Karawanen nicht hinkamen, einen großen Schatz gäbe, wie Sterbliche ihn nie gesehen hätten. Die Kaufleute zogen vierzig Tage dahin, litten unter Gluthitze und Entkräftung, und sie hatten jeder nur noch ein Kamel, die übrigen waren verendet. Plötzlich sahen sie einen großen Berg. Als sie näher kamen,

trauten sie ihren Augen nicht: Der ganze Berg bestand aus Silberbarren. Die Kaufleute priesen Allah. Einer von ihnen füllte seine Säcke mit Silber und machte sich auf den Rückweg, die anderen aber sagten: »Wir ziehen weiter.« Und sie gingen nochmals vierzig Tage, und die Sonne färbte ihre Gesichter schwarz und ihre Augen rot. Und wieder kamen sie zu einem Berg, der war aus Gold. Der zweite Kaufmann rief: »Unsere Leiden haben sich gelohnt. Der Allmächtige sei gepriesen!« Er füllte seine Säcke mit Gold und fragte seinen Gefährten: »Was stehst du untätig da?« Der dritte Kaufmann antwortete ihm und sprach: »Wieviel Gold kannst du schon auf einem Kamel wegbringen?« Der Zweite: »Genug, um der reichste Mann in unserer Stadt zu sein.« – »Das reicht mir nicht«, sagte der Dritte. »Ich gehe weiter, um den Berg aus Diamanten zu finden. Wenn ich dann heimkomme, werde ich der reichste Mann der ganzen Welt sein.« Und er zog weiter, und sein Weg währte nochmals vierzig Tage. Sein Kamel legte sich hin und stand nicht mehr auf, aber der Kaufmann machte nicht halt, denn er war eigensinnig und glaubte an den Diamantenberg, und eine Handvoll Diamanten ist bekanntlich wertvoller als ein Berg aus Silber oder ein Hügel aus Gold. Und eines Tages sah der dritte Kaufmann vor sich ein absonderliches Bild: Mitten in der Wüste stand ein Mensch, tiefgebeugt, denn er trug auf seinen Schultern einen Diamantenthron, und auf dem Thron saß ein Ungeheuer mit schwarzer Visage und glühenden Augen. »Wie freue ich mich, dich zu sehen, verehrter Reisender!« krächzte der Gebeugte. »Darf ich vorstellen, das ist Marduf der Dämon der Habgier, und den Thron wirst du jetzt auf deinen Schultern tragen, bis dich einer ablösen kommt, der ebenso habgierig ist wie du und ich.«

An dieser Stelle brach die Erzählung ab, denn Mr. Fandorin hatte wieder gewonnen, und auch die zweite Bank fiel nicht an

das Geburtstagskind. Gleich darauf saß Mrs. Truffo allein am Tisch, die anderen waren wie vom Wind weggeblasen.

Ich denke dauernd über das Märchen von Mr. Fandorin nach. Es ist nicht so einfach, wie es scheint.

Sweetchild ist der dritte Kaufmann. Als ich das Märchen zu Ende gehört hatte, kam mir die Erleuchtung! Ja, er ist ein gefährlicher Wahnsinniger. In ihm brodelte eine unbezähmbare Leidenschaft – als ob ich nicht wüßte, was das ist. Nicht umsonst folge ich ihm seit Aden wie ein unsichtbarer Schatten.

Ich schrieb Ihnen schon, liebste Emily, daß ich die Liegezeit im Hafen ausgiebig genutzt habe. Sie glauben gewiß, ich meinte damit den Erwerb eines neuen Navigationsgeräts. Ja, ich habe einen neuen Sextanten, und ich kontrolliere wieder regelmäßig den Kurs des Schiffes, aber hier geht es um etwas anderes. Ich hatte einfach Furcht, mein Geheimnis dem Papier anzuvertrauen. Womöglich liest es jemand, ich bin ja rings von Feinden umgeben. Aber mein Verstand ist wendig, und ich habe mir einen feinen Kniff ausgedacht: Ab heute schreibe ich mit Milch. Wenn ein Fremder das Papier zur Hand nimmt, wird er nichts erkennen, doch meine Emily ist schlau und wird die Blätter überm Lampenschirm erwärmen, dann werden die Zeilen sichtbar. Ein vortrefflicher Einfall, was?

Also, Aden. Noch auf dem Schiff, solange wir nicht an Land durften, fiel mir auf, daß Sweetchild nervös war, ja, er hüpfte vor Erregung. Das hatte schon angefangen, als Fandorin erklärt hatte, das gestohlene Tuch von Lord Littleby sei der Schlüssel zu den mythischen Schätzen des Smaragdenen Radschas. Nun fieberte der Professor dem Landgang entgegen, er murmelte immer wieder vor sich hin: »Ach, schnell an Land.« Fragt sich, wozu?

Das wollte ich herausfinden.

Ich zog meinen breitkrempigen schwarzen Hut über die

Augen und folgte Sweetchild. Zunächst lief alles gut – er drehte sich kein einziges Mal um, und ich ging ihm ungehindert nach bis zu dem Platz hinter der Zollbude. Aber hier gab es eine unangenehme Überraschung: Sweetchild rief eine Droschke und rollte in unbekannter Richtung davon. Die Droschke fuhr recht langsam, aber ich konnte ihr ja nicht gut hinterherlaufen – wie hätte das ausgesehen? Natürlich warteten auf dem Platz weitere Fahrzeuge, ich hätte eines davon besteigen können, doch Sie kennen meine unüberwindliche Abneigung gegen offene Equipagen, Emily. Sie sind eine Erfindung des Teufels und werden nur von hirnlosen Draufgängern genutzt. Unter denen gibt es sogar solche – ich habe es mehr als einmal mit eigenen Augen gesehen –, die ihre Frau und ihre unschuldigen Kinder mitfahren lassen. Wie leicht geschieht ein Unglück! Besonders gefährlich sind die bei uns in Britannien so populären zweirädrigen Wagen. Jemand hat mir erzählt (habe vergessen, wer), wie ein junger Mann aus angesehener Familie in einem zweirädrigen Wagen mit seiner jungen Frau, die noch dazu im achten Monat schwanger war, eine Spazierfahrt unternahm. Natürlich fand das ein böses Ende: Der Taugenichts kam mit den Pferden nicht zurecht, sie gingen durch, und der Wagen schlug um. Dem jungen Mann passierte nichts, bei seiner Frau aber setzten vorzeitige Wehen ein. Weder sie noch das Kind konnte gerettet werden. Und alles aus Unbedachtheit. Wären sie lieber zu Fuß gegangen. Oder Boot gefahren. Zur Not kann man auch die Eisenbahn nehmen, ein Einzelabteil. In Venedig benutzen sie Gondeln. Wir beide waren dort, erinnern Sie sich? Wissen Sie noch, wie das Wasser an den Stufen zum Hotel leckte?

Es fällt mir schwer, mich zu konzentrieren, ich schweife immer wieder ab. Also, Sweetchild fuhr mit einer Droschke weg, und ich blieb beim Zoll zurück. Denken Sie, ich hätte aufgegeben? Keineswegs. Während ich auf Sweetchild wartete, betrat

ich einen Laden für Marinebedarf und kaufte einen neuen Sextanten, der besser ist als der gestohlene, sowie ein ausgezeichnetes Nachschlagewerk über Seefahrt, mit astronomischen Formeln. Jetzt kann ich die jeweilige Position des Schiffes schneller und genauer bestimmen und bin nicht mehr hinters Licht zu führen.

Ich wartete sechs Stunden und achtunddreißig Minuten. Saß auf einer Bank. Blickte aufs Meer. Dachte an Sie.

Als Sweetchild zurückkehrte, stellte ich mich schlafend. Er huschte vorbei, überzeugt, daß ich ihn nicht gesehen hätte.

Kaum war er hinter der Ecke der Zollbude verschwunden, lief ich zu seinem Kutscher. Für einen Sixpence erzählte mir der Bengale, wohin unser lieber Professor gefahren war. Sie müssen zugeben, liebe Emily, daß ich mich bei dieser Geschichte geschickt angestellt habe.

Diese Information bestärkte mich in meinem anfänglichen Verdacht. Sweetchild hatte sich vom Hafen direkt zum Telegraphenamt bringen lassen. Dort blieb er eine halbe Stunde, später kehrte er noch viermal dorthin zurück. Der Kutscher sagte: »Sahib sehr-sehr aufgereggt. Immer hin und her. Mal befehlen: Bring auf Basar, dann an Rücken klopfen: Bring auf Post, los-los.« Mir wurde klar, daß Sweetchild zuerst eine Depesche abgeschickt und dann ungeduldig auf Antwort gewartet hatte. Nach den Worten des Bengalen war er das letztmal ganz verändert herausgekommen, hatte ein Papier geschwenkt und sich zum Schiff bringen lassen. Also mußte er die Antwort bekommen haben.

Was darin steht, weiß ich nicht, doch es liegt auf der Hand, daß der Professor, oder was immer er ist, Komplizen hat.

Das war vorvorgestern. Seitdem ist Sweetchild wie ausgewechselt. Wie ich schon schrieb, redet er nur noch von Edelsteinen. Manchmal setzt er sich plötzlich irgendwo an Deck hin

und zeichnet etwas, mal auf seine Manschette, mal auf sein Taschentuch.

Am Abend fand im Grand Salon ein Ball statt. Ich habe Ihnen schon den majestätischen Saal geschildert, der aus Versailles oder dem Buckingham Palace hergeholt scheint. Überall Vergoldungen, die Wände bestehen aus Spiegeln, die elektrischen Kristalllüster klirren melodisch im Takt des Wellengangs. Das Orchester (übrigens ganz ordentlich) spielte hauptsächlich Wiener Walzer, ein Tanz, den ich, wie Sie wissen, unanständig finde, darum stand ich in einer Ecke und beobachtete Sweetchild. Der amüsierte sich tüchtig, forderte eine Dame nach der anderen auf, galoppierte wie ein Ziegenbock und trat ihnen gnadenlos auf die Füße, was ihn aber nicht im geringsten beirrte. Mich lenkte ein wenig die Erinnerung ab, wie wir beide tanzten und wie graziös Ihre Hand im weißen Handschuh auf meiner Schulter lag. Plötzlich sah ich, wie Sweetchild zusammenzuckte, seine Dame beinahe fallenließ und, ohne sich zu entschuldigen, fast im Laufschrift zu den Tischen mit dem Imbiß eilte. Seine Dame blieb wie versteinert mitten im Saal stehen. Der unbändige Hungeranfall kam auch mir sonderbar vor.

Aber Sweetchild würdigte die Schüsseln mit Kuchen, Käse und Früchten keines Blicks. Er griff sich aus dem silbernen Serviettenhalter eine Papierserviette und begann, darüber gebeugt, eifrig etwas zu krakeln. Er war ganz außer sich, hielt es inmitten der Menge nicht für nötig, Vorsicht walten zu lassen! Vor Neugier brennend, bewegte ich mich lässigen Ganges zu ihm hin. Aber Sweetchild richtete sich auf und faltete die Serviette zweimal, wohl um sie in die Tasche zu stecken. Schade, ich hatte ihm nicht über die Schulter schauen können. Wütend stampfte ich mit dem Fuß auf und wollte eben umkehren, da sah ich Mr. Fandorin mit zwei Gläsern Champagner auf den Tisch zu kommen. Ein Glas reichte er Sweetchild, das andere behielt er. Ich

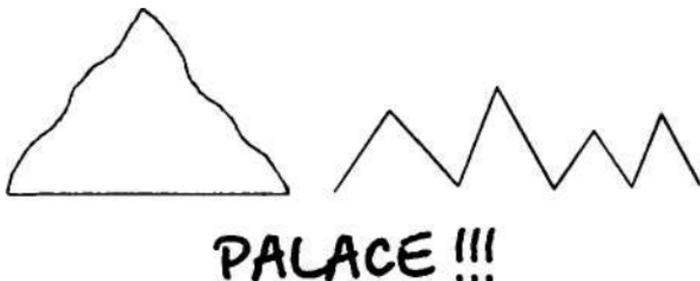
hörte, wie der Russe sagte: »Ach, lieber Professor, was sind Sie doch zerstreut! Eben haben Sie eine schmutzige Serviette in die Tasche gesteckt.« Sweetchild holte verlegen die Serviette hervor, zerknüllte sie und warf sie unter den Tisch. Ich trat zu den beiden und brachte das Gespräch auf die Mode, denn ich wußte, daß der Indologe bald gelangweilt gehen würde. So kam es auch.

Kaum hatte er uns mit einer Entschuldigung verlassen, flüsterte Mr. Fandorin mit Verschwörermiene: »Na, Sir Reginald, wer von uns kriecht unter den Tisch?« Da ging mir auf, daß das Verhalten des Professors nicht nur mir, sondern auch dem Diplomaten verdächtig vorkam. Zwischen uns entstand blitzschnell ein völliges Einvernehmen. »Ja, das ist nicht ganz schicklich«, antwortete ich. Mr. Fandorin blickte nach rechts und links und schlug vor: »Machen wir's so: Einer denkt sich einen anständigen Vorwand aus, und der andere kriecht unter den Tisch.« Ich nickte und dachte nach, doch mir fiel nichts Passendes ein. »Heureka«, flüsterte mein Partner und öffnete mit einer schnellen Bewegung einen meiner goldenen Manschettenknöpfe, der fiel zu Boden, und der Diplomat stieß ihn mit der Schuhspitze unter den Tisch. »Sir Reginald«, sagte er laut, damit die Umstehenden es hörten. »Ich glaube, Sie haben einen Manschettenknopf verloren.«

Abgemacht ist abgemacht. Ich hockte mich hin und blickte unter den Tisch. Die Serviette lag ganz nahe, doch der verdammte Knopf war bis an die Wand gekullert, und der Tisch war ziemlich breit. Stellen Sie sich folgendes Bild vor: Ihr Ehemann kriecht auf allen vieren unter dem Tisch herum und kehrt dem Saal nicht gerade seine imposanteste Seite zu. Auf dem Rückweg gab es einen kleinen Zwischenfall. Als ich unter dem Tisch hervorschaute, sah ich direkt vor mir zwei junge Damen, die sich lebhaft mit Mr. Fandorin unterhielten. Als sie meinen rothaarigen Kopf in Höhe ihrer Knie erblickten, kreischten sie

erschrocken auf, doch mein tückischer Partner sprach ungerührt: »Darf ich vorstellen – der Baronet Milford-Stokes.« Die Damen guckten mich von oben herab kühl an und entfernten sich wortlos. Ich sprang auf und rief vor Wut kochend: »Sir, Sie haben die Damen mit Absicht hier festgehalten, um mich zum Gespött zu machen!« Fandorin antwortete mit unschuldiger Miene: »Ich habe sie in der Tat hier festgehalten, aber nicht, um Sie zum Gespött zu machen, Sir. Mir war nur die Idee gekommen, daß die beiden mit ihren weiten Röcken Ihr riskantes Unternehmen verdecken könnten. Aber wo ist denn nun das Beutestück?«

Ich entfaltete die Serviette mit vor Erregung zitternden Händen, und wir erblickten etwas Seltsames. Ich zeichne es aus der Erinnerung auf:



Was sind das für geometrische Figuren? Was bedeutet die Zickzacklinie? Was hat »Palace« damit zu tun? Und wozu die drei Ausrufungszeichen?

Ich sah Fandorin verstohlen an. Er zupfte mit zwei Fingern an seinem Ohrläppchen und murmelte etwas Unverständliches. Ich vermute, auf russisch.

»Was halten Sie davon?« fragte ich.

»Abwarten«, antwortete der Diplomat mit rätselhafter Miene.

»Er ist seinem Ziel nahe.«

Wer ist nahe? Sweetchild? Welchem Ziel? Und ist es gut, daß er ihm nahe ist?

Aber ich kam nicht dazu, alle diese Fragen zu stellen, denn im Saal setzte gewaltiger Applaus ein. Monsieur Drieux, der für die Betreuung der Passagiere zuständig ist, schrie ohrenbetäubend in den Trichter: »Also, Mesdames et Messieurs, der Grand Prix unserer Tombola geht an die Kabine Nummer achtzehn!« Bislang hatte mich die geheimnisvolle Serviette so in Anspruch genommen, daß ich nicht auf das Geschehen im Saal achtete. Dort hatte das Tanzen längst aufgehört, und es lief die Ziehung der Wohltätigkeitslotterie zugunsten gefallener Mädchen (ich schrieb Ihnen am 3. April von dieser blöden Idee). Meine Einstellung zur Wohltätigkeit und zu gefallenen Mädchen ist Ihnen bekannt, darum enthalte ich mich eines Kommentars.

Die feierliche Verkündung wirkte sonderbar auf meinen Gesprächspartner – er verzerrte leidend das Gesicht und zog den Kopf zwischen die Schultern. Im ersten Moment wunderte ich mich, doch dann fiel mir ein, daß die Kabine Nr. 18 Mr. Fandorin gehörte. Stellen Sie sich vor, das Glückslos war auf ihn gefallen!

»Das ist ja unerträglich«, murmelte der Auserwählte Fortunas und stotterte stärker als sonst. »Ich werde ein wenig Spazierengehen.« Er wollte zur Tür retirieren, aber Mrs. Kleber rief schallend: »Das ist Monsieur Fandorin aus unserm Salon! Da ist er, meine Herrschaften! Im weißen Smoking mit roter Nelke! Monsieur Fandorin, wo wollen Sie hin? Sie haben den Grand Prix gewonnen!«

Alle wandten sich dem Diplomaten zu und applaudierten noch heftiger. Vier Stewards trugen den Hauptpreis in den Saal: eine unglaublich häßliche Standuhr, die Big Ben nachbildete. Es war ein wahrhaft angsteinflößendes Gerät aus geschnitztem Eichenholz, anderthalb Mann hoch und mindestens vier Stones schwer. Ich sah in Mr. Fandorins Augen etwas wie Grauen, und ich kann ihn dafür nicht verurteilen.

Ein weiteres Gespräch war unmöglich, und ich kehrte in meine Kabine zurück, um diesen Brief zu schreiben.

Ich fühle gefährliche Ereignisse heranreifen, die Schlinge zieht sich um mich zusammen. Aber machen Sie sich keine Hoffnungen, meine Herren Verfolger, so einfach kriegen Sie mich nicht!

Es ist schon spät, Zeit, die Koordinaten zu messen.

Auf Wiedersehen, liebe, zärtliche, unendlich vergötterte Emily.

In heißer Liebe Ihr

Reginald Milford-Stokes

RENATE KLEBER

Renate paßte Schnauzer (so nannte sie den alten Coche, seit sie wußte, was für einer er war) vor seiner Kabine ab. Nach der zerknitterten Visage und den zerrauften grauen Haaren des Kommissars zu urteilen, war er eben erst aufgestanden – er hatte sich wohl gleich nach dem Mittagessen hingelegt und bis zum Abend gegrunt.

Sie packte den Fahnder am Ärmel, stellte sich auf die Zehenspitzen und sprudelte hervor: »Ich muß Ihnen was erzählen!«

Schnauzer warf ihr einen prüfenden Blick zu, kreuzte die Arme vor der Brust und sagte mit ungueter Stimme: »Ich höre mit Interesse zu. Wollte ohnehin längst mal mit Ihnen sprechen, Madame.«

Sein Ton ließ Renate aufhorchen, aber sie dachte – Unsinn, Schnauzer hat eine schlechte Verdauung, oder ihm ist im Traum eine krepierete Ratte erschienen.

»Ich habe für Sie die Arbeit gemacht«, prahlte Renate und blickte nach rechts und links, ob auch niemand lauschte. »Gehen wir in Ihre Kabine, dort stört uns niemand.«

Schnauzers Behausung war tipp-topp aufgeräumt: Mitten auf dem Tisch prangte die bekannte schwarze Mappe, daneben lagen ein Stoß Papier und gutgespitzte Bleistifte. Renate sah sich neugierig um, entdeckte eine Schuhbürste und eine Dose Schuhkrem und auf einer Schnur trocknende Hemdkragen. Der Alte ist geizig, dachte sie, er putzt seine Schuhe

selbst und wäscht selbst, um dem Personal kein Trinkgeld geben zu müssen.

»Na, reden Sie schon«, knurrte er gereizt, da Renates Neugier ihn verdroß.

»Ich weiß, wer der Täter ist«, meldete sie stolz.

Diese Neuigkeit verfehlte die erhoffte Wirkung auf den Kommissar. Er holte tief Luft und fragte: »Wer?«

»Na sind Sie denn blind? Das ist doch mit bloßem Auge zu sehen!« Renate schlug die Hände zusammen und setzte sich in einen Sessel. »Alle Zeitungen haben geschrieben, daß den Mord ein Psychopath verübt haben muß. Kein normaler Mensch hätte das fertiggebracht, richtig? Und jetzt überlegen Sie mal, wer bei uns am Tisch sitzt. Natürlich ist da eine komische Truppe beisammen, lauter Langweiler und Mißgeburten, aber nur ein Psychopath.«

»Sie meinen den Baronet?« fragte Schnauzer.

»Na endlich.« Renate schüttelte mitleidig den Kopf. »Das liegt doch klar auf der Hand. Haben Sie mal gesehen, mit was für Augen er mich anguckt? Das ist doch ein Tier, ein Monster. Ich fürchte mich, allein durch den Korridor zu gehen. Gestern traf ich ihn auf der Treppe, und ringsum kein Mensch. Es hat mir einen Stich gegeben!« Sie griff sich an den Bauch. »Ich beobachte ihn schon lange. Nachts brennt in seiner Kabine Licht, und die Vorhänge sind zugezogen. Gestern aber war ein schmaler Spalt offen, und ich habe vom Deck aus hineingeschaut. Er stand mitten in der Kabine, fuchtelte mit den Händen, schnitt ekelhafte Grimassen, drohte jemandem mit dem Finger. Gräßlich! Später in der Nacht bekam ich Migräne und ging hinaus an die frische Luft. Plötzlich seh ich, auf der Back steht unser Verrückter, den Kopf gen Himmel gereckt, und guckt durch ein Metallding zum Mond. Und da fiel bei mir der Groschen!« Renate beugte sich

vor und begann zu flüstern. »Wir haben nämlich Vollmond. Und da ist er durchgedreht. Er ist geisteskrank, und bei Vollmond erwacht seine Blutgier. Ich habe darüber gelesen! Was starren Sie mich so an? Haben Sie in den Kalender gesehen?« Renate entnahm ihrem Ridikül einen kleinen Kalender. »Da, schauen Sie, ich habe nachgeblättert. Am 15. März wurden die zehn Menschen in der Rue de Grenelle ermordet, und es war Vollmond. Da steht es schwarz auf weiß: pleine lune!«

Schnauzer sah hin, aber ohne Interesse.

»Was glotzen Sie denn wie ein Uhu!« rief Renate ärgerlich. »Sie werden doch begreifen, daß heute wieder Vollmond ist! Während Sie hier herumsitzen, schnappt er wieder über und bringt noch einen Menschen um. Ich weiß sogar, wen – mich. Er haßt mich.« Ihre Stimme zitterte hysterisch. »Auf diesem schauerlichen Schiff wollen sie mich alle töten! Mal fällt ein Afrikaner über mich her, mal stiert mich der Asiat an und läßt die Kaumuskeln spielen, und nun auch noch der durchgedrehte Baronet!«

Schnauzer sah sie unverwandt an. Renate fuchtelte mit der Hand vor seiner Nase herum und rief: »He, Monsieur Coche! Sind Sie eingeschlafen?«

Der Alte schob ihre Hand beiseite und sagte rau: »Jetzt hören Sie mal zu, meine Liebe. Stellen Sie sich nicht dumm. Mit dem rothaarigen Baronet werde ich schon fertig. Erzählen Sie mir lieber, was es mit der Spritze auf sich hat. Aber schön die Wahrheit!« bellte er so heftig, daß Renate den Kopf einzog.

Beim Abendbrot saß sie da und starrte auf ihren Teller. Den sautierten Aal rührte sie nicht an, dabei aß sie sonst immer mit gutem Appetit. Ihre Augen waren rot und geschwollen. Die Lippen zuckten ab und zu.

Dafür wirkte Schnauzer gutmütig und sogar wohlgelaunt. Er blickte öfter mal und nicht ohne Strenge zu Renate, aber nicht feindselig, eher väterlich. Dieser Coche war nicht so bedrohlich, wie er gerne gewirkt hätte.

»Solides Ding«, sagte er mit einem neidischen Blick auf die Big-Ben-Uhr in der Ecke des Salons. »Manche haben eben Glück.«

Der monumentale Preis paßte nicht in Fandorins Kabine und war einstweilen im Salon »Windsor« abgestellt worden. Der eichene Turm tickte, klirrte und grunzte ohrenbetäubend und schlug jede volle Stunde derart schallend, daß sich alle ans Herz griffen. Beim Frühstück, als Big Ben mit zehnmütiger Verspätung verkündete, daß es schon neun sei, hätte die Frau des Doktors fast ihren Teelöffel verschluckt. Überdies war das Fundament des Turms offenkundig zu schmal, so daß dieser bei Wellengang gefährlich zu schwan-ken begann. So auch jetzt – als der Wind auffrischte und die weißen Gardinen vor den offenstehenden Fenstern flatterten wie zur Kapitulation, knarrte Big Ben bedrohlich.

Der Russe schien die ernstgemeinte Begeisterung des Kommissars für Ironie zu nehmen und begann sich zu rechtfertigen: »Ich habe ihnen gesagt, sie sollen die Uhr auch den gefallen Mädchen geben, aber Herr Drieux war unerbittlich. Ich schwöre bei Christus, Allah und Buddha, wenn wir in Kalkutta eintreffen, v-vergesse ich das Monstrum auf dem Schiff. Niemand soll es wagen, mir das Ungetüm aufzuzwingen!«

Er warf einen besorgten Seitenblick auf Leutnant Regnier, doch der schwieg diplomatisch. Da guckte er auf der Suche nach Mitgefühl zu Renate hin, aber sie guckte finster zurück. Erstens hatte sie schlechte Laune, und zweitens war Fandorin bei ihr in Ungnade gefallen.

Das war eine Geschichte für sich.

Es hatte damit begonnen, daß ihr auffiel, wie die kränkliche Mrs. Truffo zusehends auflebte, wenn der reizende Diplomat in der Nähe war. Monsieur Fandorin gehörte allem Anschein nach zu der verbreiteten Art schöner Männer, die in jedem Dummchen etwas Pikantes erkennen konnten und nichts anbrennen ließen. Renate mochte diese Sorte Männer und war ihnen gegenüber nicht gleichgültig. Gar zu gern hätte sie gewußt, was für einen Vorzug der blauäugige brünette Russe an der faden Mrs. Truffo gefunden hatte. Daß er ein bestimmtes Interesse an ihr nahm, stand außer Zweifel.

Ein paar Tage zuvor war Renate Zeugin einer spaßigen Szene zwischen den beiden Akteuren geworden: Mrs. Truffo (als Vamp) und Monsieur Fandorin (als tückischer Verführer). Das Publikum bestand aus einer jungen Dame (sehr attraktiv, wenngleich in anderen Umständen), die hinter einer hohen Chaiselonguelehne versteckt war und immer wieder in einen Handspiegel schaute. Schauplatz – das Achterschiff. Zeit der Handlung – der romantische Sonnenuntergang. Die Sprache des Stücks war Englisch.

Mrs. Truffo pirschte sich mit plumper britischer Verführungskunst an den Diplomaten heran (beide handelnde Personen standen an der Reling, der erwähnten Chaiselongue halb zugewandt). Mrs. Truffo begann, wie es sich gehört, mit dem Wetter. »Hier in den südlichen Breiten scheint die Sonne so grell!« blökte sie leidenschaftlich.

»O ja«, antwortete Fandorin. »In Rußland ist zu dieser Jahreszeit der Sch-schnee noch nicht getaut. Hier dagegen erreicht die Temperatur fünfunddreißig Grad Celsius, im Schatten, in der Sonne ist es noch heißer.«

Nach dem erfolgreichen Abschluß des Vorspiels währte

sich die zickige Person berechtigt, zu intimeren Themen überzugehen.

»Ich weiß gar nicht, was ich machen soll!« versetzte sie mit der vom Thema vorgegebenen Schüchternheit. »Ich habe eine so empfindliche weiße Haut! Die sengende Sonne verdirbt mir den Teint und beschert mir womöglich noch Sommersprossen.«

»Ich neige auch zu Sommersprossen«, antwortete der Russe mit tiefem Ernst. »Aber ich habe vorgesorgt und eine Lotion aus dem Extrakt der türkischen Kamille mitgenommen. Schauen Sie – die Bräunung ist gleichmäßig, und keine Sommersprossen.«

Und der Verführer, diese Schlange, hielt der wohlanständigen Frau sein hübsches Gesicht hin.

Mrs. Truffos Stimme zitterte verräterisch.

»Tatsächlich, keine einzige Sommersprosse. Nur daß die Brauen und Wimpern ein wenig ausgebleichen sind. Sie haben ein schönes Epithel, Mr. Fandorin, einfach bildschön.«

Gleich küßt er sie, prophezeite Renate, als sie das Epithel des Diplomaten nur noch fünf Zentimeter von der puter-roten Physiognomie der Arztfrau entfernt sah.

Sie irrte sich.

Fandorin rückte ab und sagte: »Epithel? Sie kennen sich in Physiologie aus?«

»Ein wenig«, antwortete Mrs. Truffo bescheiden. »Ich hatte vor meiner Heirat mit Medizin zu tun.«

»Wirklich? Wie interessant! Das müssen Sie mir unbedingt e-erzählen!«

Leider konnte Renate das Schauspiel nicht zu Ende genießen, denn eine Bekannte setzte sich zu ihr, und sie mußte die Beobachtung aufgeben.

Aber die plumpe Attacke der dummen Mrs. Truffo hatte

Renates Eitelkeit angestachelt. Ob sie auch mal die Wirkung ihrer Reize auf das appetitliche russische Bärchen ausprobierte? Natürlich nur aus rein sportlichem Interesse und um nicht die Fertigkeiten einrostet zu lassen, ohne die keine auf sich haltende Frau auskommt. Für Liebesglut hatte Renate keinen Sinn. Offen gestanden, in ihrem Zustand verursachten die Männer ihr nichts als Übelkeit.

Um sich die Zeit zu vertreiben, legte sie sich einen einfachen Plan zurecht. Leichte Seemanöver unter dem Codenamen »Bärenjagd«. Im übrigen hatten die Männer mehr Ähnlichkeit mit der Gattung der Hunde. Sie waren bekanntlich primitive Wesen und teilten sich in drei Grundtypen: Schakale, Schäferhunde und Rüden. Und jeder Typ verlangte ein anderes Herangehen.

Der Schakal nährte sich von Aas – also bevorzugte er leichte Beute. Männer dieses Typs flogen auf Zugänglichkeit.

Als Renate mit Fandorin zum erstenmal unter vier Augen sprach, klagte sie über ihren Mann, den langweiligen Bankier, der nur Zahlen im Kopf habe und sich nicht um seine junge Frau kümmere. Hier hätte sogar ein Dummkopf mitbekommen, daß die Frau unter Langeweile und Sehnsucht litt.

Es klappte nicht. Sie mußte sich lange zudringlicher Fragen nach der Bank ihres Mannes erwehren.

Na schön, Renate stellte sich um auf Schäferhund. Diese Sorte Männer vergöttert schwache und schutzlose Frauen. Sie wollen nicht gefüttert werden, sie wollen retten und schützen. Eine gute Unterart, nützlich und angenehm im Umgang. Nur darf man mit Kränklichkeit nicht zu dick auftragen – Männer fürchten sich vor kranken Frauen.

Ein paarmal verging Renate fast vor Hitze, und sie lehnte sich graziös an die eiserne Schulter ihres Ritters und Be-

schützers. Einmal bekam sie ihre Kabinentür nicht auf, der Schlüssel klemmte. Abends auf dem Ball bat sie Fandorin, ihr einen angetrunkenen (doch ganz harmlosen) Dragoner-major vom Leibe zu halten.

Der Russe hielt ihr die Schulter hin, öffnete ihr die Tür, erteilte dem Dragoner eine Abfuhr, ließ aber kein Zeichen von Verliebtheit erkennen.

Sollte er ein Rüde sein? dachte Renate verwundert. Das sieht man ihm nicht an.

Dieser dritte Männertyp war der unkomplizierteste, er ermangelte gänzlich der Phantasie. Auf Männer dieser Art wirkte nur etwas derb Sinnliches wie ein zufällig entblößter Fußknöchel. Andererseits gehörten viele bedeutende Männer und sogar Koryphäen der Kultur gerade diesem Typ an, und darum war es einen Versuch wert.

Mit den Rüden war ein ganz urtümlicher Umgang angezeigt. Renate bat den Diplomaten, mittags punkt zwölf zu ihr zu kommen, sie wolle ihm ihre Aquarelle zeigen (die in Wirklichkeit gar nicht existierten). Eine Minute vor zwölf stand die Jägerin vor dem Spiegel, nur mit Mieder und Unterhose angetan.

Auf das Klopfen rief sie laut: »Kommen Sie herein, ich warte schon auf Sie!«

Fandorin öffnete und blieb starr in der Tür stehen. Renate, ohne sich umzudrehen, wackelte mit dem Popo und stellte aufreizend den nackten Rücken zur Schau. Schon im achtzehnten Jahrhundert hatten kluge Schöne herausgefunden, daß auf Männer weniger ein nabeltiefes Dekollete wirkte als vielmehr ein entblößter Rücken. Offenbar weckte der Anblick der schutzlosen Wirbelsäule bei den menschlichen Männchen einen räuberischen Instinkt.

Der Diplomat schien beeindruckt – er stand und guckte,

ohne sich abzuwenden. Mit dem Effekt zufrieden, sagte Renate launisch: »Na, was ist, Jenny, helfen Sie mir bitte ins Kleid. Gleich kommt ein sehr wichtiger Gast.«

Wie hätte sich ein normaler Mann in solcher Situation verhalten?

Nun, ein Frechling wäre schweigend hinzugetreten und hätte die zarten Löckchen am Hals geküßt.

Ein gewöhnlicher Mann hätte ihr das Kleid gereicht und schüchtern gekichert.

In dem Moment hätte Renate die Jagd als erfolgreich beendet angesehen. Sie hätte die Verlegene gespielt, den Eindringling vor die Tür gesetzt und jegliches Interesse an ihm verloren. Aber Fandorin fiel aus dem Rahmen.

»Es ist nicht Jenny«, sagte er mit scheußlich gelassener Stimme. »Ich bin's, Erast Fandorin. Ich werde draußen w-warten, bis Sie sich angezogen haben.«

Also gehörte er einer gegen Verführung gefeiten seltenen Art an oder er war ein heimlicher Perversling. Im zweiten Falle wären die Bemühungen kleiner Engländerinnen ohnehin vergeblich. Renates scharfes Auge konnte jedoch keine Anzeichen für perverse Neigungen entdecken. Außer vielleicht das sonderbare Bestreben, sich mit Schnauzer zurückzuziehen.

Aber das waren alles Dummheiten. Es gab schwerer wiegende Gründe für Verdruß.

Als Renate sich eben entschlossen hatte, mit der Gabel in dem erkalteten Aalsauté zu stochern, sprangen die beiden Türflügel polternd auf, und herein stürmte der bebrillte Professor. Er hatte schon immer einen etwas närrischen Eindruck gemacht – mal war das Jackett schief zugeknöpft, mal waren die Schnürsenkel nicht zugeknötet. Jetzt aber sah er vollends derangiert aus: das Bärtchen zerzaust, der Schlips

verrutscht, die Augen weit aufgerissen, unterm Rock hervor baumelte der Hosenträger. Etwas Außergewöhnliches mußte ihm widerfahren sein. Renate vergaß im Nu ihre Unannehmlichkeiten und starrte neugierig auf die gelehrte Vogelscheuche.

Professor Sweetchild breitete wie ein Ballettänzer die Arme aus und schrie: »Heureka, meine Herrschaften! Das Geheimnis des Smaragdnen Radschas ist gelöst!«

»O no!« stöhnte Mrs. Truffo. »Not again!«

»Auf einmal paßt alles zusammen!« erklärte der Professor verworren. »Ich war doch mehr als einmal im Palast, wieso bin ich nicht früher darauf gekommen! Ich habe hin und her überlegt, und es fügte sich nicht zueinander! In Aden bekam ich ein Telegramm von einem Bekannten im französischen Innenministerium, und er bestätigte meine Vermutungen, doch ich kapierte noch immer nicht, was das Auge bedeutet und vor allem, wer das sein mag. Das heißt, wer, das ist schon klar, aber wie? Auf welche Weise? Und plötzlich ging mir ein Licht auf!« Er lief zum Fenster. Die vom Wind geblähte Gardine umhüllte ihn wie ein weißes Gewand – der Professor schob sie ungeduldig weg. »Ich band mir meinen Schlips, stand dabei am Kabinenfenster und blickte auf die Wellen. Kamm auf Kamm, bis zum Horizont. Und da kam mir die Erleuchtung! Und alles paßte zusammen – das mit dem Tuch, dem Sohn! Eine reine Büroarbeit. Die Listen der Ecole Maritime durchsehen, und schon hat man ihn!«

»Ich verstehe kein Wort«, knurrte Schnauzer. »Phantastereien. Maritime ...«

»O doch, das ist sehr sehr interessant!« rief Renate. »Ich liebe Geheimnisse und ihre Enthüllung. Aber, lieber Professor, so geht es nicht. Setzen Sie sich an den Tisch, trinken
* (engl.) O nein! Nicht schon wieder!

Sie ein Glas Wein, verpusten Sie und dann erzählen Sie schön der Reihe nach – ruhig, vernünftig. Und vor allem von Anfang an, nicht vom Ende her. Sie sind doch ein wunderbarer Erzähler. Aber zuerst hole mir bitte jemand meinen Schal, sonst erkälte ich mich noch in der Zugluft.«

»Ich werde die Fenster auf der Windseite schließen, dann gibt es keine Zugluft mehr«, bot Sweetchild an. »Sie haben recht, Madame, ich erzähle lieber der Reihe nach.«

»Nein, nicht schließen, dann wird es stickig. Nun, meine Herren.« Renates Stimme vibrierte launisch. »Wer holt mir den Schal aus der Kabine? Hier ist der Schlüssel. Monsieur Baronet!«

Der rothaarige Verrückte rührte sich natürlich nicht vom Fleck. Dafür sprang Regnier auf.

»Professor, ich bitte Sie, fangen Sie nicht ohne mich an«, sagte er. »Ich bin gleich wieder da.«

»And I'll go get my knitting«*, seufzte Mrs. Truffo.

Sie kehrte als erste zurück und klapperte geschickt mit den Stricknadeln. Ihrem Manne bedeutete sie mit der Hand, er brauche nicht zu übersetzen.

Sweetchild bereitete seinen Triumph vor. Er war scheint's entschlossen, Renates Rat zu befolgen und seine Entdeckungen möglichst wirksam darzulegen.

Am Tisch herrschte völlige Stille, alle sahen den Redner an und beobachteten jede seiner Gesten.

Sweetchild nippte vom Rotwein, ging im Salon auf und ab. Dann blieb er in malerischer Pose stehen, den Zuhörern halb zugewandt, und begann: »Ich habe Ihnen schon von dem unvergeßlichen Tag erzählt, an dem Radscha Bagdassar mich in seinen Palast zu Brahmapur einlud. Das liegt ein Vierteljahrhundert zurück, und doch erinnere ich mich an alles bis auf
* (engl.) Und ich hole mein Strickzeug.

die letzten Details. Das erste, was mir auffiel, war der Anblick des Palastes. Da ich wußte, daß Bagdassar einer der reichsten Männer der Welt war, hatte ich orientalischen Luxus und Größe erwartet. Nichts dergleichen! Die Gebäude des Palastes waren recht bescheiden, ohne ornamentale Verzierungen. Und ich dachte mir, daß die Leidenschaft für Edelsteine, die in diesem Geschlecht vom Vater auf den Sohn vererbt wurde, alle anderen eitlen Bestrebungen verdrängt habe. Wozu Geld für Marmorwände verschwenden, wenn man dafür noch einen Saphir oder Diamanten erwerben konnte? Der Brahmapurer Palast, geduckt und unscheinbar, war eigentlich auch eine Lehmschatulle, in der die zauberische Sammlung unbeschreiblichen Glanzes aufbewahrt wurde. Marmor und Alabaster konnten ohnehin nicht mit dem blendend hellen Licht der Steine wetteifern.« Der Professor nippte wieder vom Wein, spielte Nachdenklichkeit.

Atemlos stürmte Regnier herein, legte Renate respektvoll den Schal um die Schultern und blieb neben ihr stehen.

»Was für Marmor und Alabaster?« fragte er flüsternd.

»Der Palast von Brahmapur, stören Sie nicht.« Renate ruckte ungeduldig mit dem Kinn.

»Die Innenausstattung des Palastes war auch sehr einfach«, nahm Sweetchild den Faden wieder auf. »Im Lauf der Jahrhunderte waren die Säle und Gemächer mehrmals umgestaltet worden, und vom historischen Gesichtspunkt interessierte mich nur das Obergeschoß, das aus vier Sälen bestand, jeder einer Himmelsrichtung zugewandt. Die Säle waren ehemals offene Galerien gewesen, doch im vergangenen Jahrhundert hatte man sie verglast. In dieser Zeit wurden die Wände mit hochinteressanten Fresken geschmückt – sie bilden die Berge ab, die von allen Seiten das Tal einschließen. Die Landschaft ist erstaunlich realistisch dargestellt – die

wirklichen Berge ringsum scheinen sich in einem Spiegel zu reflektieren. Vom philosophischen Standpunkt soll die Spiegelung die Dualität alles Seins symbolisieren und ...«

Irgendwo ganz in der Nähe ertönte das Alarmgeläut der Schiffsglocke, Schreie waren zu hören, eine Frau kreischte verzweifelt.

»O Gott, Feueralarm!« rief der Leutnant und stürzte zur Tür. »Das hat uns noch gefehlt!«

Alle liefen ihm hinterher.

»What's happening?« fragte die verängstigte Mrs. Truffo vergeblich. »Are we boarded by pirates?«*

Renate saß einen Moment offenen Mundes da, dann schrie sie gellend, verkrallte sich in den Rockschoß des Kommissars und hielt ihn fest.

»Monsieur Coche, lassen Sie mich nicht allein!« flehte sie. »Ich weiß, was ein Schiffsbrand bedeutet, ich habe darüber gelesen! Jetzt stürzen alle zu den Booten, schubsen einander beiseite, und eine schwache schwangere Frau wie ich wird ganz sicher weggedrängt. Versprechen Sie mir, daß Sie sich um mich kümmern!«

»Wieso denn Boote?« knurrte der Alte beunruhigt. »Was reden Sie für Unsinn! Man hat mir gesagt, daß die ›Leviathan‹ einen idealen Brandschutz hat und sogar einen eigenen Brandmeister. Sie brauchen nicht so zu zittern, alles wird gut.« Er versuchte, sich zu befreien, aber Renate hielt seinen Rockschoß fest umklammert. Ihre Zähne schnatterten.

»Laß mich los, Mädchen«, sagte Coche freundlich. »Ich gehe nicht weg. Ich will nur durchs Fenster auf das Deck schauen.«

Nein, Renates Finger hielten fest.

Aber der Kommissar sollte recht behalten. Nach ein paar * (engl.) Was ist passiert? Ein Piratenüberfall?

Minuten waren im Korridor ruhige Schritte und Stimmen zu hören, und die »Windsors« kamen einer nach dem anderen wieder herein.

Sie hatten sich noch nicht von dem Schreck erholt, darum lachten sie viel und sprachen lauter als sonst.

Als erste kamen Clarissa Stomp, das Ehepaar Truffo und der puterrote Regnier herein.

»Alles ganz harmlos«, verkündete der Leutnant. »Jemand hat eine noch brennende Zigarre in den Abfalleimer geworfen, und da lag eine alte Zeitung drin. Die Flammen erfaßten eine Portiere, aber die Matrosen haben das Feuer im Nu gelöscht. Doch wie ich sehe, sind Sie hier allseitig auf einen Schiffbruch vorbereitet.« Er lachte und blickte Clarissa genauer an.

Diese hielt eine Geldbörse und eine Flasche Orangeade in den Händen.

»Naja, die Orangeade soll Sie vor dem Verdursten auf See bewahren«, erriet Regnier. »Aber wozu die Geldbörse? Die würde Ihnen im Rettungsboot kaum nützen.«

Renate kicherte hysterisch, und Clarissa, die alte Jungfer, stellte verlegen die Flasche auf den Tisch.

Der Doktor und seine Frau waren auch gerüstet: Mr. Truffo hatte die Arzttasche mit den Instrumenten bei sich, und seine Frau drückte eine Decke an die Brust.

»Das hier ist der Indische Ozean, gnädige Frau, da würden Sie kaum erfrieren«, sagte Regnier mit ernster Miene, aber die Ziege schüttelte nur verständnislos den Kopf.

Nun kam der Japaner mit einem rührenden geblühten Bündelchen in der Hand. Was mochte er darin haben – einen Satz Harakirimesser?

Der Psychopath erschien zerraut, ein Kästchen in der Hand, wie es für Schreibutensilien verwendet wird.

»Wem wollen Sie denn schreiben, Monsieur Milford-Stokes? Ah, verstehe! Wenn Miss Stomp ihre Orangeade ausgetrunken hat, stecken wir einen Brief in die leere Flasche und lassen ihn auf den Wellen schwimmen«, scherzte der Leutnant übermütig, wohl vor Erleichterung.

Jetzt waren alle beisammen außer dem Professor und dem Diplomaten.

»Monsieur Sweetchild verpackt bestimmt seine wissenschaftlichen Arbeiten, und der Russe stellt den Samowar auf, um ein letztes Mal Tee zu trinken«, sagte Renate, von dem Frohsinn des Leutnants angesteckt.

Da kam der Russe wie aufs Stichwort. Er blieb an der Tür stehen. Sein schönes Gesicht war finster wie eine Gewitterwolke.

»Was ist, Monsieur Fandorin, wollen Sie Ihren Preis holen und ins Rettungsboot mitnehmen?« fragte Renate schelmisch.

Alle bogen sich vor Lachen, aber der Russe wußte den geistreichen Scherz nicht zu schätzen.

»Kommissar Coche«, sagte er halblaut, »wenn es Ihnen keine Mühe macht, kommen Sie bitte in den Korridor. Und zwar rasch!«

Sonderbar, diese Worte sprach der Diplomat ohne das geringste Stottern. Vielleicht hatte die Nervenerschütterung ihn kuriert? Das kommt ja vor.

»Was soll denn so eilig sein?« fragte Coche mißmutig. »Später, junger Mann, später. Erst will ich den Professor zu Ende hören. Wo steckt er bloß?«

Der Russe sah den Kommissar erwartungsvoll an. Als er erkannte, daß der Alte in seiner Sturheit nicht daran dachte, in den Korridor zu kommen, zuckte er die Achseln und sagte kurz: »Der Professor kommt nicht.«

Coche runzelte die Stirn.

»Wieso denn das?«

Renate fuhr hoch.

»Warum nicht? Er hat doch an der interessantesten Stelle aufgehört! Das ist einfach unanständig!«

»Mr. Sweetchild ist soeben ermordet worden«, teilte der Diplomat bündig mit.

»Waas?« brüllte Coche. »Ermordet? Wie denn?«

»Ich vermute, mit einem chirurgischen Skalpell«, antwortete der Russe erstaunlich kaltblütig. »Ihm wurde mit großer Exaktheit die Kehle durchgeschnitten.«

KOMMISSAR COCHE

»Wann läßt man uns endlich an Land?« jammerte Madame Kleber. »Alle Welt geht in Bombay spazieren, nur wir sitzen hier fest.«

Die Gardinen an den Fenstern waren zugezogen, denn die zum Zenit aufgestiegene Sonne heizte das Deck auf und ließ die Luft schmelzen. Heiß und stickig war's im »Windsor«, doch alle blieben geduldig sitzen und warteten auf die Lösung.

Coché zog seine Taschenuhr, ein Auszeichnungsstück mit dem Profil Napoleons III. und antwortete verschwommen: »Bald, Herrschaften. Bald lasse ich Sie gehen. Aber nicht alle.«

Er wußte, worauf er wartete: Inspektor Jackson und seine Männer machten eine Durchsuchung. Das Mordwerkzeug lag zwar gewiß auf dem Grunde des Ozeans, aber vielleicht wurden andere Beweisstücke gefunden. Hoffentlich. Nun konnte Jackson aber kommen.

Die »Leviathan« war bei Morgengrauen in Bombay eingelaufen. Seit gestern abend saßen die »Windsors« in ihren Kabinen unter Hausarrest. Coché hatte mit Vertretern der örtlichen Behörden verhandelt, seine Mutmaßungen geäußert und um Unterstützung gebeten. Daraufhin hatte man ihm Jackson und eine Truppe Konstabler geschickt. Na los, Jackson, bewege dich, trieb Coché den langsamen Inspektor in Gedanken an. Nach der schlaflosen Nacht hatte er

einen Kopf wie eine Kesselpauke, und die Leber muckerte. Aber seine Stimmung war nicht schlecht – der Faden entwirrte sich, und schon war das Ende zu erkennen.

Um halb neun ließ Coche, der mit der Bombayer Polizei alles geregelt und das Telegraphenamnt aufgesucht hatte, alle Arrestanten im »Windsor« zusammenkommen – das war günstiger für die Durchsuchung. Nicht einmal die schwangere Renate wurde verschont, obwohl sie in der Tatzeit bei den anderen gewesen war und den Professor keineswegs hatte meucheln können. Schon seit fast vier Stunden bewachte der Kommissar seine Gefangenen. Er hatte einen strategischen Punkt besetzt, nämlich einen tiefen Sessel gegenüber dem *Verdächtigen*. Draußen, vom Salon aus nicht zu sehen, standen zwei bewaffnete Polizisten.

Ein Gespräch kam im Salon nicht in Fluß, die Arrestanten schwitzten und waren nervös. Von Zeit zu Zeit blickte Regnier herein, nickte Renate mitfühlend zu und enteilt wieder zu seinen Pflichten. Zweimal erschien der Kapitän, aber er sagte nichts, versengte nur den Kommissar mit einem wütenden Blick. Als ob der alte Coche die Suppe eingebrockt hätte!

Der verwaiste Stuhl von Professor Sweetchild erinnerte an eine Zahnlücke. Der Indologe lag jetzt an Land in einer Kühlkammer des Bombayer Leichenschauhauses. Coche stellte sich das Halbdunkel und die Eisblöcke vor und war fast neidisch auf den Toten. Der lag da, hatte alle Sorgen hinter sich, der durchweichte Kragen schnitt ihm nicht in den Hals.

Der Kommissar blickte Doktor Truffo an, dem offenbar auch nicht wohl in seiner Haut war: Über das brünette Gesicht des Arztes lief der Schweiß in Strömen, und seine englische Furie zischte ihm unentwegt ins Ohr.

»Was schauen Sie mich so an, Monsieur!« explodierte er, als er den Blick des Polizisten auffing. »Immerfort starren Sie mich an! Das ist empörend! Mit welchem Recht? Seit fünfzehn Jahren arbeite ich nach bestem Wissen und Gewissen ...« Er schluchzte beinahe. »Ja, mit einem Skalpell, na und? Das kann sonst wer gewesen sein!«

»Wirklich mit einem Skalpell?« fragte Mademoiselle Stomp ängstlich.

Zum erstenmal in der ganzen Zeit wurde im Salon über das Geschehene gesprochen.

»Ja, einen so sauberen Schnitt macht nur ein sehr gutes Skalpell«, antwortete Truffo ärgerlich. »Ich habe die Leiche untersucht. Offensichtlich hat jemand Sweetchild von hinten gepackt, ihm mit einer Hand den Mund zugehalten und mit der anderen die Kehle durchgeschnitten. Im Korridor ist die Wand mit Blut vollgespritzt – etwas über Mannshöhe. Weil der Kopf nach hinten gerissen wurde.«

»Dafür bedarf es doch keiner besonderen Körperkraft?« fragte der Russe, der sich hier auch als Kriminalist aufspielte. »Genügt nicht das Ü-überraschungsmoment?«

Der Doktor zuckte verzagt die Achseln.

»Ich weiß nicht, Monsieur. Ich habe es noch nicht versucht.«

Aha! Die Tür ging auf, und es zeigte sich die knochige Physiognomie des Inspektors. Er winkte Coche mit dem Finger, und der rappelte sich ächzend aus dem Sessel hoch.

Im Korridor erwartete den Kommissar eine angenehme Überraschung. Ach, wie gut sich das alles fügte! Wirkungsvoll, schön. Am besten gleich ins Schwurgericht – solche Beweisstücke vermochte kein Advokat zu entkräften. Ja, der alte Gustave Coche konnte noch jedem jungen Bengel hundert Punkte vorgeben. Auch Jackson war tüchtig, er hatte sich bemüht.

Zu viert kehrten sie in den Salon zurück: der Kapitän, Regnier, Jackson und als letzter Coche. Er fühlte sich so wohl, daß er sogar ein Liedchen trällerte. Und die Leber gab Ruhe.

»Das wär's, meine Damen und Herren«, erklärte er aufgeräumt und trat in die Mitte des Salons. Er hielt die Hände auf dem Rücken und wippte leicht auf den Absätzen. Es war schon angenehm, sich als bedeutende Person zu fühlen, gewissermaßen sogar als Schicksalslenker. Der Weg war lang und steinig gewesen, aber nun war er bewältigt. Was blieb, war der Erfolg.

»Der alte Coche hat sich den grauen Kopf zerbrechen müssen, doch wie einer die Spur auch verwischt, ein alter Spürhund wittert die Fuchshöhle. Mit der Ermordung Professor Sweetchilds hat der Verbrecher sich endgültig veraten, es war ein Schritt der Verzweiflung. Aber ich denke, der Mörder wird mir beim Verhör von dem indischen Tuch erzählen und manches andere noch. Im übrigen möchte ich dem Herrn russischen Diplomaten danken, der mir, ohne es zu wissen, mit einigen Fragen und Bemerkungen geholfen hat, den richtigen Weg zu finden.«

In diesem Moment des Triumphs konnte Coche sich Großmut erlauben. Er nickte Fandorin herablassend zu. Der neigte schweigend den Kopf. Sie waren ja doch widerlich, die Aristokraten mit ihrem hoffärtigen Getue, ein menschliches Wort bekam man von ihnen nicht zu hören.

»Ich fahre nicht weiter mit Ihnen. Wie man so sagt – danke für die Gesellschaft. Auch der Mörder geht an Land, den ich gleich hier auf dem Schiff Inspektor Jackson übergeben werde.«

Alle blickten hellwach den finsternen mageren Herrn an, der beide Hände in den Taschen hielt.

»Ich freue mich, daß dieser Alptraum vorüber ist«, sagte

Kapitän Cliff. »Ich weiß, Sie hatten eine Menge Unannehmlichkeiten, aber das liegt nun hinter uns. Wenn Sie es möchten, wird der Chefsteward Sie auf andere Salons verteilen. Ich hoffe, die weitere Fahrt mit unserer ›Leviathan‹ wird Ihnen helfen, die Geschichte zu vergessen.«

»Wohl kaum«, antwortete Madame Kleber für alle. »Wir haben hier so viel Nervenkraft gelassen! Aber spannen Sie uns nicht auf die Folter, Monsieur Kommissar, und sagen Sie rasch, wer der Mörder ist.«

Der Kapitän wollte noch etwas sagen, doch Coche hob abwehrend die Hand – seine Rede sollte ein Solo sein, das hatte er sich verdient.

»Ich gestehe, anfangs waren Sie mir alle verdächtig. Das Aussieben war langwierig. Jetzt kann ich Ihnen das Wichtigste mitteilen: Bei der Leiche von Lord Littleby fanden wir ein goldenes Abzeichen der ›Leviathan‹, dieses hier.« Er klopfte mit dem Finger auf den Wal an seinem Revers. »Dieses kleine Ding gehörte dem Mörder. Wie Sie wissen, haben solch ein Abzeichen nur die höheren Schiffsoffiziere und die Passagiere der Ersten Klasse. Die Offiziere schieden sofort als Verdächtige aus, denn sie hatten alle das Abzeichen, und keiner hatte sich an die Schiffsfahrtsgesellschaft mit der Bitte um ein neues gewandt, da das alte verlorengegangen wäre. Dafür hatten vier der Passagiere das Abzeichen nicht: Mademoiselle Stomp, Madame Kleber, Monsieur Milford-Stokes und Monsieur Aono. Auf diese Vier hatte ich ein besonderes Auge. Doktor Truffo ist als Arzt hier, Mrs. Truffo als seine Frau, und der Herr russische Diplomat trug sein Abzeichen aus Snobismus nicht, weil er nicht wie ein Hausmeister aussehen wollte.«

Der Kommissar brannte seine Pfeife an und ging im Salon auf und ab.

»Ich habe gesündigt und bereue. Ganz zu Anfang habe ich den Herrn Baronet verdächtigt, bekam aber rechtzeitig eine Auskunft über seine ... Umstände und nahm eine andere Person aufs Korn. Sie, gnädige Frau.« Coche wandte sich Mademoiselle Stomp zu.

»Ich habe es bemerkt«, sagte sie würdevoll. »Ich bin nur nicht dahintergekommen, was mich so verdächtig machte.«

»Aber nanu?« sagte Coche verwundert. »Erstens ist zu sehen, daß Sie erst vor kurzem zu Reichtum gekommen sind. Das allein ist schon verdächtig. Zweitens haben Sie gelogen, Sie wären noch nie in Paris gewesen. Dabei steht auf Ihrem Fächer mit Goldbuchstaben ›Hotel Ambassadeur‹. Zwar tragen Sie den Fächer nicht mehr bei sich, aber Coche hat scharfe Augen. In teuren Hotels bekommen Gäste solche Sächelchen zur Erinnerung geschenkt. Das ›Ambassadeur‹ liegt ausgerechnet in der Rue de Grenelle, fünf Gehminuten vom Schauplatz des Verbrechens. Es ist ein großes, schickes Hotel, dort steigen viele ab, warum hält Mademoiselle Stomp es geheim? fragte ich mich. Da stimmt etwas nicht. Und dann saß mir noch diese Marie Sansfond im Kopf.« Der Kommissar lächelte Clarissa Stomp entwaffnend zu. »Nun, ich habe meine Kreise gezogen und bin schließlich auf die richtige Spur gestoßen, also tragen Sie es mir nicht nach, Mademoiselle.«

In diesem Moment sah Coche, daß der rothaarige Baronet weiß wie ein Laken war: Der Unterkiefer bebte, die grünen Augen glühten wie bei einem Basiliken.

»Was meinen Sie mit ... meinen ›Umständen‹?« fragte er langsam, an den Wörtern würgend. »Worauf spielen Sie an, Herr Spürhund?«

»Aber-aber.« Coche hob beschwichtigend die Hand. »Beruhigen Sie sich erst mal. Sie dürfen sich nicht aufregen. Wen

gehen Ihre Umstände was an? Ich habe ja nur sagen wollen, daß Sie mir nicht mehr verdächtig waren. Wo haben Sie übrigens Ihr Abzeichen?»

»Weggeworfen«, antwortete der Baronet heftig, und seine Augen sprühten noch immer Blitze. »Es ist abscheulich! Sieht aus wie ein goldener Blutegel! Außerdem ...«

»Außerdem steht es einem Baronet Milford-Stokes nicht an, solch ein Schildchen zu tragen wie irgendwelche Neu-reichen, stimmt's?» bemerkte der Kommissar scharfsinnig. »Noch ein Snob.«

Mademoiselle Stomp schien auch beleidigt.

»Kommissar, Sie haben sehr plastisch beschrieben, was meine Person verdächtig gemacht hat. Besten Dank«, sagte sie giftig und schob das spitze Kinn vor. »Immerhin haben Sie Gnade für Recht ergehen lassen.«

»In Aden habe ich etliche telegraphische Anfragen an die Pariser Präfektur geschickt. Auf die Antworten konnte ich nicht warten, denn die Ermittlungen brauchten ihre Zeit, aber in Bombay waren die Depeschen schon da. Eine davon betrifft Sie, Mademoiselle. Jetzt weiß ich, daß Sie seit Ihrem vierzehnten Lebensjahr, nach dem Tode Ihrer Eltern, bei einer entfernten Tante auf dem Lande gelebt haben. Sie war reich, aber geizig, behandelte Sie, ihre Gesellschaftsdame, stiefmütterlich und hielt Sie fast nur bei Wasser und Brot.«

Die Engländerin errötete und bereute sichtlich ihre Bemerkung. Macht nichts, mein Herzblatt, dachte Coche, gleich wirst du erst richtig rot werden.

»Vor ein paar Monaten ist die Alte gestorben, und es stellte sich heraus, daß sie ihr Vermögen Ihnen vermacht hat. Es nimmt nicht wunder, daß Sie nach so vielen Jahren des Eingesperrtseins erst mal die Welt anschauen und eine Weltreise

unternehmen wollten. Bis dahin hatten Sie wohl nichts als Bücher gesehen, stimmt's?»

»Und warum hat sie verheimlicht, daß sie in Paris war?« fragte Madame Kleber unhöflich. »Weil ihr Hotel in derselben Straße lag, in der so viele Menschen ermordet wurden? Aus Angst, der Verdacht könnte auf sie fallen?«

»Nein«, sagte Coche auflachend. »Der Grund ist ein anderer. Mademoiselle, plötzlich reich geworden, tat, was jede Frau an ihrer Stelle getan hätte – sie fuhr nach Paris, in die Hauptstadt der Welt, um die Pariser Sehenswürdigkeiten zu betrachten, sich nach der letzten Mode zu kleiden und ... romantische Abenteuer zu erleben.«

Die Engländerin preßte nervös ihre Finger und blickte flehend, aber Coche war nicht mehr zu bremsen – ich werde Ihnen schon zeigen, verflixte Milady, was es heißt, über einen Kommissar der Pariser Polizei die Nase zu rümpfen.

»Und Madame Stomp bekam reichlich Romantik zu kosten. Im Hotel ›Ambassadeur‹ lernte sie einen unwahrscheinlich gutaussehenden und umgänglichen Kavalier kennen, der in der Verbrecherkartei unter dem Spitznamen ›Vampir‹ geführt wurde. Ein bekannter Schwindler, spezialisiert auf nicht mehr junge reiche Ausländerinnen. Die Leidenschaft flammte im Nu auf wie immer bei ›Vampir‹ und endete ohne Vorwarnung. Eines Morgens, um genau zu sein, am 13. März, erwachten Sie, Madame, in Einsamkeit und erkannten das Hotelzimmer nicht wieder – es war leer. Ihr Herzensfreund hatte alles mitgenommen, bis auf die Möbel. Man schickte mir die Liste der Ihnen geraubten Gegenstände.« Der Kommissar blickte in seine Mappe. »Unter der Nummer 38 steht ›eine Goldbroche in Form eines Wals‹. Als ich das alles las, verstand ich, warum Madame Stomp sich nicht gern an Paris erinnert.«

Das unglückliche Dummchen konnte einem leid tun – sie hielt die Hände vors Gesicht, ihre Schultern zuckten.

»Madame Kleber habe ich nicht ernsthaft verdächtigt«, ging Coche zum nächsten Punkt der Tagesordnung über. »Obwohl sie für das Fehlen des Abzeichens keine vernünftige Erklärung hatte.«

»Und warum haben Sie meine Mitteilung ignoriert?« fragte der Japaner plötzlich. »Ich habe Ihnen doch etwas sehr Wichtiges erzählt.«

»Ignoriert?« Der Kommissar wandte sich heftig dem Sprecher zu. »Keineswegs. Ich habe mit Madame Kleber gesprochen, und sie hat mir erschöpfende Auskunft gegeben. Das erste Stadium der Schwangerschaft hat ihr so zu schaffen gemacht, daß der Arzt ihr Schmerzmittel verschrieben hat. Die schmerzhaften Zustände hörten danach auf, aber die Ärmste hatte sich schon an das Präparat gewöhnt und nahm es zur Beruhigung und als Schlafmittel. Die Dosis wurde immer größer, und schon hatte sich eine verhängnisvolle Abhängigkeit herausgebildet. Ich habe väterlich mit Madame Kleber gesprochen, und sie hat in meiner Gegenwart das Zeug über Bord geworfen.« Coche blickte Renate gespielt streng an, und sie schob kindlich die Unterlippe vor. »Meine Liebe, Sie haben dem alten Coche Ihr Ehrenwort gegeben.«

Renate senkte den Blick und nickte.

»Ah, welch rührendes Feingefühl für Madame Kleber!« explodierte Clarissa. »Mich braucht man wohl nicht zu schonen, Herr Detektiv? Mich kann man zum Gespött machen, ja?«

Aber Coche hatte jetzt keinen Sinn für sie, er sah den Japaner an, und sein Blick war schwer, haftend. Der kluge Jackson begriff ohne Worte, daß es Zeit war. Seine Hand tauchte aus der Tasche, und sie hielt einen Revolver aus matt

blinkendem brüniertem Stahl. Die Mündung zielte genau auf die Stirn des Asiaten.

»Ihr Japaner haltet uns doch für rothaarige Affen, nicht wahr?« fragte Coche. »Ich habe gehört, daß ihr uns Europäer so nennt. Wir sind behaarte Barbaren, stimmt's? Dafür seid ihr schlau, feinfühlig, hochkultiviert, und die Weißen können euch nicht das Wasser reichen!« Der Kommissar blies höhnisch die Wangen auf und stieß eine dicke Rauchwolke zur Seite aus. »Ein Dutzend Affen umzubringen, das ist doch eine Lappalie und gilt bei euch nicht als Sünde.«

Aono straffte sich, sein Gesicht versteinerte.

»Sie beschuldigen mich, ich hätte Lord Littleby und seine Vasallen, das heißt, seine Dienel, umgeblacht?« fragte er mit monotoner, lebloser Stimme. »Walum?«

»Weil die Kriminologie darauf hinweist, mein Bester«, sprach der Kommissar gewichtig und wandte sich von dem Japaner ab, denn die Rede, die er halten wollte, war nicht für diesen gelbbäuchigen Bastard bestimmt, sondern für die Geschichte. Gebt mir nur Zeit, dann wird sie in den Lehrbüchern der Kriminologie gedruckt!

»Zuerst, meine Herrschaften, nenne ich Ihnen die indirekten Umstände, die beweisen, daß dieser Mann die Verbrechen, deren ich ihn anklage, begehen *konnte*. (Ach, diese Rede müßte ich nicht hier vor einem Dutzend Zuhörern halten, sondern im Justizpalast vor vollem Saal!) Sodann präsentiere ich Ihnen die Indizien, die unwiderlegbar beweisen, daß Monsieur Aono die elf Menschen nicht nur ermorden *konnte*, sondern tatsächlich ermordet *hat* – zehn am 15. März in der Rue de Grenelle und einen gestern, am 14. April, an Bord der ›Leviathan‹.«

Rund um Aono bildete sich ein leerer Raum, nur der Russe blieb neben dem Arrestanten sitzen, und der Inspektor stand mit dem schußbereiten Revolver hinter ihm.

»Ich hoffe, niemand bezweifelt, daß der Tod Professor Sweetchilds direkt mit dem Verbrechen in der Rue de Grenelle zusammenhängt. Die Untersuchung hat ergeben, daß die Tat das Ziel hatte, nicht den goldenen Schiwa zu rauben, sondern das Seidentuch.« Coche guckte mürrisch: Ja, die Untersuchung, da brauchen Sie nicht das Gesicht zu verziehen, Herr Diplomat.

»Denn das Tuch ist der Schlüssel zu den verborgenen Schätzen des einstigen Radschas Bagdassar von Brahmapur. Wir wissen bislang nicht, auf welche Weise der Beschuldigte das Geheimnis des Tuchs herausfand. Doch wir wissen alle, daß der Orient viele Geheimnisse hat, deren Wege uns Europäern verschlossen sind. Aber der tote Professor, ein wirklicher Kenner des Orients, vermochte zur Lösung vorzudringen. Er war schon im Begriff, uns seine Entdeckung mitzuteilen, doch da setzte der Feueralarm ein. Der Verbrecher hatte sicherlich den Eindruck, das Schicksal selbst sende ihm die prächtige Gelegenheit, Sweetchild den Mund zu stopfen. Und wieder wären alle Spuren verwischt, wie in der Rue de Grenelle. Aber der Verbrecher ließ einen wichtigen Umstand außer acht: Diesmal war Kommissar Coche in der Nähe, und mit dem funktionieren solche Scherze nicht. Es war ein riskanter Plan, doch nicht ohne Erfolgchancen. Der Täter wußte, daß der Gelehrte als erstes in seine Kabine eilen würde, um seine Papiere zu retten ... das heißt, seine Manuskripte. Dort, hinter der Ecke des Korridors, beging der Mörder seine Untat. Also, indirekter Umstand Nummer eins.« Der Kommissar hob den Finger. »Monsieur Aono lief aus dem Salon, er konnte den Mord begehen.«

»Nicht nul ich«, sagte der Japaner. »Aus dem Salon sind noch sechs Pelsonen gelaufen: Monsieur Legnier, Monsieur

und Madame Tluffo, Monsieur Fandolin, Monsieur Milfold-Stokes und Mademoiselle Stomp.«

»Richtig«, stimmte Coche zu. »Aber ich wollte den Besitzern, also den Anwesenden, nur den Zusammenhang der beiden Verbrechen demonstrieren wie auch die *Möglichkeit*, daß Sie den gestrigen Mord begehen konnten. Nun zurück zu dem ›Verbrechen des Jahrhunderts‹. Als es stattfand, war Herr Aono in Paris. Dieses Faktum steht außer Zweifel und wird durch eine Depesche, die ich bekommen habe, bestätigt.«

»In Palis walen zusammen mit mil noch andelthalb Millionen Menschen«, warf der Japaner ein.

»Und doch ist dies der indirekte Umstand Nummer zwei«, sagte der Kommissar gespielt treuherzig.

»Ein bißchen sehr indirekt«, wandte der Russe ein.

»Unbestritten.« Coche stopfte Tabak in die Pfeife und machte den nächsten Zug. »Aber die tödliche Injektion hat den Dienern von Lord Littleby ein Arzt verabfolgt. Ärzte gibt es in Paris nicht anderthalb Millionen, sondern erheblich weniger, nicht wahr?«

Diese Behauptung zog niemand in Zweifel. Kapitän Cliff fragte: »Das stimmt, aber was folgt daraus?«

»Ich sag's Ihnen, Herr Kapitän.« Coches scharfes Auge blitzte. »Unser Freund Aono ist keineswegs Offizier, wie er sich uns vorgestellt hat, sondern diplomierter Chirurg, und er hat vor kurzem die Medizinische Fakultät der Sorbonne absolviert! Das wird in derselben Depesche mitgeteilt.«

Wirkungsvolle Pause. Gedämpftes Stimmengewirr im Saal des Justizpalastes, die Pressezeichner stricheln mit den Bleistiften in den Notizblocks: Kommissar Coche spielt das Trumpf aus. Wartet nur, meine Lieben, das ist es noch gar nicht, das Trumpf kommt erst noch.

»Und damit, meine Herrschaften, kommen wir von den indirekten Umständen zu den Beweisen. Monsieur Aono soll uns doch mal erklären, warum er, als Arzt Vertreter eines angesehenen Berufs, sich als Offizier ausgegeben hat. Wozu diese Lüge?«

Über die wachsbleiche Schläfe des Japaners rann ein Schweißtropfen. Er sagte nichts. Sein Pulver hatte nicht lange vorgehalten.

»Es gibt nur eine Antwort: um den Verdacht von sich abzulenken. Der Mörder war Arzt!« resümierte der Kommissar zufrieden. »Und nun der Beweis Nummer zwei. Haben Sie, meine Herrschaften, schon vom japanischen Kampf gehört?«

»Nicht nur gehört, ich habe ihn gesehen«, sagte der Kapitän. »Einmal in Macao war ich dabei, wie ein japanischer Steuermann drei amerikanische Matrosen verprügelte. Ein schwächtiges Männlein, das man scheint's umpusten konnte, aber wie er sprang und mit Armen und Beinen zuschlug – er warf die drei bärenstarken Waljäger zu Boden. Dem einen hieb er die Handkante gegen den Arm, worauf der Ellbogen nach der anderen Seite stand, er hatte ihm den Knochen durchschlagen, können Sie sich das vorstellen? Solch ein Schlag!«

Coche nickte zufrieden.

»Ich habe auch gehört, daß die Japaner das Geheimnis des tödlichen waffenlosen Kampfes beherrschen. Sie können einen Menschen mit nur einem Finger töten. Wir alle haben mehr als einmal gesehen, wie Herr Aono seine Gymnastik machte. In seiner Kabine unterm Bett wurden Stücke eines Kürbis gefunden, der sehr hart gewesen sein muß. Und in einem Sack hatte er noch mehrere heile. Sie dienen dem Beschuldigten wohl dazu, die Kraft und Genauigkeit seines

Schlags zu üben. Ich kann mir nicht vorstellen, was für Kraft man haben muß, um einen harten Kürbis mit der bloßen Hand zu zerschlagen, noch dazu in mehrere Stücke.«

Der Kommissar blickte die Anwesenden vielsagend an und spielte den Beweis Nummer zwei aus: »Ich erinnere Sie daran, meine Herrschaften, daß der Schädel des unglücklichen Lord Littleby durch den ungewöhnlich starken Schlag mit einem schweren stumpfen Gegenstand in mehrere Bruchstücke zertrümmert wurde. Betrachten Sie jetzt die schwieligen Handkanten des Beschuldigten.«

Der Japaner nahm seine kleinen sehnigen Hände mit einem Ruck vom Tisch.

»Jackson, lassen Sie den Mann nicht aus den Augen, er ist sehr gefährlich«, warnte Coche. »Wenn was ist, schießen Sie ihn ins Bein oder in die Schulter. Ich möchte Herrn Aono fragen: Wo haben Sie das goldene Abzeichen gelassen? Sie schweigen? Dann antworte ich für Sie: Das hat Ihnen Lord Littleby abgerissen, als Sie ihm den tödlichen Schlag mit der Handkante versetzten.«

Aono öffnete den Mund, als wollte er etwas sagen, aber er biß sich mit den ein wenig schiefen kräftigen Zähnen auf die Lippen und schloß die Augen. Sein Gesicht wirkte sonderbar entrückt.

»Es ergibt sich folgendes Bild des Verbrechens in der Rue de Grenelle«, erklärte Coche. »Am Abend des 15. März erschien Gintaro Aono in der Villa von Lord Littleby mit der vorgefaßten Absicht, alle Bewohner des Hauses zu töten und sich das dreieckige Tuch aus der Sammlung des Hausherrn anzueignen. Zu diesem Zeitpunkt besaß er schon ein Billett für die ›Leviathan‹, die vier Tage später von Southhampton nach Indien auslaufen sollte. Offensichtlich wollte der Beschuldigte in Indien nach dem Schatz von Brahmapur

suchen. Wir wissen nicht, wie es ihm gelang, die unglückliche Dienerschaft zu der ›Choleraimpfung‹ zu überreden. Wahrscheinlich hat er ein gefälschtes Papier der Pariser Mairie vorgewiesen. Das dürfte durchaus glaubhaft gewirkt haben, weil, wie ich aus der Depesche weiß, mitunter tatsächlich Medizinstudenten des Absolventensemesters der Sorbonne für prophylaktische Maßnahmen herangezogen werden. Unter den Studierenden und Stationsärzten der Universität sind viele Asiaten, so daß die gelbe Haut des abendlichen Besuchers die zum Tode verurteilten Bediensteten kaum irritiert haben mag. Am ungeheuerlichsten ist die unmenschliche Grausamkeit, mit der zwei unschuldige Kinder getötet wurden. Meine Herrschaften, ich habe nicht wenig Erfahrung im Umgang mit dem Abschaum der Gesellschaft. Im Eifer des Gefechts kann ein Bandit wohl einen Säugling in den Kamin werfen, aber so, mit kalter Berechnung, mit ruhiger Hand ... Sie werden zugeben, das ist nicht französisch und nicht europäisch.«

»Vollkommen richtig!« rief Regnier zornig, und Doktor Truffo pflichtete ihm von Herzen bei.

»Das Weitere war einfach«, fuhr Coche fort. »Der Mörder überzeugte sich, daß die von den Injektionen vergifteten Bediensteten in tiefem Schlaf lagen, aus dem sie nicht wieder erwachen sollten, stieg dann seelenruhig hinauf in den ersten Stock, in den Saal, wo die Sammlung aufbewahrt wurde, und ging dort ans Werk. Er war ja überzeugt, daß der Hausherr verreist sei. Aber der unglückliche Lord Littleby war wegen eines Podagraanfalls nicht nach Spa gefahren und hielt sich zu Hause auf. Als er Glas klirren hörte, kam er in den Saal, wo er auf das barbarischste umgebracht wurde. Dieser Mord war nicht geplant, und der Verbrecher verlor seine teuflische Kaltblütigkeit. Wahrscheinlich hatte er möglichst viele Ex-

ponate mitnehmen wollen, um die Aufmerksamkeit nicht auf das verhängnisvolle Tuch zu lenken, doch jetzt mußte er sich beeilen. Vielleicht hat der Lord vor seinem Tode ja auch geschrien, und der Mörder befürchtete, man könnte die Schreie auf der Straße hören. Ob so oder anders, er nahm den für ihn unnötigen goldenen Schiwa und suchte das Weite, ohne zu bemerken, daß in der Hand des Toten das goldene Abzeichen der ›Leviathan‹ zurückblieb. Um die Untersuchung in die Irre zu führen, stieg Aono auf seinem Rückweg durch das Fenster der Orangerie ... Doch halt!« Coche griff sich an die Stirn. »Daß ich nicht eher darauf gekommen bin! Er konnte ja gar nicht auf demselben Weg zurück, wenn der Lord geschrien hatte! Vielleicht waren draußen schon Passanten zusammengelaufen? Darum schlug Aono ein Fenster der Orangerie heraus, sprang in den Garten und kletterte über den Zaun. Doch die Vorsicht war überflüssig, die Rue de Grenelle war zu dieser späten Stunde menschenleer. Selbst wenn der Lord geschrien hatte, niemand hatte es gehört.«

Die empfindsame Madame Kleber schluchzte auf. Mrs. Truffo hörte sich die Übersetzung an und schneuzte sich gefühlvoll.

Beweiskräftig, anschaulich, unstrittig, dachte Coche. Die Beweise und die Mutmaßungen der Untersuchung ergänzten sich bestens. Doch das, meine Lieben, ist noch nicht alles, was der alte Coche für euch in Reserve hat.

»Es ist nun an der Zeit, daß wir zur Ermordung Professor Sweetchilds kommen. Der Beschuldigte hat mit Recht gesagt, theoretisch hätten das außer ihm noch sechs Personen tun können. Gemach, gemach, meine Damen und Herren!« Der Kommissar hob beschwichtigend die Hand. »Ich werde jetzt beweisen, daß nicht Sie den Professor getötet haben,

sondern daß es niemand anders war als unser schlitzäugiger Freund.«

Der Japaner war wie versteinert. Schief er vielleicht? Oder betete er zu seinem japanischen Gott? Aber ob du betest oder nicht, du mußt dich doch auf die alte Schlampe, die Guillotine, legen.

Plötzlich kam dem Kommissar ein höchst unangenehmer Gedanke. Und wenn sich nun die Engländer den Japaner wegen der Ermordung Sweetchilds schnappten? Der war doch britischer Untertan gewesen! Dann würde der Verbrecher vor ein englisches Gericht gestellt, und statt auf die französische Guillotine käme er an den britischen Galgen. Nur das nicht! Wem nützte eine Gerichtsverhandlung im Ausland? Das »Verbrechen des Jahrhunderts« mußte im Justizpalast verhandelt werden und sonst nirgends! Was zählte es schon, daß Sweetchild auf einem englischen Schiff ermordet wurde. In Paris hatte es zehn Leichen gegeben und hier nur eine, überdies war das Schiff nicht ausschließlich britisches Eigentum, denn im Konsortium waren beide Länder vertreten!

Coche regte sich so auf, daß seine Gedanken sich verwirrten. Nein, Pustekuchen, sagte er im stillen, meinen Kunden kriegt ihr nicht. Gleich bin ich mit dem Theater hier fertig, dann geh ich zum französischen Konsul. Ich selbst werde den Mörder nach Frankreich bringen. Und er malte sich aus: Das Schiff legt in Le Havre an, Himmel und Menschen, Polizeioffiziere, Journalisten ...

Er mußte die Sache zu Ende bringen.

»Inspektor Jackson wird jetzt über die Ergebnisse der Durchsuchung berichten, die er in der Kabine des Beschuldigten vorgenommen hat.«

Der Inspektor wollte trocken und sachlich auf englisch losrattern, doch der Kommissar unterbrach ihn.

»Die Untersuchung wird von der französischen Polizei durchgeführt«, sagte er streng. »Die offizielle Sprache der Ermittlung ist Französisch. Außerdem wird Ihre Sprache hier nicht von allen verstanden, Monsieur. Ich bin nicht sicher, daß der Beschuldigte Englisch versteht. Sie werden zugeben, daß er das Recht hat, die Ergebnisse Ihrer Durchsuchung zu erfahren.«

Dieser Protest war von prinzipieller Bedeutung – die Engländer mußten von Anfang an in ihre Schranken gewiesen werden. Sie sollten wissen, daß sie hier nicht die erste Geige spielten.

Als Dolmetscher erbot sich Regnier. Er stellte sich neben den Inspektor und übersetzte Satz für Satz, doch er schmückte die kurzen abgehackten Äußerungen des Engländers mit dramatischer Intonation und ausdrucksstarken Gesten aus.

»Entsprechend der Instruktion wurde die Kabine Nr. 24 durchsucht. Der Name des Passagiers: Gintaro Aono. Die Kabine ist rechteckig und 200 Quadratfuß groß. Sie wurde in 20 horizontale und 44 vertikale Quadrate aufgeteilt.« Regnier fragte zurück und erklärte dann: »Die Wände werden auch in Quadrate aufgeteilt, denn sie müssen nach Geheimfächern abgeklopft werden. Ob solche freilich in einer Schiffskabine vorstellbar sind ... Die Durchsuchung erfolgte zunächst in der Vertikale, dann in der Horizontale. In den Wänden wurde kein Geheimfach gefunden.« Regnier breitete vielsagend die Arme aus – wer hätte das gedacht? »Bei der Untersuchung der horizontalen Ebene wurden folgende Gegenstände gefunden und der Akte beigefügt: erstens Aufzeichnungen in Hieroglyphenschrift, die sollen übersetzt und studiert werden. Zweitens ein langer, sehr scharfer Dolch von orientalischem Aussehen. Drittens ein Sack mit elf ägyptischen

Kürbissen. Viertens unterm Bett Stücke eines zerschlagenen Kürbis. Und endlich fünftens eine Arzttasche mit chirurgischen Instrumenten. Ein großes Skalpell fehlt.«

Die Zuhörer ächzten auf. Der Japaner öffnete die Augen und warf einen kurzen Blick auf den Kommissar, sagte aber wieder nichts.

Gleich gesteht er, dachte Coche, doch er irrte. Der Asiat, ohne von seinem Stuhl aufzustehen, drehte sich jäh zu dem hinter ihm stehenden Inspektor um und schlug ihn von unten kraftvoll gegen die Hand, die den Revolver hielt. Während die Waffe in einem malerischen Bogen durch die Luft flog, war der flinke Japaner schon an der Tür, riß sie auf – und lief mit der Brust gegen zwei Colts: Im Korridor standen Polizisten. Im nächsten Moment beendete der Revolver des Inspektors seine Flugbahn, krachte auf den Tisch, und es gab einen ohrenbetäubenden Knall. Geläut, Gekreisch, Pulverqualm.

Coche taxierte schnell die Situation: Der Arrestant wich zurück zum Stuhl, Mrs. Truffo lag in Ohnmacht, andere Opfer waren nicht zu sehen, der Big Ben hatte unterhalb des Zifferblatts ein Loch, und die Zeiger standen still, dennoch läutete er. Die Damen kreischten. Aber die Situation war unter Kontrolle.

Als der Japaner wieder auf seinem Stuhl saß, sicherheits halber mit Handschellen gefesselt, als die Arztfrau ins Leben zurückgeholt war und alle Platz genommen hatten, lächelte der Kommissar und sagte, mit seiner Kaltblütigkeit kokettierend: »Soeben, meine Herren Geschworenen, haben Sie einem aufrichtigen Geständnis beigewohnt, das freilich in nicht ganz gewöhnlicher Form gemacht wurde.«

Er hatte sich mit den »Geschworenen« wieder versprochen, doch er korrigierte sich nicht, es war eben eine Probe.

»Es war der letzte Beweis, und einen direkteren kann es

nicht geben«, schloß Coche zufrieden. »Und Ihnen, Jackson, muß ich einen Tadel aussprechen. Ich hatte Sie gewarnt, daß der Mann gefährlich ist.«

Der Inspektor war krebsrot. Das hatte er verdient.

Aber alles lief vorzüglich. Der Japaner saß vor drei Pistolnmündungen, die gefesselten Hände an die Brust gedrückt. Seine Augen waren wieder geschlossen.

»Das wär's, Inspektor. Sie können ihn mitnehmen. Soll er einstweilen bei Ihnen im Kittchen sitzen. Später, wenn die Formalitäten erledigt sind, nehme ich ihn mit nach Frankreich. Meine Damen und Herren, leben Sie wohl. Der alte Coche geht an Land. Ihnen noch eine glückliche Reise.«

»Ich fürchte, Kommissar, Sie werden mit uns weiterfahren müssen«, sagte der Russe in ganz alltäglichem Ton.

Coche glaubte, sich verhöhrt zu haben.

»Hä?«

»Herr Aono ist gänzlich unschuldig, so daß die Untersuchung weitergehen muß.«

Coche machte ein überaus dummes Gesicht: die Augen quollen hervor, die Wangen liefen rot an.

Der Russe, ohne die Explosion abzuwarten, sagte mit wahrhaft unnachahmlicher Selbstsicherheit: »Herr Kapitän, auf dem Sch-schiff haben Sie die oberste Gewalt. Der Kommissar hat uns soeben die Imitation einer gerichtlichen Untersuchung vorgespielt, wobei er die Rolle des Staatsanwalts übernahm und sie sehr überzeugend vortrug. Aber vor einem zivilisierten Gericht erhält nach dem Ankläger der V-verteidiger das Wort. Wenn Sie gestatten, möchte ich diese Mission übernehmen.«

»Wozu Zeit verlieren?« fragte der Kapitän verwundert. »Ich finde, es ist auch so alles klar. Der Herr Polizist hat alles sehr gut erklärt.«

»Einen Passagier an Land zu setzen ist eine höchst e-ernste Angelegenheit. Letzten Endes fällt die ganze Verantwortung auf den Kapitän. Überlegen Sie, welchen Schaden Sie dem Ruf der Schifffahrt z-zufügen, wenn sich herausstellt, daß es ein Irrtum war. Und ich versichere Ihnen«, Fandorin hob etwas die Stimme, »daß der Kommissar sich irrt.«

»Quatsch!« rief Coche. »Aber ich habe nichts dagegen. Das kann sogar interessant werden. Sprechen Sie, Monsieur, ich höre mit Vergnügen zu.«

Wirklich, es war eine Probe. Dieser Junge war nicht dumm, vielleicht hatte er in der Logik der Anklage irgendwelche Löcher entdeckt, die geflickt werden mußten. Wenn während des Prozesses der Staatsanwalt in Bedrängnis geriet, konnte Coche ihm zu Hilfe kommen.

Fandorin schlug ein Bein übers andere und verschränkte die Finger vor dem Knie.

»Sie haben eine beeindruckende und beweiskräftige R-rede gehalten. Auf den ersten Blick erscheint Ihre Argumentation unumstößlich. Ihre logische Kette wirkt fast makellos, obwohl die sogenannten indirekten Umstände natürlich nichts w-wert sind. Ja, Herr Aono war am 15. März in Paris. Ja, Herr Aono war zu dem Zeitpunkt, als der P-professor ermordet wurde, nicht im Salon. Für sich betrachtet, bedeuten diese beiden Fakten rein gar nichts, darum können wir sie außer acht lassen.«

»Einverstanden«, sagte Coche spöttisch. »Kommen wir gleich zu den Indizien.«

»Bitte sehr. An mehr oder weniger gewichtigen Indizien habe ich fünf gezählt. Monsieur Aono ist Arzt, hat diesen Umstand aber aus irgendwelchen Gründen geheimgehalten. Erstens. Monsieur Aono kann mit einem Schlag einen sehr harten Gegenstand spalten, einen Kürbis, vielleicht auch

einen Kopf. Zweitens. Monsieur Aono hat kein ›Leviathan‹-Abzeichen. Drittens. In der Arzttasche des Beschuldigten fehlt das Skalpell, mit dem möglicherweise Professor Sweetchild ermordet wurde. Viertens. Und schließlich fünftens: Eben hat der Beschuldigte vor unseren Augen einen Fluchtversuch unternommen, womit er sich endgültig entlarvte. Habe ich etwas vergessen?«

»Ja, sechstens«, warf der Kommissar ein. »Er kann keinen dieser Punkte erklären.«

»Gut, also sechs«, stimmte der Russe leichthin zu.

Coche lachte auf.

»Mehr als genug, damit jedes Schwurgericht den Braven auf die Guillotine schickt.«

Inspektor Jackson schüttelte plötzlich den Kopf und knurrte: »To the gallows.«

»Nein, an den Galgen«, übersetzte Regnier.

Ach, der Engländer, diese schwarze Seele, dachte Coche. Ich habe eine Schlange am Busen genährt.

»Aber erlauben Sie mal«, fuhr er hoch. »Die Ermittlung ist von französischer Seite durchgeführt worden. Also kommt der Bursche auf die Guillotine!«

»Aber das entscheidende Indiz, das Fehlen des Skalpells, hat die britische Seite entdeckt. Er kommt an den Galgen«, übersetzte der Leutnant.

»Das Hauptverbrechen wurde in Paris verübt! Guillotine!«

»Aber Lord Littleby war britischer Untertan. Professor Sweetchild auch. Galgen.«

Der Japaner schien diese Diskussion nicht zu hören, die in einen internationalen Konflikt auszuarten drohte. Seine Augen waren noch immer geschlossen, das Gesicht war ohne jeden Ausdruck. Diese Gelben sind eben doch anders als wir, dachte Coche. Wozu der ganze Aufwand: Staatsanwalt,

Advokat, Geschworene, Richter im Talar. Na schön, alles richtig, Demokratie ist Demokratie, aber im Volksmund heißt das »Perlen vor die Säue werfen«.

Nach einer Pause sagte Fandorin: »Sind die Streitereien beendet? Kann ich f-fortfahren?«

»Los«, sagte Coche finster, im Kopf die bevorstehenden Schlachten mit den Briten.

»Wir wollen auch die gespaltenen Kürbisse nicht d-diskutieren. Sie beweisen gar nichts.«

Die ganze Komödie hing dem Kommissar allmählich zum Halse heraus.

»Gut. Keine Kleinkrämerei.«

»A-ausgezeichnet. Bleiben nur fünf Punkte: verheimlicht, daß er Arzt ist; das fehlende Abzeichen; das fehlende Skalpell; der Fluchtversuch; er gibt keine Erklärungen.«

»Aber jeder Punkt reicht aus, ihn aufs ... Schafott zu schicken.«

»Die Sache ist die, Kommissar, daß Sie europäisch denken. Herr Aono hat eine andere L-logik, eine japanische, und Sie haben sich nicht die Mühe gemacht, in sie einzudringen. Ich hingegen hatte mehr als einmal die Ehre, mich mit dem Mann zu unterhalten, und ich habe von seiner seelischen Struktur eine bessere Vorstellung als Sie. Monsieur Aono ist nicht einfach Japaner, er ist ein Samurai, noch dazu aus einem a-alten und einflußreichen Geschlecht. Das ist in diesem Falle wichtig. Über fünf Jahrhunderte waren die Männer des Geschlechts Aono nur Krieger, alle anderen Berufe galten als unwürdig für die Mitglieder einer so vornehmen S-sippe. Der Beschuldigte ist der dritte Sohn in der Familie. Als Japan sich dafür entschied, Europa einen Schritt entgegenzukommen, schickten viele angesehene Familien ihre Söhne zum Studium ins Ausland. Das tat auch der Vater von Herrn Aono.

Den ältesten Sohn ließ er in England zum Marineoffizier ausbilden. Das Fürstentum Satsuma, in dem das Geschlecht der Aonos lebt, liefert nämlich die Kader für Japans Kriegsmarine, und der Dienst auf See hat in Satsuma das größte Prestige. Den zweiten Sohn schickte Aono senior nach Deutschland, an die Militärakademie. Nach dem Deutsch-Französischen Krieg 1870 beschlossen die Japaner, das deutsche Armeemodell zu übernehmen; ihre Militärberater sind durchweg Deutsche. Diese Angaben über die Familie Aono habe ich von dem Beschuldigten persönlich.«

»Und was zum Teufel nützen uns die aristokratischen Details?« fragte Coche gereizt.

»Mir ist aufgefallen, daß der Beschuldigte von seinen Vorfahren und seinen älteren B-brüdern mit Stolz redet und über sich selbst am liebsten schweigt. Ich habe längst bemerkt, daß er für einen Saint-Cyr-Absolventen in militärischen Dingen erstaunlich unwissend ist. Und warum hätte man ihn an die französische Militärakademie schicken sollen, wenn die japanische Armee, wie er selber sagt, nach deutschem Muster organisiert wird? Meine Mutmaßung läuft auf folgendes hinaus: Aono senior hatte, den Zeichen der Zeit nachgebend, beschlossen, seinen dritten Sohn einen friedlichen Beruf erlernen zu lassen, den des Arztes. Wie ich aus Büchern weiß, ist es in Japan nicht üblich, einen Beschluß des Familienoberhauptes anzufechten, und der Beschuldigte bezog gehorsam die medizinische Fakultät. Aber dabei fühlte er sich höchst unglücklich und sogar entwürdigt. Er, der Sproß des kriegerischen Geschlechts der Aonos, sollte mit Binden und K-klistierspritzen umgehen! Das ist der Grund, warum er sich als Militär ausgab. Er schämte sich einfach, seinen unkriegerischen Beruf publik zu machen. Vom europäischen Standpunkt mag das absurd sein, aber versuchen Sie, es mit

seinen Augen zu s-sehen. Wie hätte sich Ihr Landsmann d'Artagnan gefühlt, wenn man ihn gezwungen hätte, nicht Musketier, sondern Arzt zu werden?»

Coche sah, wie mit dem Japaner eine Veränderung geschah. Er hatte die Augen geöffnet und sah Fandorin mit deutlicher Erregung an; auf seine Wangen traten rote Flecke. Errötete er etwa? Unsinn!

»Ach, was für Feinheiten«, fauchte der Kommissar. »Aber lassen wir das dahingestellt sein. Erzählen Sie mir lieber, Herr Verteidiger, wo Ihr schüchterner Klient das goldene Abzeichen gelassen hat. Hat er sich geschämt, es zu tragen?«

»Genauso ist es.« Der selbsternannte Advokat nickte unerschütterlich. »Ja, er hat sich geschämt. Was steht denn auf dem Abzeichen geschrieben?«

Coche linste hinunter auf sein Revers.

»Gar nichts steht da geschrieben. Nur die drei Anfangsbuchstaben der Schiffahrtsgesellschaft ›Jasper-Arthaud Partnership‹.«

»Eben.« Fandorin zeichnete die drei Großbuchstaben in die Luft. »J-A-P. Also ›Jap‹. Das klingt wie ›Japs‹, der verächtliche Spitzname, mit dem die Ausländer die Japaner bezeichnen. Würden Sie, Kommissar, auf der Brust ein Abzeichen tragen, auf dem ›Froschfresser‹ geschrieben steht?«

Kapitän Cliff warf den Kopf zurück und lachte schallend. Sogar der sauertöpfische Jackson und die affektierte Miss Stomp lächelten. Die roten Flecke im Gesicht des Japaners wurden größer.

Coches Herz verkrampfte sich in einer unguuten Vorahnung. Seine Stimme klang heiser: »Hätte er das nicht selbst erklären können?«

»Ausgeschlossen. Schauen Sie, soweit ich es aus den Büchern weiß, liegt der wesentliche Unterschied zwischen

Europäern und Japanern in der sittlichen Grundlage des sozialen Verhaltens.«

»Sehr geklügelt«, bemerkte der Kapitän.

Der Diplomat wandte sich ihm zu.

»Keineswegs. Die christliche Kultur beruht auf dem Schuldgefühl. Sündigen ist schlecht, weil man sich hinterher mit Reue plagt. Um Schuldgefühle zu vermeiden, bemüht sich ein normaler Europäer um ein sittliches Verhalten. Genauso trachten die Japaner, nicht gegen ethische Normen zu verstoßen, aber aus einem anderen Grund. In ihrer Gesellschaft spielt die Scham die Rolle des moralischen Wächters. Am schlimmsten ist es für einen Japaner, in eine schmachvolle Lage zu kommen, von der Gesellschaft verurteilt oder, noch übler, verlacht zu werden. Darum haben die Japaner große Angst, etwas Ungehöriges zu tun. Ich versichere Ihnen: Als gesellschaftlicher Zivilisationsfaktor ist die Scham wirksamer als das Gewissen. Vom Standpunkt des Herrn Aono war es gänzlich undenkbar, von etwas ›Beschämendem‹ laut zu sprechen, noch dazu Fremden gegenüber. Arzt zu sein statt Militär ist beschämend. Eine Lüge einzugestehen ist noch beschämender. Und einzuräumen, daß er, ein japanischer Samurai, einem beleidigenden Spitznamen irgendeine Bedeutung beimessen könnte, ist ausgeschlossen.«

»Danke für die Lektion.« Coche machte eine ironische Verbeugung. »Und der Fluchtversuch Ihres Klienten, geschah der auch aus Scham?«

»That's the point«, sagte Jackson beifällig, er wurde wieder vom Feind zum Freund. »The yellow bastard almost broke my wrist.«*

»Sie haben es wieder erraten, K-kommissar. Vom Schiff zu

* (engl.) Das ist der Punkt. Der gelbe Bastard hat mir beinahe das Handgelenk gebrochen.

fliehen ist unmöglich, wohin auch? Mein Klient (wenn Sie ihn schon so nennen wollen) hielt seine Lage für aussichtslos und sah nur weitere Erniedrigungen voraus, darum wollte er sich sicherlich in seiner Kabine einschließen und seinem Leben nach Samuraibrauch ein Ende setzen. Ist es nicht so, Monsieur Aono?« Zum erstenmal sprach Fandorin den Japaner direkt an.

Der gab keine Antwort, senkte aber den Kopf.

»Sie würden eine Enttäuschung erlebt haben«, sagte ihm der Diplomat sanft. »Wahrscheinlich haben Sie es überhört: Ihr ritueller D-dolch ist von der Polizei bei der Durchsuchung beschlagnahmt worden.«

»Ah, Sie sprechen von diesem, wie heißt es gleich, Hirakira, Harikari.« Coche grünte in seinen Schnauzbarth. »Blödsinn, ich glaube nicht, daß ein Mensch sich selbst den Bauch aufschlitzt. Ammenmärchen. Wenn man schon ins Jenseits will, dann lieber mit dem Kopf gegen die Wand rennen. Aber darüber will ich mich nicht mit Ihnen streiten. Ich habe ein Indiz, gegen das nicht anzukommen ist – das fehlende Skalpell. Was sagen Sie dazu? Daß der eigentliche Verbrecher es beizeiten Ihrem Klienten gestohlen hat, um den Mord vorzubereiten und die Verantwortung auf Aono abzuwälzen? Das geht nicht auf! Woher sollte der Mörder wissen, daß der Professor uns seine Entdeckung beim Mittagessen mitteilen wollte? Sweetchild war ja selber gerade erst dahintergekommen, wie sich das mit dem Tuch verhielt. Erinnern Sie sich, wie zerraut er in den Salon gelaufen kam?«

»Nun, für das Fehlen des Skalpells kann ich Ihnen eine höchst einfache Erklärung geben. Und nicht als Vermutung, sondern als F-faktum. Erinnern Sie sich, wie nach Port Said plötzlich auf rätselhafte Weise Gegenstände aus den Kabinen verschwanden? Die geheimnisvolle Epidemie hörte so

plötzlich wieder auf, wie sie begonnen hatte. Und wissen Sie wann? Nach dem Tod unseres dunkelhäutigen blinden P-pasagiers. Ich habe lange darüber nachgedacht, wie und warum er auf die ›Leviathan‹ geriet. Hier meine Theorie. Der Neger ist höchstwahrscheinlich von arabischen Sklavenhändlern aus Afrika verschleppt und auf dem Wasserweg nach Port Said gebracht worden. Warum ich das annehme? Weil er, nachdem er seinen Besitzern entflohen war, nicht irgendwohin lief, sondern auf ein Schiff. Er mag geglaubt haben, wenn ihn ein Schiff von zu Hause weggeschafft habe, könne ihn ein Schiff auch wieder zurückbringen.«

»Was hat das mit unserer Angelegenheit zu tun?« fragte Coche aufgebracht. »Ihr Neger starb am 5. April, und Sweetchild ist gestern ermordet worden! Und überhaupt, gehen Sie doch zum Teufel mitsamt Ihren Märchen! Jackson, führen Sie den Verhafteten ab!«

Er wandte sich entschlossen dem Ausgang zu, aber der Diplomat umklammerte auf einmal den Ellbogen des Kommissars und sagte mit widerwärtiger Höflichkeit: »Lieber Monsieur Coche, ich möchte meine Argumentation zu Ende bringen. Gedulden Sie sich noch ein wenig, es dauert nicht mehr lange.«

Coche versuchte sich loszureißen, doch die Finger des Milchbarts waren wie aus Stahl. Er zerrte ein paarmal vergeblich, wollte sich aber nicht lächerlich machen und drehte sich zu Fandorin um.

»Gut, noch fünf Minuten«, knurrte er und blickte haßerfüllt in die ungerührten blauen Augen des Frechlings.

»D-danke. Um Ihren letzten Beweis zu widerlegen, sind fünf Minuten vollauf genug. Ich wußte, daß der Flüchtling auf dem Dampfer irgendwo einen Unterschlupf haben mußte. Im Unterschied zu Ihnen, Kapitän, habe ich nicht in

den Schiffsräumen und Kohlenbunkern zu suchen begonnen, sondern auf dem O-oberdeck. Den ›schwarzen Mann‹ hatten ja nur Passagiere der ersten Klasse gesehen. Da lag es nahe, anzunehmen, daß er sich hier versteckte. Und richtig, steuerbords im dritten Boot von vorn fand ich, was ich suchte: Speisereste und ein Bündel Sachen: ein paar bunte Tücher, eine Perlenschnur und etliche blanke Gegenstände – ein kleiner Spiegel, ein Sextant, ein Kneifer und auch ein großes Skalpell.«

»Warum soll ich Ihnen glauben?« brüllte Coche. Sein Fall zerbröselte zusehends zu Staub.

»Weil ich kein persönliches Interesse habe und bereit bin, meine Aussagen zu beeden. Darf ich fortfahren?« Der Russe lächelte widerlich. »Danke. Der arme Neger wollte wohl nicht mit leeren Händen nach Hause zurückkehren.«

»Stop mal!« Regnier runzelte die Stirn. »Monsieur Fandorin, warum haben Sie Ihre Entdeckung nicht dem Kapitän oder mir gemeldet? Welches Recht hatten Sie, das zu verheimlichen?«

»Ich habe es nicht verheimlicht. Das Bündel habe ich dort liegenlassen. Und als ich nach ein paar Stunden wieder in das Boot schaute, das war schon nach der D-durchsuchung des Schiffs, war es verschwunden. Ich dachte mir, Ihre Matrosen hätten es gefunden. Jetzt zeigt sich, daß der Mörder des Professors Ihnen zuvorgekommen ist. Die Beutestücke des Negers, auch das Skalpell von Monsieur Aono, sind in seinem Besitz. Der Verbrecher hat wohl die Möglichkeit ... extremer Maßnahmen vorausgesehen und das Skalpell für alle Fälle bei sich getragen – um die Untersuchung auf eine falsche Spur zu führen. Monsieur Aono, Ihnen ist doch ein Skalpell gestohlen worden?«

Der Japaner zögerte und nickte dann.

»Und Sie haben nicht darüber gesprochen, weil ein Offizier der kaiserlichen Armee ja kein Skalpell haben kann, nicht wahr?«

»Der Sextant gehört mir!« erklärte der rothhaarige Baronet. »Ich dachte ... Aber unwichtig. Also dieser Wilde hat ihn gestohlen. Meine Herrschaften, wenn einem von Ihnen mit dem Sextanten der Schädel eingeschlagen wird – ich habe nichts damit zu tun.«

Es war eine totale Pleite. Coche schielte verwirrt zu Jackson.

»Tut mir leid, Kommissar, aber Sie müssen die Reise fortsetzen«, sagte der Inspektor auf französisch und verzog mitfühlend die schmalen Lippen. »My apologies, Mr. Aono. If You just Stretch Your hands ... Thank You.«*

Die Handschellen klirrten kläglich.

In die eingetretene Stille hinein tönte schallend die erschrockene Stimme von Renate Kleber: »Erlauben Sie, meine Herren, aber wer ist dann der Mörder?«

(engl.) Entschuldigen Sie, Mr. Aono. Strecken Sie bitte die Hände vor. Danke.

DRITTER TEIL
BOMBAY-PALKSTRASSE

GINTARO AONO

*18. Tag des 4. Monats
mit Blick auf die Südspitze
der Indischen Halbinsel*

Vor drei Tagen haben wir in Bombay abgelegt, und in dieser Zeit habe ich kein einziges Mal mein Tagebuch aufgeschlagen. Das war noch nie, denn ich habe es mir zur festen Regel gemacht, täglich zu schreiben. Aber die Pause war notwendig. Ich mußte mich in den auf mich einstürmenden Gefühlen und Gedanken zurechtfinden.

Meinen inneren Umbruch gibt am besten ein Dreizeiler wieder, der in dem Moment entstand, als der Polizeiiinspektor mir die Eisenketten abnahm.

*Einsam ist der Flug
des Glühwurms in der Nacht.
Der Himmel aber ist voller Sterne.*

Ich begriff sofort: Das ist ein sehr gutes Gedicht, besser als alle, die ich je geschrieben habe, aber der Sinn ist nicht offenkundig und bedarf der Erläuterung. Drei Tage lang grübelte ich und horchte in mich hinein, dann hatte ich wohl endlich Klarheit.

Mir war das große Wunder widerfahren, von dem jeder Mensch träumt – ich hatte den seligen Zustand Satori erlebt, den die alten Griechen Katharsis nannten. Oft genug hatte mir

der Altmeister gesagt, daß Satori, wenn überhaupt, dann ganz von selbst kommt, ohne Ansporn und ohne Vorwarnungen! Der Mensch könne ein Gerechter und ein Weiser sein, könne viele Stunden täglich meditieren, Berge von heiligen Texten lesen und doch ohne Erkenntnis sterben, während irgendeinem Nichtsnutz, der dumm und sinnlos durchs Leben bummele, plötzlich der majestätische Glanz der Satori zuteil werde, wodurch sich seine nutzlose Existenz schlagartig verändere! Ich bin solch ein Nichtsnutz. Ich hatte Glück. Mit 27 wurde ich zum zweitenmal geboren.

Die Erleuchtung und Läuterung erlebte ich nicht in einem Moment der geistigen und physischen Konzentration, sondern in einem Moment der Niedergeschlagenheit, als von mir nur noch die Hülle übrig war wie bei einem geplatzten Luftballon. Aber da klirrte das dumme Eisen, und plötzlich spürte ich mit unglaublicher Schärfe, daß ich nicht ich bin, sondern ... Nein, anders. Daß ich nicht nur ich bin, sondern eine Unzahl von anderen Leben. Daß ich nicht irgendein Gintaro Aono bin, dritter Sohn des Chefberaters Seiner Erlaucht Fürst Shimatsu, sondern ein kleines, doch darum nicht minder wertvolles Teilchen eines Ganzen. Ich bin in allem Seienden, und alles Seiende ist in mir. Wie oft hatte ich diese Worte gehört, aber nicht begriffen, erfüllt habe ich sie erst am 15. Tag des 4. Monats im Jahre 11 der Meji-Ära in der Stadt Bombay, an Bord eines riesigen europäischen Dampfers. Der Wille des Allerhöchsten ist wahrlich wunderbar.

Was ist der Sinn des intuitiv in mir entstandenen Dreizeilers? Der Mensch ist ein einsames Glühwürmchen in der unendlichen Finsternis der Nacht. Sein Licht ist so schwach, daß es nur ein winziges Stück des Raums beleuchtet, und ringsum ist Dunkelheit, Kälte und Angst. Wenn man aber den verängstigten Blick emporhebt von der dunklen Erde (es bedarf nur einer

Drehung des Kopfes!), so sieht man den Himmel mit Sternen bedeckt. Sie strahlen in gleichmäßigem, hellem und ewigem Licht. Du bist in der Finsternis nicht allein. Die Sterne sind deine Freunde, sie werden dir helfen und dich nicht dem Elend überlassen. Und etwas später verstehst du etwas anderes, nicht minder Wichtiges: Ein Glühwürmchen ist auch ein Stern, genauso wie alle übrigen. Die am Himmel sehen auch dein Licht, das ihnen hilft, die Kälte und Finsternis des Alls zu ertragen.

Mein Leben wird sich sicherlich nicht ändern. Ich werde der sein, der ich war – hektisch, händelsüchtig, Leidenschaften unterworfen. Aber in der Tiefe meines Herzens wird nun stets ein zuverlässiges Wissen leben. Es wird mich in schweren Momenten retten und stützen. Ich bin keine kleine Pfütze mehr, die von einer heftigen Böe über die Welt gepustet werden kann. Ich bin ein Ozean, und kein Sturm, der als alles zerstörender Tsunami über meine Oberfläche fegt, kann die Schätze meiner Tiefen berühren.

Als ich das alles endlich begriffen hatte und mein Geist sich mit Freude füllte, entsann ich mich, daß die größte Tugend die Dankbarkeit ist. Der erste der Sterne, deren Strahlen ich in der tiefen Finsternis erblickt hatte, war Fandorin-san. Ihm verdanke ich das Wissen, daß ich, Gintaro Aono, der Welt nicht gleichgültig bin und daß das Große Außen mich nicht dem Elend überlassen wird.

Aber wie soll ich dem Menschen einer anderen Kultur erklären, daß er für immer mein Onjin ist? Dieses Wort gibt es in den europäischen Sprachen nicht. Heute habe ich mir ein Herz gefaßt und mit ihm darüber gesprochen, aber dabei ist wohl nichts Gescheites herausgekommen.

Ich paßte Fandorin-san auf dem Bootsdeck ab, denn ich wußte, daß er um punkt acht mit seinen Hanteln dorthin kommen würde.

Als er erschien, eingezwängt in sein gestreiftes Trikot (ich werde ihm sagen müssen, daß für körperliche Übungen anliegende Kleidung nicht so gut geeignet ist wie legere), trat ich zu ihm und verbeugte mich tief. »Was haben Sie denn, Monsieur Aono?« fragte er verwundert. »Warum richten Sie sich nicht wieder auf?« In solcher Haltung zu sprechen war unmöglich, darum machte ich den Rücken gerade, obwohl ich in solcher Situation die Verbeugung länger hätte halten müssen. »Ich spreche Ihnen meine unendliche Dankbarkeit aus«, sagte ich und war sehr aufgeregt. – »Schon gut«, sagte er mit einer lässigen Handbewegung. Diese Geste gefiel mir sehr – Fandorin-san wollte damit das Ausmaß der mir erwiesenen Wohltat vermindern und seinen Schuldner von dem übermäßigen Dankbarkeitsgefühl erlösen. An seiner Stelle würde jeder vornehm erzogene Japaner genauso gehandelt haben. Aber er erzielte den gegenteiligen Effekt – mein Geist füllte sich mit noch größerer Dankbarkeit. Ich sagte, fortan stünde ich ihm gegenüber in ewiger Schuld. »Was heißt schon ewige Schuld«, sagte er achselzuckend. »Ich wollte einfach diesem selbstzufriedenen Puter einen Dämpfer verpassen.« (Puter, das ist ein häßlicher amerikanischer Vogel mit komischer Gangart, erfüllt von dem Gefühl der eigenen Wichtigkeit; im übertragenen Sinne ein eitler und dummer Mensch.) Ich wußte das Taktgefühl meines Gesprächspartners zu schätzen, aber ich mußte ihm unbedingt erklären, wie sehr ich ihm verpflichtet war. »Dank dafür, daß Sie mein wertloses Leben gerettet haben«, sagte ich mit einer neuerlichen Verbeugung. »Dreifachen Dank dafür, daß Sie meine Ehre gerettet haben. Und unendlichen Dank dafür, daß Sie mir ein drittes Auge geöffnet haben, mit dem ich Dinge sehe, die ich vorher nicht sehen konnte.« Fandorin-san blickte (wie mir schien, ein bißchen ängstlich) auf meine Stirn, als erwartete er, dort würde sich jetzt ein Auge auftun und ihm zuzwinkern.

Ich sagte ihm, er sei mein Onjin, und mein Leben gehöre fortan ihm, was ihn noch mehr zu erschrecken schien. »Oh, ich träume davon, Sie in Lebensgefahr zu sehen, um Sie retten zu können, so wie Sie mich gerettet haben!« rief ich aus. Er bekreuzigte sich und sagte: »Lieber nicht. Wenn es Sie nicht gar zu sehr anfight, träumen Sie bitte von etwas anderem.«

Das Gespräch stockte. Verzweifelt schrie ich: »Sie sollen wissen, daß ich alles, aber auch alles für Sie tun werde!« Ich präzierte meinen Schwur, um spätere Mißverständnisse zu vermeiden: »Alles, sofern es Seiner Majestät, meinem Land und der Ehre meiner Familie keinen Schaden bringt.«

Meine Worte lösten bei Fandorin-san eine seltsame Reaktion aus. Er lachte! Nein, ich werde die Rothaarigen wohl nie begreifen. »Na gut«, sagte er und drückte mir die Hand. »Wenn Sie darauf bestehen, dann bitte sehr. Wir werden wohl von Kalkutta zusammen nach Japan fahren. Sie können Ihre Schuld abtragen, indem Sie mir Japanisch-Unterricht geben.«

Dieser Mann nimmt mich nicht ernst. Ich würde gern sein Freund sein, aber Fandorin-san interessiert sich viel mehr für den Steuermann Fox, der ein beschränkter Mensch ist. Mein Wohltäter verbringt recht viel Zeit in der Gesellschaft dieses Schwätzers und lauscht aufmerksam dessen Prahlereien über Erlebnisse auf See und amouröse Abenteuer, er geht sogar mit Fox auf Wache! Ehrlich gesagt, mich kränkt das. Heute war ich Zeuge, wie Fox seine Romanze mit einer »japanischen Aristokratin« aus Nagasaki beschrieb. Er erzählte von den kleinen Brüsten, den purpurroten Lippen und sonstigen Besonderheiten dieser »Miniaturpuppe«. Es wird eine billige Nutte aus dem Matrosenviertel gewesen sein. Ein Mädchen aus anständigem Hause würde mit solch einem Barbaren kein Wort wechseln! Am ärgerlichsten war, daß Fandorin-san diesem Unsinn mit sichtlichem Interesse zuhörte. Ich wollte mich schon einmischen,

aber da kam Regnier dazu und schickte Fox in irgendeiner Angelegenheit weg.

Ach ja! Ich habe noch gar nicht über ein wichtiges Ereignis an Bord geschrieben! Kurz bevor das Schiff von Bombay ablegte, geschah eine wirkliche Tragödie, neben der mein Ungemach unbedeutend erscheint.

Um halb neun am Morgen, als schon die Anker gelichtet waren und man eben die Taue lösen wollte, wurde dem Kapitän vom Ufer ein Telegramm überbracht. Ich stand an Deck und blickte auf Bombay, die Stadt, die in meinem Leben eine so wichtige Rolle gespielt hatte. Ich wollte dieses Bild für immer meinem Herzen einprägen. Darum wurde ich Zeuge des Geschehens.

Kapitän Cliff las die Depesche, und sein Gesicht veränderte sich schlagartig. So etwas hatte ich noch nie gesehen! So legt ein Schauspieler des No-Theaters die Maske des Drohenden Kriegers ab und setzt die Maske des Wahnsinnigen Leids auf. Das wettergegerbte, grobe Gesicht des alten Seebärs erzitterte. Der Kapitän gab ein Stöhnen oder Schluchzen von sich. »Oh God!« schrie er heiser. »My poorgirl!«* Und er stürmte von der Brücke hinunter in seine Kabine, wie sich später herausstellte.

Die Vorkehrungen zum Ablegen wurden ausgesetzt. Das Frühstück begann wie immer, aber Leutnant Regnier verspätete sich. Alle sprachen nur von dem seltsamen Verhalten des Kapitäns und rätselten, was in dem Telegramm stehen mochte. Regnier-san kam erst, als die Mahlzeit zu Ende ging. Er sah bekümmert aus und teilte mit, daß die einzige Tochter von Cliff-san (ich schrieb schon, daß der Kapitän sie vergötterte) bei einer Feuersbrunst in ihrem Pensionat schwere Verbrennungen erlitten habe. Die Ärzte fürchteten um ihr Leben. Der Leutnant sagte, Mr. Cliff sei wie von Sinnen. Er habe be-
* (engl.) O Gott! Mein armes Mädchen!

schlossen, sogleich von Bord der »Leviathan« zu gehen und mit dem ersten Paketboot nach England zurückzukehren, da er jetzt bei seiner Tochter sein müsse. Der Leutnant sagte immer wieder: »Was soll bloß werden? Welch eine Unglücksfahrt!« Wir trösteten ihn nach Kräften.

Ich muß gestehen, daß ich den Entschluß des Kapitäns nicht gutheißen konnte. Sein Kummer war mir verständlich, aber ein Mann, dem eine Aufgabe anvertraut ist, hat nicht das Recht, sich von persönlichen Gefühlen leiten zu lassen. Besonders wenn er Kapitän ist und ein Schiff führt. Was würde aus einer Gesellschaft werden, deren Kaiser oder Präsident oder Premierminister Persönliches über seine Pflicht stellte? Es käme zum Chaos, während doch Sinn und Pflicht der Macht darin bestehen, das Chaos zu bekämpfen und die Harmonie zu befördern.

Ich ging wieder an Deck, um zu sehen, wie Mr. Cliff das ihm anvertraute Schiff verläßt. Und der Allmächtige erteilte mir eine neue Lehre, die Lehre des Mitleids.

Der Kapitän lief gebeugt die Schiffstreppe hinunter. In der Hand hielt er eine Reisetasche, und ein Matrose trug ihm einen Koffer hinterher. Auf der Landungsbrücke blieb der Kapitän stehen und drehte sich nach der »Leviathan« um, und ich sah sein großflächiges Gesicht naß von Tränen. Im nächsten Moment wankte er und stürzte zu Boden.

Ich eilte zu ihm. Nach seiner unterbrochenen Atmung und dem krampfhaften Zucken seiner Gliedmaßen zu urteilen, hatte er einen schweren hämorrhagischen Schlaganfall erlitten. Der herzu-eilende Doktor Truffo bestätigte meine Diagnose.

Ja, es kommt nicht selten vor, daß ein menschliches Gehirn den Zwiespalt zwischen der Stimme des Herzens und dem Ruf der Pflicht nicht aushält. Ich habe Kapitän Cliff unrecht getan.

Der Kranke wurde ins Hospital gebracht. Die »Leviathan«

blieb an der Landungsbrücke hegen. Regnier-san, dessen Haar von der Erschütterung ergraut war, fuhr zum Telegraphenamte, um mit der Londoner Reederei zu verhandeln. Erst in der Dämmerung kam er zurück. Die Neuigkeiten: Cliff-san habe das Bewußtsein nicht wiedererlangt, die Führung des Schiffs werde provisorisch Regnier-san übernehmen, und in Kalkutta werde der neue Kapitän an Bord kommen.

Wir legten mit zehnstündiger Verspätung von Bombay ab.

In all diesen Tagen ist mir, als schwebte ich dahin. Mich freuen der Sonnenschein, die indischen Küstenlandschaften und das gemessene, müßige Leben an Bord des großen Schiffs. Selbst im Salon »Windsor«, in den ich früher nur mit Beklemmung gegangen bin, wie zur Folter, fühle ich mich jetzt beinahe heimisch. Die Tischgenossen verhalten sich anders zu mir – ohne Abscheu und ohne Argwohn. Alle sind nett und liebenswürdig, und ich verhalte mich zu ihnen auch anders als früher. Selbst Kleber-san, die ich eigenhändig hätte erwürgen können (die Ärmste!), ist mir nicht mehr zuwider. Sie ist einfach eine junge Frau, die zum erstenmal Mutter wird und ganz von dem naiven Egoismus dieses für sie neuen Zustands durchdrungen ist. Seit sie weiß, daß ich Arzt bin, stellt sie mir unentwegt medizinische Fragen und klagt über kleine Unpäßlichkeiten. Früher ist Doktor Truffo ihr Opfer gewesen, jetzt tragen wir die Last zu zweit. Und das Erstaunlichste, es wird mir nicht zuviel. Mein Status ist bedeutend höher als in der Zeit, in der ich für einen Offizier gehalten wurde. Verblüffend!

Im »Windsor« genieße ich eine privilegierte Position. Nicht nur als Arzt, sondern, wie Mrs. Truffo sich ausdrückte, als unschuldiges Opfer polizeilicher Willkür. Die Hauptsache, ich bin mit Sicherheit nicht der Mörder. Das ist bewiesen und offiziell bestätigt. Dadurch gehöre ich nun zur höchsten Kaste – zusammen mit dem Polizeikommissar und dem frischgebackenen

Kapitän (der sich übrigens kaum noch bei uns sehen läßt, er ist sehr beschäftigt, und der Steward bringt ihm das Essen auf die Brücke). Wir drei sind außer Verdacht, und niemand wirft uns verstoßen furchtsame Blicke zu.

Diese ganze »Windsor«-Gesellschaft tut mir aufrichtig leid. Mit meinem neuerworbenen geistigen Auge sehe ich deutlich, was sie alle nicht sehen, nicht einmal der scharfsinnige Fandorin-san.

Unter meinen Nachbarn ist kein Mörder. Keiner von ihnen eignet sich für die Rolle des Verbrechers. Ich betrachte diese Leute und sehe: Sie haben Fehler und Schwächen, aber ein Mensch mit finsterem Herzen, der imstande wäre, kaltblütig elf unschuldige Menschen zu ermorden, darunter zwei Kinder, ist nicht unter ihnen. Ich würde seinen stinkenden Atem riechen. Ich weiß nicht, von wessen Hand Sweetchild-san gefallen ist, aber ich bin sicher, daß es niemand aus unserem Salon war. Der Kommissar hat sich ein wenig geirrt mit seinen Mutmaßungen: Der Verbrecher befindet sich an Bord des Dampfers, aber nicht im »Windsor«. Vielleicht hat er an der Tür gehorcht, als der Professor uns von seiner Entdeckung erzählte.

Wenn Coche-san nicht so stur wäre und die »Windsors« unvoreingenommen betrachtete, würde er begreifen, daß er seine Zeit verschwendet.

Ich gehe einen nach dem anderen durch.

Fandorin-san. Seine Unschuld liegt auf der Hand. Würde er sonst den Verdacht von mir genommen haben, als meine Schuld von niemandem bezweifelt wurde?

Die Eheleute Truffo. Der Doktor ist ein etwas komischer, doch sehr gutmütiger Mensch. Er könnte keiner Zikade etwas zuleide tun. Seine Frau ist die verkörperte englische Wohlständigkeit. Sie könnte niemanden töten aus dem einfachen Grund, weil es unanständig wäre.

M.-S.-san. Er ist ein sonderbarer Mensch, der dauernd etwas vor sich hin murmelt und manchmal aufbraust, doch in seinen Augen ist tiefes und aufrichtiges Leid erstarrt. Mit solchen Augen begeht man keinen kaltblütigen Mord.

Kleber-san. Nun, da ist alles klar. Erstens ist es beim Menschengeschlecht nicht üblich, daß eine Frau, die im Begriff ist, neues Leben zur Welt zu bringen, mit solcher Leichtigkeit das Leben anderer zertrampelt. Schwangerschaft ist ein Mysterium, welches uns lehrt, sorgsam mit der menschlichen Existenz umzugehen. Zweitens befand sich Kleber-san zur Tatzeit bei dem Polizisten.

Und schließlich Stomp-san. Sie hat kein Alibi, aber die Vorstellung, daß sie sich von hinten an einen Bekannten heranschleicht, ihm mit ihrer schmalen, schwachen Hand den Mund zuhält und mit der anderen mein unglückseliges Skalpell ansetzt ... Blödsinn. Ausgeschlossen.

Reiben Sie sich die Augen, Kommissar-san. Sie stecken in der Sackgasse.

Das Atmen fällt mir schwer. Ob ein Sturm im Anzug ist?

KOMMISSAR COCHE

Die verfluchte Schlaflosigkeit machte ihm schwer zu schaffen. Schon die fünfte Nacht litt er Höllenqualen, und es wurde immer ärger. Und fand er im Morgengrauen doch noch Vergessen, so hatte er Träume, vor denen Allah einen bewahren möge. Dann erwachte er wie zerschlagen, und in den von den nächtlichen Gesichten benommenen Kopf krochen verrückte Gedanken. Ob es wirklich an der Zeit war, in Pension zu gehen? Am liebsten hätte er auf alles gepfiffen, doch das ging nicht. Es gab nichts Schlimmeres als ein bettelarmes Alter. Irgend jemand hat es auf einen Schatz von anderthalb Milliarden Francs abgesehen, und du, Alter, sollst mit jämmerlichen hundertfünfundzwanzig im Monat auskommen.

Am Abend wetterleuchtete es am Himmel, Wind heulte in den Masten, und die »Leviathan« krängte schwerfällig in den kraftvollen schwarzen Wellen. Coche lag lange im Bett und starrte zur Decke. Die war bald dunkel, bald unnatürlich weiß – wenn ein Blitz aufzuckte. Regen peitschte auf das Deck, und auf dem Tisch fuhr löffelklirrend ein vergessenes Glas mit einer Mixtur für die kranke Leber hin und her.

Einen Sturm auf See erlebte Coche zum erstenmal, aber Angst hatte er nicht. Konnte solch ein ungeheueres Schiff etwa untergehen? Nun, es schaukelte und dröhnte, doch das würde sich wieder geben. Nur ließen die Donnerschläge ihn nicht schlafen. Kaum begann er einzudrusseln, schon krachte es wieder.

Aber er mußte wohl doch eingeschlafen sein, denn er setzte sich ruckartig auf und wußte nicht, was vorging. Sein Herz schlug so laut, daß es durch die Kabine schallte.

Nein, das war nicht das Herz, sondern die Tür.

»Kommissar!« (Poch-poch-poch.) »Kommissar!« (Poch-poch-poch.) »Machen Sie auf! Schnell!«

Wer war das? Fandorin wohl.

»Wer ist da? Was wollen Sie?« schrie Coche und preßte die Hand gegen die linke Brustseite. »Sind Sie verrückt?«

»Machen Sie auf, verdammt noch mal!«

Oho! Was für ein Ton für einen Diplomaten! Etwas Ernstes mußte geschehen sein.

»Gleich!«

Coche nahm verschämt die Nachtmütze mit der Troddel (von der alten Blanche gestrickt) ab, warf den Hausmantel über, fuhr in die Latschen.

Ein Blick durch den Türspalt – ja, Fandorin. Gehrock, Krawatte, Rohrstock mit beinernem Knauf. Glühende Augen.

»Was ist?« fragte Coche mißtrauisch, denn ihm war schon klar, daß er von dem nächtlichen Besucher etwas Scheußliches zu hören bekommen würde.

Der Diplomat sprach anders als sonst – schnell, abgerissen, ohne zu stottern.

»Ziehen Sie sich an. Nehmen Sie eine Waffe mit. Wir müssen Kapitän Regnier verhaften. Sofort. Er steuert das Schiff in die Klippen.«

Coche schüttelte den Kopf – war diese Ungereimtheit ein Traum?

»Haben Sie zuviel Haschisch geraucht, Monsieur Russe?«

»Ich bin nicht allein hier«, antwortete Fandorin.

Der Kommissar linste in den Korridor und sah neben Fandorin zwei weitere Männer stehen. Der eine war der ver-

rückte Baronet. Und der andere? Der Steuermann, ja. Wie hieß er gleich ... Richtig, Fox.

»Beeilen Sie sich«, fuhr der Diplomat abgehackt fort. »Die Zeit ist knapp. Ich habe in der Kabine gelesen. Es klopfte. Sir Reginald. Um ein Uhr nachts hat er die Position des Schiffs bestimmt. Mit dem Sextanten. Der Kurs stimmt nicht. Wir müßten die Insel Manaar links umfahren. Wir fahren aber rechts herum. Ich habe den Steuermann geweckt. Fox, reden Sie.«

Der Steuermann trat vor. Er sah recht erschrocken aus.

»Dort sind Untiefen, Monsieur«, sagte er in gebrochenem Französisch. »Und Klippen. Die ›Leviathan‹ ist sehr schwer. Sechzehntausend Tonnen, Monsieur! Wenn sie aufläuft, sie bricht wie französisches Weißbrot, wie Baguette, verstehen Sie? Noch eine halbe Stunde dieser Kurs, und es gibt kein Zurück!«

Eine hübsche Neuigkeit. Nun sollte der alte Coche sich auch noch in der Seefahrt zurechtfinden und sich den Kopf über die Insel Manaar zerbrechen!

»Und warum sagen Sie nicht dem Kapitän, daß er ... nun, den falschen Kurs steuert?«

Fox sah den Russen an.

»Monsieur Fandorin meint, das geht nicht.«

»Regnier spielt eindeutig *va banque*«, sagte der Diplomat eindringlich. »Er ist zu allem fähig. Wenn er es anordnet, wird der Steuermann in Arrest gesetzt. Wegen Renitenz. Vielleicht macht er sogar von der Waffe Gebrauch. Er ist der Kapitän. Sein Wort ist an Bord Gesetz. Außer uns dreien weiß niemand, was vorgeht. Wir brauchen einen Vertreter der Macht. Das sind Sie, Kommissar. Gehen wir nach oben!«

»Moment, Moment!« Coche griff sich an die Stirn. »Sie bringen mich ganz durcheinander. Ist dieser Regnier verrückt geworden?«

»Nein. Aber er will das Schiff vernichten. Und alle, die an Bord sind.«

»Warum? Wozu?«

Nein, das konnte nicht wahr sein, das war ein Alptraum.

Fandorin begriff, daß Coche nicht so leicht auf Trab zu bringen war, und wurde nun deutlicher.

»Ich habe nur eine Vermutung. Aber eine ungeheuerliche. Regnier will das Schiff und die Menschen darauf vernichten, um die Spuren eines Verbrechens zu verwischen. Schwer zu glauben, daß jemand so leichten Herzens den Tod Tausender Menschen in Kauf nimmt, nicht wahr? Denken Sie an die Rue de Grenelle, denken Sie an Sweetchild, und Sie werden erkennen, daß auf der Jagd nach dem Schatz von Brahmapur Menschenleben nicht viel wert sind.«

Coche schluckte.

»Auf der Jagd nach dem Schatz?«

»Ja.« Fandorin rang um Zurückhaltung. »Regnier ist der Sohn des Radschas Bagdassar. Ich hatte es mir gedacht, war mir aber nicht sicher. Jetzt gibt es keine Zweifel mehr.«

»Der Sohn? Quatsch! Der Radscha war ein Hindu, und Regnier ist ein waschechter Franzose.«

»Ist Ihnen nicht aufgefallen, daß er weder Rind- noch Schweinefleisch ißt? Und warum nicht? Gewohnheit von Kindesbeinen an. In Indien gilt die Kuh als heiliges Tier, und die Muselmanen essen kein Schweinefleisch. Der Radscha war Inder, aber Anhänger des Islam.«

»Das kann andere Gründe haben«, sagte Coche achselzuckend. »Regnier erklärte, er halte sich an eine Diät.«

»Und sein dunkles Gesicht?«

»Ist auf den südlichen Meeren gebräunt.«

»Regnier hat in den letzten zwei Jahren die Linien London – New York und London – Stockholm befahren. Sie

können Monsieur Fox fragen. Nein, Coche, Regnier ist zur Hälfte Inder. Die Frau Bagdassars war Französin, ihr Sohn wurde während des Sepoy-Aufstands in Europa erzogen, höchstwahrscheinlich in Frankreich, der Heimat seiner Mutter. Waren Sie schon mal bei Regnier in der Kabine?»

»Ja, er hatte mich eingeladen, wie auch andere.«

»Haben Sie das Photo auf dem Tisch gesehen? ›Allzeit sieben Fuß unterm Kiel. Françoise B.«

»Ja. Seine Mutter.«

»Wenn sie seine Mutter ist, warum ›B‹ und nicht ›R‹? Sohn und Mutter haben doch denselben Nachnamen.«

»Vielleicht hat sie nochmals geheiratet.«

»Möglich. Das konnte ich noch nicht überprüfen. Aber kann ›Françoise B.« nicht einfach ›Françoise Bagdassar‹ bedeuten? Wie in Europa üblich? Indische Radschas haben ja keinen Nachnamen.«

»Und woher der Name Regnier?»

»Keine Ahnung. Vielleicht hat er bei seiner Naturalisierung den Mädchennamen seiner Mutter angenommen.«

»Mutmaßungen«, fauchte Coche. »Kein einziges Faktum. Immer nur ›vielleicht‹ oder ›möglich‹.«

»Zugegeben. Aber finden Sie Regniers Benehmen im Zusammenhang mit der Ermordung Sweetchilds nicht verdächtig? Erinnern Sie sich, wie er sich erbot, den Schal für Madame Kleber zu holen? Und dann bat er noch den Professor, nicht ohne ihn anzufangen. Ich vermute, daß Regnier in den wenigen Minuten seiner Abwesenheit den Abfall-eimer anzündete und das Skalpell aus seiner Kabine holte.«

»Und wieso meinen Sie, daß er das Skalpell hatte?»

»Ich sagte Ihnen doch, daß das Bündel des Negers nach der Durchsuchung des Schiffs aus dem Boot verschwunden war. Und wer leitete die Durchsuchung? Regnier.«

Coche schüttelte zweifelnd den Kopf. Das Schiff machte eine Schlingerbewegung, und er prallte schmerzhaft mit der Schulter gegen den Türrahmen. Seine Laune wurde davon nicht besser.

»Erinnern Sie sich, wie Sweetchild damals anfang?« fuhr Fandorin fort, riß die Uhr aus der Tasche und sprach immer schneller. »Er sagte, er habe alles geklärt, das mit dem Tuch und das mit dem Sohn. Man müsse nur noch in den Listen der Ecole Maritime nachsehen. Das heißt, er hatte nicht nur das Geheimnis des Tuchs ergründet, sondern auch etwas Wichtiges über den Sohn des Radschas in Erfahrung gebracht. Zum Beispiel daß der an der Marseiller Seefahrtsschule studiert hatte. Die übrigens auch unser Regnier absolviert hat. Der Indologe erwähnte ein Telegramm, das er an einen Bekannten im französischen Innenministerium geschickt habe. Möglicherweise wollte Sweetchild etwas über das Schicksal des Jungen herausfinden. Er muß auch einiges erfahren haben, aber wohl nicht, daß Regnier der Erbe Bagdassars ist, sonst würde er sich vorsichtiger verhalten haben.«

»Und was hat er über das Tuch herausgekriegt?« fragte Coche mit gierigem Interesse.

»Ich glaube, ich kann diese Frage beantworten. Aber nicht jetzt, später. Die Zeit drängt!«

»Sie meinen also, Regnier selbst hat den kleinen Brand inszeniert und die Panik genutzt, um dem Professor den Mund zu verschließen?« fragte Coche nachdenklich.

»Ja, verdammt noch mal, ja! Benutzen Sie doch Ihren Verstand! Wir haben wenig Beweise, ich weiß, aber in zwanzig Minuten läuft die ›Leviathan‹ in die Meerenge ein!«

Doch der Kommissar zögerte noch.

»Die Arretierung eines Kapitäns auf offener See ist Meuterei. Warum schenken Sie der Mitteilung dieses Herrn Glau-

ben?« Er wies mit dem Kinn auf den verrückten Baronet.
»Der redet doch immerfort Blödsinn.«

Der rothaarige Engländer lachte verächtlich auf und betrachtete Coche wie eine Laus oder Assel. Einer Antwort würdigte er ihn nicht.

»Weil ich Regnier schon lange im Verdacht habe«, stieß der Russe hervor. »Und weil die Geschichte mit Kapitän Cliff mir sonderbar vorkam. Wieso mußte der Leutnant so lange telegraphische Verhandlungen mit der Reederei führen? Weil man in London nichts von dem Unglück von Cliffs Tochter wußte? Wer hat dann das Telegramm nach Bombay geschickt? Die Direktion des Pensionats? Die dürfte kaum so genau über die Fahrstrecke der ›Leviathan‹ informiert gewesen sein. Hat vielleicht Regnier selbst die Depesche abgeschickt? In meinem Reiseführer steht, daß es in Bombay mindestens ein Dutzend Telegraphenpunkte gibt. Innerhalb der Stadt von einem Telegraphenpunkt zum nächsten zu telegraphieren ist ein leichtes.«

»Und weshalb zum Teufel war das so wichtig für ihn?«

»Um das Schiff in die Hand zu bekommen. Er wußte, daß Cliff nach der Mitteilung die Fahrt nicht fortsetzen konnte. Fragen Sie lieber, warum Regnier ein solches Risiko einging. Doch wohl nicht aus dummem Ehrgeiz, um eine knappe Woche lang ein Schiff zu kommandieren, und dann komme, was da wolle? Es gibt nur eine Theorie: um die ›Leviathan‹ zu versenken, mitsamt den Passagieren und der Besatzung. Die Ermittlung war schon zu dicht an ihn herangekommen, die Schlinge zog sich zusammen. Er wußte, daß die Polizei allen Verdächtigen auf die Pelle rückte. Eine Schiffskatastrophe würde alles zudecken. Dann könnte er in Ruhe nach der Schatulle mit den Edelsteinen fahnden.«

»Aber er würde doch mit uns untergehen.«

»Nein, er nicht. Wir haben eben nachgesehen – das Kapitänboot ist bereit zum Fieren. Das ist ein kleines, aber stabiles Schiffchen, dem ein Sturm nichts anhaben kann. Es enthält einen Wasservorrat, einen Korb mit Lebensmitteln und, besonders rührend, eine Reisetasche mit Kleidungsstücken. Regnier will höchstwahrscheinlich das Schiff gleich nach dem Einlaufen in die Meerenge verlassen, aus der es nicht mehr herauskommt. Die ›Leviathan‹ kann nicht wenden und wird selbst bei gestoppter Maschine gegen die Klippen getrieben. Vielleicht können einige sich retten, denn die Küste ist nicht weit, doch alle Verschollenen werden als ertrunken gelten.«

»Wie kann man sein so stupid, Monsieur Polizist!« mischte sich der Steuermann ein. »Wir haben schon viele Zeit verloren. Mir hat Mr. Fandorin geweckt. Er sagt, das Schiff fährt falsche Kurs. Ich will schlafen und wünsche ihm zum Teufel. Da bietet er mir Wette, hundert Pfund gegen eins, daß der Kapitän falsch steuert. Ich denke, der Russe hat Verstand verloren, aber alle wissen, die Russen sind bißchen verrückt, da kann ich leichtes Geld verdienen. Ich rauf auf die Brücke. Alles in Ordnung. Der Kapitän hat Wache, der Rudergänger steht an das Steuer. Wegen die hundert Pfund habe ich trotzdem heimlich den Kurs kontrolliert, und da ist mir Schweiß ausgebrochen! Aber zu Kapitän kein Wort. Mr. Fandorin hatte mir eingeschärft, ich soll nichts sagen. Habe ich auch nicht. Ich wünsche angenehme Wache und gehe. Das war« – der Steuermann sah zur Uhr – »vor fünfundzwanzig Minuten.«

Und er fügte auf englisch etwas für die Franzosen im allgemeinen und die französischen Polizisten im besonderen wenig Schmeichelhaftes hinzu.

Nach kurzem Zögern faßte der Kommissar endlich einen

Entschluß. Und er veränderte sich sogleich, seine Bewegungen wurden rasch und zielstrebig. Coche verfiel nicht gern aus dem Stand in Galopp, doch wenn er einmal in Gang gekommen war, brauchte man ihn nicht anzutreiben.

Während er geschwind Jacke und Hose anzog, sagte er zum Steuermann: »Fox, holen Sie zwei Matrosen aufs Oberdeck. Mit Karabinern. Der Erste Offizier soll auch kommen. Nein, lieber nicht, wir haben keine Zeit, alles noch mal zu erklären.«

Er schob seinen treuen Lefauchaux-Revolver in die Tasche und reichte dem Diplomaten eine vierläufige Mariette.

»Können Sie damit umgehen?«

»Ich habe selber einen Herstal«, antwortete Fandorin und zeigte einen kompakten schönen Revolver vor, wie Coche ihn nie gesehen hatte. »Und dies hier.« Mit einer blitzartigen Bewegung zog er aus dem Rohrstock eine schmale biegsame Klinge.

»Dann los.«

Dem Baronet wollte Coche keine Waffe geben, wer weiß, was der Verrückte damit anstellte.

Zu dritt durchschritten sie rasch den langen menschenleeren Korridor. Die Tür einer Kabine wurde geöffnet, und Renate Kleber blickte heraus. Über dem braunen Kleid hatte sie einen Schal umgelegt.

»Meine Herren, was trampeln Sie hier herum wie eine Herde Elefanten?« rief sie ungehalten. »Das Gewitter läßt mich auch so nicht schlafen.«

»Machen Sie die Tür zu und bleiben Sie in der Kabine!« sagte Coche streng und stieß die Kleber, ohne stehenzubleiben, zurück in die Kabine. Jetzt war nicht die Zeit für Höflichkeiten.

Der Kommissar hatte den Eindruck, daß auch die Tür der

Kabine 24, wo Mademoiselle Stomp wohnte, ein wenig zitterte und sich einen Spalt öffnete, aber konnte er sich in einem so verantwortungsvollen Moment um Kleinigkeiten kümmern?

An Deck schlugen ihnen Wind und Regen ins Gesicht. Sie mußten schreien, um einander zu verstehen.

Da war auch schon die Treppe, die zum Steuerhaus und zur Brücke hinaufführte. Bei der untersten Stufe wartete Fox mit zwei wachhabenden Matrosen.

»Ich sagte, mit Karabinern!« schrie Coche.

»Die sind in der Waffenkammer!« brüllte ihm der Steuermann ins Ohr. »Den Schlüssel hat der Kapitän.«

Unwichtig, gehen wir hinauf, zeigte Fandorin mit einer Geste. Sein Gesicht glänzte vor Nässe.

Coche blickte in die Runde und schüttelte sich. Durch die Nacht blinkten die stählernen Fäden des Regens, schimmerten weiß die Gischtkämmen, zuckten die Blitze. Gräßlich!

Sie stiegen die eiserne Treppe hinauf, mit den Absätzen polternd und vor dem peitschenden Regen das Gesicht verziehend. Coche ging voran. Er war jetzt der wichtigste Mann auf der riesigen »Leviathan«, die mit ihrem Zweihundert-Meter-Rumpf vertrauensselig dem Untergang entgegenfuhr. Auf der letzten Stufe rutschte der Kommissar aus und bekam gerade noch die Griffstange zu fassen. Er richtete sich auf und holte tief Luft.

Über ihnen waren nur noch die funkenspeienden Schornsteine und die in der Dunkelheit kaum erkennbaren Masten.

Vor der mit Stahlrieten gespickten Tür hob Coche warnend den Finger: still! Diese Vorsicht war wohl überflüssig, denn das Meer toste dermaßen, daß die im Steuerhaus bestimmt nichts hörten.

»Hier ist Eingang zu die Kapitänsbrücke und Steuerhaus!«

schrie Fox. »Ohne Erlaubnis von Kapitän darf niemand hinein!«

Coche zog den Revolver aus der Tasche und spannte den Hahn. Fandorin tat das gleiche.

»Sie werden schweigen!« warnte der Kommissar für alle Fälle den so überaus aktiven Diplomaten. »Ich mache das selbst! Oh, ich hätte nicht auf Sie hören sollen!« Und er stieß entschlossen gegen die Tür.

Sie ging nicht auf.

»Er hat sich eingeschlossen«, konstatierte Fandorin. »Sagen Sie was, Fox!«

Der Steuermann hämmerte gegen die Tür.

»Captain, it's me, Jeremy Fox! Please open! We have an emergency!«*

Hinter der Tür tönte dumpf die Stimme Regniers: »What happened, Jeremy?«**

Die Tür blieb geschlossen.

Der Steuermann drehte sich ratlos zu Fandorin um. Der zeigte auf den Kommissar, hielt dann den Finger an die Schläfe und tat, als zöge er durch. Coche verstand die Pantomime nicht, aber Fox nickte und brüllte aus vollem Halse: »The french cop shot himself!«***

Sofort wurde die Tür aufgerissen, und Coche zeigte dem Kapitän mit Vergnügen sein nasses, doch quicklebendiges Gesicht. Und das schwarze Loch der Lefauchaux-Mündung.

Regnier stieß einen Schrei aus und prallte zurück wie von einem Schlag. Wenn das kein Indiz war: Ein Mensch mit gutem Gewissen weicht nicht so vor der Polizei zurück.

* (engl.) Kapitän, ich bin's, Jeremy Fox! Machen Sie bitte auf! Wir haben einen Notfall!

** (engl.) Was ist passiert, Jeremy?

*** (engl.) Der französische Bulle hat sich erschossen.

Coche packte ohne viel Federlesens den Seemann am Kragen seiner Segeltuchjacke.

»Es freut mich, daß die Nachricht von meinem Tod Sie dermaßen beeindruckt, Herr Radscha«, schnurrte der Kommissar, dann schnauzte er sein in ganz Paris berühmtes: »Hände über den Kopf! Sie sind verhaftet!«

Bei diesen Worten waren schon abgefeimte Pariser Halsabschneider in Ohnmacht gefallen.

Am Steuerrad war, halb umgewandt, der Rudergänger erstarrt. Er hatte gleichfalls die Hände gehoben, und das Steuerrad drehte leicht nach Steuerbord.

»Halt das Rad fest, Idiot!« fuhr Coche ihn an. »Und du« – er stieß einen der Wachhabenden leicht mit dem Finger an – »holst sofort den Ersten Offizier her, er soll das Schiff übernehmen. Einstweilen kommandieren Sie, Fox. Aber ein bißchen plötzlich! Befehlen Sie ›Maschine stop‹ oder, was weiß ich, ›volle Kraft rückwärts‹, aber stehen Sie nicht da wie ein Ölgötze!«

»Mal sehen«, sagte der Steuermann, über die Karte gebeugt. »Vielleicht ist noch nicht zu spät, backbords zu steuern.«

Mit Regnier war alles klar. Er versuchte nicht einmal, den Empörten zu spielen, stand da mit gesenktem Kopf. Die Finger seiner erhobenen Hände bebten.

»So, dann wollen wir uns mal unterhalten«, sagte Coche herzlich zu ihm. »Ach, werden wir uns schön unterhalten!«

RENATE KLEBER

Zum Frühstück erschien Renate später als die anderen und erfuhr daher als letzte von den Ereignissen der vergangenen Nacht. Alle wetteiferten darin, ihr die unvorstellbaren, ungeheuerlichen Neuigkeiten mitzuteilen.

Also, Kapitän Regnier ist nicht mehr Kapitän.

Also, Regnier heißt gar nicht Regnier.

Also, er ist der Sohn jenes Radschas.

Also, er hat sie alle umgebracht.

Also, in der Nacht wäre das Schiff beinahe untergegangen.

»Wir haben friedlich in unseren Kabinen geschlafen«, flüsterte Clarissa Stomp mit vor Entsetzen geweiteten Augen. »Und dieser Mensch hat derweil das Schiff direkt gegen die Klippen gesteuert. Können Sie sich vorstellen, was dann passiert wäre? Nervenzerfetzendes Knirschen, ein Stoß, das Krachen der gerissenen Schiffshaut! Man fällt aus dem Bett und kapiert im ersten Moment überhaupt nichts. Dann Schreie, Füßetrappeln. Der Fußboden neigt sich mehr und mehr auf die Seite. Und das Schlimmste: Das Schiff steht still! Alle laufen halbnackt an Deck ...«

»Not me!«* warf Madame Truffo entschlossen ein.

»Die Matrosen versuchen, die Boote zu Wasser zu lassen«, fuhr die phantasievolle Clarissa in dem gleichen mystisch gedämpften Flüstern fort, ohne den Einwand der Doktorsfrau zu beachten. »Aber die Passagiere rennen hin und her und

* (engl.) Ich nicht!

stören. Bei jeder neuen Welle legt sich das Schiff mehr auf die Seite. Wir können uns kaum noch auf den Beinen halten und müssen uns irgendwo festklammern. Die Nacht ist schwarz, das Meer brüllt, am Himmel tobt das Gewitter ... Ein Boot wird schließlich zu Wasser gelassen, aber es haben sich so viele Menschen, vor Angst halb wahnsinnig, hineingedrängt, daß es umschlägt. Kleine Kinder ...«

»Nun ist es aber g-genug«, unterbrach Fandorin sanft, doch entschieden die ausschweifende Erzählerin.

»Sie sollten maritime Romane schreiben, Madame«, sagte der Doktor mißbilligend.

Renate saß wie erstarrt, die Hand auf dem Herzen. Ihr Gesicht war ohnehin bleich und unausgeschlafen, und jetzt nahm es einen grünlichen Schimmer an.

»Nein«, sagte sie und wiederholte: »Nein.«

Dann las sie Clarissa streng die Leviten: »Weshalb erzählen Sie mir solche grausigen Dinge? Wissen Sie nicht, daß ich so etwas in meinem Zustand nicht hören darf?«

Schnauzer war nicht am Tisch. Es sah ihm nicht ähnlich, das Frühstück zu versäumen.

»Wo ist denn Monsieur Coche?« fragte Renate.

»El velhört noch immel den Allestanten«, meldete der Japaner. Er hatte in den letzten Tagen seine Menschenscheu abgelegt und sah Renate nicht mehr mit gehetzten Augen an.

»Hat Monsieur Regnier denn wirklich diese unvorstellbaren Dinge gestanden?« fragte sie mit schwacher Stimme. »Er redet sich noch um Kopf und Kragen! Bestimmt hat sich nur sein Verstand getrübt. Wissen Sie, mir ist längst aufgefallen, daß er nicht ganz bei sich ist. Hat er denn selbst gesagt, daß er der Sohn des Radschas ist? Womöglich noch der Sohn von Napoleon Bonaparte. Der Ärmste ist einfach übergeschnappt, das ist doch klar!«

»Nicht ganz, gnädige Frau, nicht ganz«, ertönte hinter ihr die müde Stimme von Kommissar Coche.

Renate hatte ihn nicht hereinkommen hören. Der Sturm hatte zwar aufgehört, aber die See war noch unruhig, das Schiff schaukelte auf den wütenden Wellen, und fortwährend knirschte, klirrte, knarrte etwas. Der von der Kugel durchschlagene Big Ben schaukelte – früher oder später wird das eichene Monstrum hinkrachen, dachte Renate flüchtig und konzentrierte sich wieder auf Schnauzer.

»Nun, was gibt's da, erzählen Sie!« forderte sie.

Der Polizist ging ohne Eile zu seinem Platz und setzte sich. Er winkte dem Steward, ihm Kaffee einzugießen.

»Uff, ich bin ganz erschöpft«, klagte er. »Was ist mit den Passagieren? Wissen alle Bescheid?«

»Das ganze Schiff summt, aber Einzelheiten weiß kaum jemand«, antwortete der Doktor. »Mir hat Mr. Fox alles erzählt, und ich habe es für meine Pflicht gehalten, die Anwesenden zu informieren.«

Coche blickte auf Fandorin und den rothaarigen Verrückten und schüttelte verwundert den Kopf.

»Meine Herren, Sie gehören ja nicht zu den Geschwätzigern.«

Den Sinn dieser Bemerkung begriff Renate wohl, doch das gehörte jetzt nicht zur Sache.

»Was ist mit Regnier?« fragte sie. »Hat er etwa all die Untaten gestanden?«

Schnauzer nippte mit Genuß an seinem Kaffee. Er war heute irgendwie verändert, hatte keine Ähnlichkeit mehr mit einem zahnlosen Kläffer. Er konnte durchaus zuschnappen, und wenn man nicht aufpaßte, riß er einem ein Stück Fleisch ab. Renate beschloß, den Kommissar in Bulldogge umzutauften.

»Feines Käffchen«, lobte Coche. »Natürlich hat er gestanden. Es blieb ihm nichts anderes übrig. Ich hatte freilich meine Plage mit ihm, aber der alte Coche hat ja große Erfahrung. Jetzt sitzt er da, Ihr Freund Regnier, und bringt seine Aussagen zu Papier, ist richtig in Fahrt gekommen. Ich bin gegangen, um ihn nicht zu stören.«

»Wieso ›mein Freund?‹« protestierte Renate. »Lassen Sie das. Er ist einfach ein höflicher Mensch, der einer schwangeren Frau kleine Gefälligkeiten erweist. Ich glaube nicht, daß er solch ein Monster ist.«

»Wenn er sein Geständnis fertig hat, geb ich's Ihnen zu lesen«, versprach Bulldogge. »Aus alter Freundschaft. Wir haben ja viele Stunden zusammen an diesem Tisch gesessen. Das wär's dann, die Untersuchung ist abgeschlossen. Ich hoffe, Monsieur Fandorin, Sie werden sich nicht zum Advokaten meines Kunden machen? Der kommt um die Guillotine nicht herum.«

»Eher ums Irrenhaus«, sagte Renate.

Der Russe wollte wohl auch etwas sagen, verzichtete aber. Renate sah ihn mit besonderem Interesse an. Er war so frisch und hübsch, als hätte er die ganze Nacht in seinem Bett geschlafen. Und wie immer piekfein angezogen: weißes Jackett, seidene Weste voller Sternchen. Ein sehr interessanter Typ, solchen war Renate noch nicht begegnet.

Da wurde die Tür so heftig aufgerissen, daß sie beinahe aus den Angeln flog. Auf der Schwelle stand ein Matrose, der wild mit den Augen rollte. Als er Coche sah, lief er zu ihm und flüsterte ihm etwas zu, dabei fuchtelte er verzweifelt mit den Armen.

Renate horchte, fing aber nur »Bastard« und »by my mothers grave«* auf.

* (engl.) Beim Grabe meiner Mutter.

Was mochte da passiert sein?

»Doktor, kommen Sie in den Korridor.« Bulldogge schob mißmutig den Teller mit dem Rührei von sich weg. »Übersetzen Sie mir, was der junge Mann da murmelt.«

Zu dritt gingen sie hinaus.

»Waaas?« donnerte draußen der Kommissar. »Wo hattest du deine Augen, du Hund?«

Sich entfernendes Füßetrappeln. Stille.

»Ich rühre mich nicht von der Stelle, bis Monsieur Coche zurückkommt«, erklärte Renate entschlossen.

Die übrigen schienen der gleichen Meinung zu sein.

Im Salon »Windsor« herrschte gespanntes Schweigen.

Der Kommissar und Truffo kehrten nach einer halben Stunde mit finsterer Miene zurück.

»Es ist geschehen, was zu erwarten war«, verkündete feierlich der zu kurz geratene Doktor, ohne Fragen abzuwarten. »Unter die tragische Geschichte ist ein Punkt gesetzt. Das hat der Verbrecher selbst besorgt.«

»Ist er tot?« schrie Renate und stand mit einem Ruck auf.

»Selbstmord?« fragte Fandorin. »Aber wie? Hatten Sie keine V-vorsichtsmaßnahmen getroffen?«

»Doch, hatte ich.« Coche breitete verdrossen die Arme aus. »Im Karzer, wo ich ihn verhörte, gab es nur einen Tisch, zwei Stühle und eine Pritsche, alles am Fußboden festgeschraubt. Aber wenn ein Mensch unbedingt sterben will, ist er nicht zu bremsen. Regnier hat sich die Stirn an einem Wandvorsprung eingeschlagen. Und das hat er so geschickt gemacht, daß draußen kein Laut zu hören war. Der Posten wollte ihm das Frühstück bringen und sah ihn in einer Blutlache am Boden liegen. Ich habe angeordnet, ihn nicht zu berühren, soll er erst mal liegenbleiben.«

»Darf ich einen Blick auf ihn werfen?« fragte Fandorin.

»Von mir aus. Genießen Sie den Anblick, solange Sie wollen, ich frühstücke erst mal.« Und Bulldogge zog seelenruhig das erkaltete Rührei zu sich heran.

Zu viert gingen sie, um einen Blick auf den Selbstmörder zu werfen: Fandorin, Renate, der Japaner und, sonderbar, die Frau des Doktors. Wer hätte der etepeteten Ziege solche Neugier zugetraut?

Renate blickte zähneklappernd über Fandorins Schulter hinweg in den Karzer. Sie sah die wohlbekannte breitschultrige Gestalt, schräg hingestreckt, den schwarzhaarigen Kopf an der Wand. Regnier lag mit dem Gesicht nach unten, der rechte Arm war unnatürlich verdreht.

Renate ging nicht hinein, sie sah auch so genug. Die anderen hockten sich bei dem Toten hin.

Der Japaner hob den Kopf des Selbstmörders an und berührte mit dem Finger die blutige Stirn. Richtig, er war ja Arzt.

»Oh Lord, have mercy upon this sinful creature«*, sprach Madame Truffo fromm.

»Amen«, sagte Renate und wandte sich von dem schrecklichen Anblick ab.

Schweigend kehrten sie in den Salon zurück.

Zur rechten Zeit – Bulldogge hatte seine Mahlzeit beendet, wischte die fettigen Lippen mit einer Serviette ab und nahm die schwarze Mappe zur Hand.

»Ich habe versprochen, Ihnen die Aussagen unseres ehemaligen Tischgenossen zu zeigen«, sagte er unbewegt und legte drei dicht beschriebene Papierblätter vor sich hin, zwei ganze und ein halbes. »Es ist nicht nur ein Geständnis, son-
* (engl.) O Gott, erbarme dich dieses sündigen Geschöpfs.

dern ein richtiger Abschiedsbrief. Aber das ändert nichts an der Sache. Möchten Sie hören?»

Das mußte er nicht zweimal sagen, alle setzten sich rund um den Kommissar und hielten den Atem an. Bulldogge nahm das erste Blatt, hielt es ein Stück von den Augen weg und las vor.

*An den Vertreter der französischen Polizei
Herrn Kommissar Gustave Coche*

*19. April 1878, 6.15 Uhr
an Bord der »Leviathan«*

Ich, Charles Regnier, mache das folgende Geständnis freiwillig und ohne jedweden Zwang, einzig aus dem Wunsch, mein Gewissen zu erleichtern und die Beweggründe zu erklären, die mich zu den schweren Verbrechen trieben.

Das Schicksal ist immer grausam mit mir umgegangen ...

»Nun, dieses Lied habe ich schon tausendmal gehört«, kommentierte der Kommissar. »Noch kein Mörder, Räuber oder Kinderschänder hat vor Gericht gesagt, das Schicksal habe ihn mit guten Gaben überschüttet und er, der Lump, sei ihrer nicht würdig gewesen. Na schön, hören wir weiter.

Das Schicksal ist immer grausam mit mir umgegangen, und wenn es mir in der Morgenröte des Lebens freundlich gesonnen war, dann nur, um mich später um so schmerzlicher zu treffen. Meine frühen Jahre verliefen in unbeschreiblichem Luxus. Ich war der einzige Sohn und Erbe eines märchenhaft reichen Radschas, eines sehr gütigen Mannes, der die Weisheit des Ostens wie des Westens in sich aufgenommen hatte. Bis zu meinem neunten Lebensjahr wußte ich nicht, was Bosheit, Angst,

Kränkung, ein nicht erfüllter Wunsch ist. Meine Mutter litt an Heimweh in dem fremden Land und verbrachte ihre ganze Zeit mit mir, sie erzählte mir von dem schönen Frankreich und dem fröhlichen Paris, wo sie aufgewachsen war. Mein Vater hatte sie zum erstenmal im Klub »Bagatelle« gesehen, wo sie die erste Tänzerin war, und sich besinnungslos in sie verliebt. Françoise Regnier (so der Mädchenname meiner Mutter – ich habe ihn angenommen, als ich die französische Staatsbürgerschaft bekam) erlag den Verlockungen, welche ihr die Ehe mit dem orientalischen Herrscher verhieß, und wurde seine Frau. Aber die Heirat brachte ihr kein Glück, obwohl sie meinen Vater aufrichtig schätzte und ihm bis auf den heutigen Tag die Treue bewahrte.

Als die Welle der blutigen Empörung über Indien hinwegging, spürte mein Vater die Gefahr und schickte seine Frau und seinen Sohn nach Frankreich. Der Radscha wußte, daß die Engländer seit langem auf die Schatulle erpicht waren und gewiß eine Niedertracht aushecken würden, um die Schätze von Brahmapur in ihren Besitz zu bringen.

In der ersten Zeit lebten meine Mutter und ich in Paris sehr luxuriös – in einer eigenen Villa, umgeben von einer zahlreichen Dienerschaft. Ich besuchte eine privilegierte Schule, zusammen mit den Söhnen von gekrönten Häuptern und Millionären. Aber dann änderte sich alles, und ich mußte den Kelch der Not und der Demütigung bis zur Neige leeren.

Niemals vergesse ich den furchtbaren Tag, an dem meine Mutter mir unter Tränen eröffnete, ich hätte keinen Vater, keinen Titel und keine Heimat mehr. Ein Jahr später wurde mir über die britische Botschaft in Paris das einzige Erbstück meines Vaters ausgehändigt – ein Koran. Zu der Zeit hatte meine Mutter mich schon taufen lassen, und ich ging zur Messe, aber ich schwor mir, arabisch zu lernen und unbedingt Vaters Rand-

notizen in dem Heiligen Buch zu lesen. Viele Jahre später habe ich diese Absicht verwirklicht, darauf komme ich noch zurück.

»Geduld, Geduld«, sagte Coche und lächelte verschmitzt.
»Wir kommen noch dahin. Einstweilen haben wir Lyrik.«

Aus der Villa zogen wir aus, gleich nachdem wir die traurige Nachricht bekommen hatten, zunächst in ein teures Hotel, dann in ein einfacheres und schließlich in ein möbliertes Zimmer. Die Dienerschaft wurde immer kleiner, und zuletzt waren wir nur noch zu zweit. Meine Mutter war noch nie praktisch gewesen, weder in ihrer stürmischen Jugend noch später. Die Juwelen, die sie nach Europa mitgenommen hatte, reichten zwei bis drei Jahre, danach gerieten wir richtig in Not. Ich besuchte eine gewöhnliche Schule, wo sie mich verprügelten und »Neger« nannten. Dieses Leben lehrte mich, verschlossen und nachtragend zu sein. Ich führte ein heimliches Tagebuch, in dem ich die Namen meiner Beleidiger festhielt, um mich an jedem einzelnen zu rächen, wenn sich die Gelegenheit bot. Und früher oder später kam eine solche Gelegenheit. Einen der Feinde aus meiner unglücklichen Jugend traf ich viele Jahre später in New York. Er erkannte mich nicht – ich trug einen anderen Namen und hatte keine Ähnlichkeit mehr mit dem gehetzten mageren »Truthahn«, wie sie mich in der Schule hänselten. Eines Abends lauerte ich dem alten Bekannten auf als er betrunken aus der Kneipe kam. Ich nannte ihm meinen früheren Namen und unterbrach seinen erstaunten Ruf indem ich ihm das Klappmesser ins rechte Auge stieß, eine Methode, die ich in den Speunken von Alexandria gelernt hatte. Ich gestehe diesen Mord, weil er mein Los kaum noch erschweren dürfte.

»Das stimmt«, bestätigte der Kommissar. »Auf eine Leiche mehr oder weniger kommt es nicht an.«

Als ich dreizehn war, zogen wir von Paris nach Marseille, weil das Leben dort billiger war und weil meine Mutter dort Verwandte hatte. Mit sechzehn tat ich einen Schritt, an den ich gar nicht denken mag, ich lief von zu Hause weg und heuerte als Schiffsjunge auf einem Schoner an. Zwei Jahre lang befuhr ich das Mittelmeer. Es war eine schwere, doch nützliche Erfahrung. Ich wurde stark, gelenkig und mitleidlos. Das half mir später, in der Marseiller Ecole Maritime der beste Schüler zu werden. Ich beendete die Schule mit einer Medaille und bin seither auf den besten Schiffen der französischen Handelsflotte gefahren. Als Ende letzten Jahres der Posten des Ersten Offiziers auf dem Superschiff »Leviathan« ausgeschrieben wurde, sicherten mir mein Seefahrtsbuch und ausgezeichnete Empfehlungen den Sieg. Aber zu der Zeit hatte ich bereits ein großes Ziel.

Coche nahm das zweite Blatt und kündigte an: »Und jetzt kommt das Interessanteste.«

Als Kind hatte ich Unterricht im Arabischen gehabt, aber die Lehrer waren dem Erbprinzen gegenüber zu nachsichtig, und so hatte ich nur wenig gelernt. Später, als Mutter und ich in Frankreich waren, hörte der Unterricht gänzlich auf und ich vergaß bald das wenige, was ich wußte. Viele Jahre lang dünkte mich der Koran mit den Anmerkungen meines Vaters ein verwünschtes Buch, in dessen magischen Schriftzeichen sich ein gewöhnlicher Sterblicher niemals zurechtfinden kann. Wie dankbar war ich später dem Schicksal, daß ich nicht einen Kenner des Arabischen gebeten hatte, mir die Randbemerkungen

zu übersetzen! Nein, ich mußte, koste es, was es wolle, selber in dieses Geheimnis eindringen. Wieder beschäftigte ich mich mit dem Arabischen, während ich den Maghreb und die Levante bereiste. Nach und nach begann der Koran mit der Stimme meines Vaters zu mir zu sprechen. Aber es dauerte lange Jahre, bis die handschriftlichen Notizen – blumige Aussprüche von Weisen, Bruchstücke von Gedichten und Lebensratschläge des liebenden Vaters für den Sohn – mir andeuteten, daß sie eine Chiffre in sich bargen. Wenn ich die Notizen in einer bestimmten Reihenfolge las, gewannen sie den Sinn einer genauen und eingehenden Instruktion, aber das konnte nur jemand erkennen, der die Notizen auswendig gelernt, viel darüber nachgedacht und sie im Gedächtnis seines Herzens fixiert hatte. Am längsten grübelte ich über eine Zeile aus einem mir unbekanntem Gedicht:

*Das Tuch, von Vaters Blut gerötet,
wird dir der Todesbote bringen.*

Als ich vor einem Jahr die Memoiren eines englischen Generals las, der sich mit seinen »Heldentaten« während der Großen Empörung brüstete (mein Interesse an diesem Thema dürfte verständlich sein), erfuhr ich von dem Geschenk, das der Radscha von Brahmapur vor seinem Tod seinem Sohn gemacht hatte. Also war der Koran in ein Tuch eingewickelt gewesen! Mir fiel es wie Schuppen von den Augen! Ein paar Monate später stellte Lord Littleby im Louvre seine Sammlung aus. Ich wurde der eifrigste Besucher. Als ich endlich das Tuch meines Vater sah, ging mir die Bedeutung dieser Zeilen auf:

*Mit seiner zugespitzten Form
ähnel't dem Berge und der Zeichnung.*

Und auch dieser:

*Des Vogels bodenloses Auge
blickt ins Geheimnis tief hinein.*

Muß ich erklären, daß ich in all den Jahren der Austreibung immer über die irdene Schatulle nachsann, in welcher aller Reichtum der Welt verborgen war? Oft genug habe ich im Traum erlebt, wie der Deckel aufgeht und ich wieder, wie in der fernen Kindheit, den überirdischen Glanz sehe.

Der Schatz gehört mir, ich bin der gesetzliche Erbe! Die Engländer haben mich bestohlen, konnten aber die Früchte ihres Treubruchs nicht genießen. Der schäbige Aasgeier Littleby, der sich mit seinen gestohlenen »Raritäten« brüstete, war in Wirklichkeit ein gewöhnlicher Hehler. Ich hatte nicht die geringsten Zweifel daran, im Recht zu sein, und fürchtete nur eines – daß ich die gestellte Aufgabe nicht bewältige.

Ich habe in der Tat eine Reihe unverzeihlicher, schrecklicher Fehler gemacht. Der erste war der Tod der Diener und besonders der armen Kinder. Natürlich wollte ich diese gänzlich unschuldigen Menschen nicht töten. Wie Sie richtig erraten haben, war ich als Arzt verkleidet, und ich habe ihnen eine Opiumlösung injiziert. Ich wollte sie nur in Schlaf versetzen, aber aus Unerfahrenheit und aus Furcht, das Schlafmittel könnte nicht wirken, habe ich die Dosis falsch berechnet.

Die zweite Erschütterung erwartete mich oben. Als ich das Glas der Vitrine zerschlagen hatte und mit vor Andacht zitternden Händen das Tuch meines Vaters ans Gesicht drückte, wurde plötzlich eine der Türen aufgerissen, und der Hausherr kam humpelnd heraus. Nach meinen Informationen sollte der Lord verreist sein, doch nun stand er plötzlich vor mir, noch dazu mit einer Pistole in der Hand! Ich hatte keine Wahl. Ich nahm die Schiwa-Statuette und schlug sie mit aller Kraft dem

Lord über den Kopf. Er stürzte nicht rückwärts, sondern nach vorn, umfaßte mich mit den Armen und beschmierte meine Kleider mit Blut. Unter dem offenstehenden weißen Kittel trug ich die Paradeuniform, deren dunkelblaue Hose mit roten Streifen den Hosen des Sanitätsdienstes sehr ähnelte. Ich war stolz auf meine Schlaubeit, aber sie wurde mir letzten Endes zum Verhängnis. Im Todeskrampf riß mir der Unglückliche das Abzeichen der »Leviathan« vom Uniformrock. Ich bemerkte den Verlust erst, als ich wieder auf dem Schiff war. Zwar konnte ich mir ein Ersatzstück besorgen, aber die verhängnisvolle Spur war hinterlassen.

Ich weiß nicht, wie ich aus dem Haus gekommen bin. Durch die Tür traute ich mich nicht, ich kletterte über den Gartenzaun. Am Ufer der Seine kam ich zu mir. In der einen Hand hatte ich die blutige Statuette, in der anderen die Pistole – ich weiß nicht, wozu ich die mitgenommen hatte. Schaudernd vor Abscheu, warf ich beides in die Seine. Das Tuch hatte ich in der Tasche des Uniformrocks unter dem weißen Kittel, es wärmte mir das Herz.

Am nächsten Tag erfuhr ich aus der Zeitung, daß ich zum Mörder nicht nur von Lord Littleby, sondern auch von neun weiteren Menschen geworden war. Meine Empfindungen hierzu lasse ich weg.

»Gut so.« Der Kommissar nickte. »Es ist schon sentimental genug. Er redet wie vor Geschworenen. So als wie, urteilen Sie selbst, meine Herren, hätte ich denn anders handeln können? Sie an meiner Stelle hätten das gleiche gemacht. Pfui!« Und er las weiter vor.

Das Tuch brachte mich um den Verstand. Der Zaubervogel mit dem leeren Auge hatte eine seltsame Macht über mich. Ich

handelte gleichsam nicht aus eigenem Antrieb, sondern einer leisen Stimme gehorchend, die mich führte und leitete.

»Na, da wirft er wohl eine Angel aus in Richtung psychischer Unzurechnungsfähigkeit.« Bulldogge lachte verstehend.
»Das kennen wir, das haben wir oft gehört.«

Als wir durch den Suezkanal fahren, verschwand das Tuch aus meinem Sekretär. Ich fühlte mich der Willkür des Schicksals ausgeliefert. Mir kam überhaupt nicht in den Sinn, das Tuch könnte gestohlen sein. Zu dem Zeitpunkt war ich schon dermaßen in der Gewalt eines mystischen Gefühls, daß mir das Tuch wie ein lebendiges beseeltes Wesen vorkam. Es hatte mich für unwürdig befunden und mich verlassen. Ich war untröstlich, und wenn ich nicht Hand an mich legte, so nur in der Hoffnung, das Tuch werde sich meiner erbarmen und zu mir zurückkehren. Es kostete mich gewaltige Mühe, Ihnen und meinen Kollegen meine Verzweiflung zu verbergen.

Und dann, am Tag vor der Ankunft in Aden, geschah das Wunder! Ich lief in die Kabine von Madame Kleber, nachdem ich ihren Schreckenschrei gehört hatte, und sah den plötzlich aufgetauchten Neger, der mein verschwundenes Tuch um den Hals trug. Jetzt ist mir klar, daß der Wilde ein paar Tage zuvor in meiner Kabine gewesen war und das bunte Tuch einfach mitgenommen hatte, aber damals spürte ich ein mit nichts zu vergleichendes heiliges Entsetzen. Der schwarze Engel der Finsternis schien aus der Hölle gekommen, um mir meinen Schatz zurückzugeben!

In dem sich entspinrenden Kampf tötete ich den Dunkelhäutigen, dann nutzte ich den halb ohnmächtigen Zustand von Madame Kleber, um dem Toten das Tuch unbemerkt abzunehmen. Seither habe ich es stets auf der Brust getragen und mich keinen Moment davon getrennt.

Den Mord an Professor Sweetchild habe ich kaltblütig verübt, mit einer Berechnung, die mich selbst begeisterte. Meine übernatürliche Voraussicht und Reaktionsschnelligkeit führe ich auf den magischen Einfluß des Tuchs zurück. Aus den ersten verworrenen Worten Sweetchilds ersah ich, daß er sich zum Geheimnis des Tuchs vorgearbeitet hatte und auf die Spur des Rad-scha-Sohnes gestoßen war – auf meine Spur. Ich mußte den Professor zum Schweigen bringen, und ich tat es. Das Tuch war mit mir zufrieden, das spürte ich daran, daß das Seidengewebe sich erwärmte und mein geschundenes Herz liebte.

Aber die Beseitigung Sweetchilds gab mir nur einen Aufschub. Sie, Kommissar, hatten mich schon von allen Seiten umstellt. Bis zur Ankunft in Kalkutta würden Sie und insbesondere Ihr scharfsinniger Assistent Fandorin ...

Coche brummte unzufrieden und warf einen Seitenblick auf den Russen.

»Gratuliere, Monsieur. Ein Mörder würdigt Sie eines Kompliments. Immerhin danke, daß er Sie zu meinem Assistenten ernannt hat und nicht mich zu dem Ihren.«

Es läßt sich denken, mit welchem Vergnügen der Kommissar diese Zeile gestrichen hätte, um sie seinen Pariser Vorgesetzten vorzuenthalten. Aber aus einem Lied läßt sich kein Wort hinauswerfen. Renate sah den Russen an. Der zupfte an einer Schnurrbartspitze und bat den Kommissar fortzufahren.

... Ihr scharfsinniger Assistent Fandorin ganz sicher einen Verdächtigen nach dem anderen ausgeschlossen haben, und dann wäre nur noch ich übriggeblieben. Ein einziges Telegramm an die Einwanderungsbehörde des Innenministeriums hätte genügt, um herauszufinden, welchen Namen der Sohn des Rad-schas Bagdassar jetzt trägt. Und aus den Registern der Ecole

Maritime geht hervor, daß ich unter dem einen Namen dort eingetreten und unter einem anderen ausgeschieden bin.

Und da begriff ich, daß das leere Auge des Paradiesvogels nicht der Weg zu irdischer Glückseligkeit ist, sondern der Weg ins ewige NICHTS. Ich faßte den Entschluß, in den Abgrund zu gehen, aber nicht als jämmerlicher Verlierer, sondern als großer Radscha. Meine edlen Vorfahren sind niemals allein gestorben. Ihre Diener, Ehefrauen und Beischläferinnen folgten ihnen auf den Scheiterhaufen. Ich habe nicht als Herrscher gelebt, aber dafür werde ich sterben, wie es sich für einen wahren Herrscher ziemt – so mein Entschluß. Und auf meine letzte Reise nehme ich nicht Sklaven und Dienerinnen mit, sondern die Blüte der europäischen Gesellschaft. Mein Leichenwagen wird ein riesiges Schiff sein, ein Wunderwerk des europäischen technischen Fortschritts! Die Größe dieses Plans überwältigte mich. Das ist ja noch grandioser als der Besitz eines unermesslichen Reichtums!

»Da lügt er«, sagte Coche heftig. »Uns wollte er ersäufen, aber für sich hatte er ein Boot bereitgehalten.«

Er nahm das letzte Blatt, das halbe.

Der Trick, den ich gegen Kapitän Cliff anwandte, war infam, das gebe ich zu. Zu meiner teilweisen Rechtfertigung kann ich sagen, daß ich einen so betrüblichen Ausgang nicht erwartet habe. Ich empfinde für Cliff aufrichtige Hochachtung. Ich wollte das Schiff in meine Gewalt bringen, und ich wollte dem großartigen Alten das Leben retten. Ich dachte: Er wird sich eine Zeitlang um seine Tochter sorgen, und dann zeigt sich, daß sie gesund und munter ist. Doch leider, das böse Verhängnis verfolgt mich in allem. Konnte ich vorhersehen, daß den Kapitän der Schlag trifft? Das verfluchte Tuch, es ist an allem schuld!

An dem Tag, an dem die »Leviathan« aus dem Hafen von Bombay auslief habe ich das bunte Seidendreieck verbrannt. Ich habe die Brücken hinter mir abgebrochen.

»Verbrannt?« rief Clarissa Stomp. »Das Tuch existiert nicht mehr?«

Renate saugte sich mit dem Blick an Bulldogge fest. Der zuckte gleichmütig die Achseln und sagte: »Gott sei Dank existiert es nicht mehr. Zum Teufel mit den Schätzen, das sage ich Ihnen, meine Damen und Herren.«

Was für ein Seneca hatte sich da gefunden! Renate rieb sich konzentriert das Kinn.

Es fällt Ihnen schwer, das zu glauben? Nun, als Beweis meiner Aufrichtigkeit gebe ich das Geheimnis des Tuchs preis. Dieses zu wahren ist nicht mehr notwendig.

Der Kommissar unterbrach sich und sah den Russen pfiffig an.

»Wenn ich mich recht entsinne, Monsieur, haben Sie in der letzten Nacht geprahlt, Sie hätten dieses Rätsel gelöst. Sagen Sie uns Ihre Lösung, dann werden wir prüfen, ob Sie so scharfsinnig sind, wie der Tote glaubte.«

Fandorin war kein bißchen verlegen.

»Es ist z-ziemlich einfach«, sagte er lässig.

Wie er sich aufspielt, dachte Renate, aber er ist gut. Ob er es wirklich herausgefunden hat?

»Also, was wissen wir über das Tuch? Es ist d-dreieckig, wobei die eine Seite glatt ist und die anderen beiden etwas gewellt sind. Erstens. Abgebildet ist ein Vogel, der statt des Auges ein L-loch hat. Zweitens. Sie werden sich an die Beschreibung des Brahmapurer Palastes erinnern, insbesondere

des Obergeschosses: die Berge am Horizont, die sich in den Fresken zu spiegeln scheinen. D-drittens.«

»Ja, wir erinnern uns, na und?« fragte der Psychopath.

»Aber Sir Reginald«, sagte der Russe mit gespielter Verwunderung. »Wir beide haben doch die Z-zeichnung von Sweetchild gesehen! Darin war alles, was zur Enträtselung gebraucht wird: das dreieckige Tuch, die Zickzacklinie, das Wort ›Palast‹.«

Er zog ein Taschentuch heraus und faltete es in der Diagonale, so daß ein Dreieck entstand.

»Das Tuch ist der Sch-schlüssel, mit dessen Hilfe man das Versteck des Schatzes findet. Die Form des Tuches entspricht den Konturen eines der Berge, die auf den Fresken dargestellt sind. Man muß nur die obere Ecke des T-tuches an den Gipfel dieses Berges anlegen. So.« Er legte das Dreieck auf den Tisch und umfuhr es mit dem Finger. »Dann bezeichnet das Auge des Paradiesvogels die Stelle, wo man suchen muß. Natürlich nicht auf dem gemalten, sondern auf dem wirklichen Berg. Dort wird es eine Höhle oder etwas Ähnliches geben. Kommissar, habe ich recht oder irre ich mich?«

Alle wandten sich Coche zu. Der blies seine Hängebacken auf, zog die buschigen Augenbrauen zusammen und sah nun wirklich wie eine mürrische alte Bulldogge aus.

»Ich weiß nicht, wie Sie das fertigbringen«, knurrte er. »Ich habe diesen Text schon dort im Karzer gelesen und ihn keine Sekunde aus der Hand gegeben ... Na schön, hören Sie.«

Im Palast meines Vaters sind vier Säle, in denen früher die offiziellen Veranstaltungen stattfanden: im nördlichen Saal die des Winters, im südlichen die des Sommers, im östlichen die des Frühlings und im westlichen die des Herbstes. Sie werden sich erinnern, daß der verstorbene Sweetchild davon erzählte. An

den Wänden sind tatsächlich Fresken, welche die Gebirgslandschaft darstellen, auf die man durch die hohen, vom Fußboden bis zur Decke reichenden Fenster blickt. Es sind viele Jahre vergangen, aber ich brauche nur die Augen zu schließen, um diese Landschaft vor mir zu haben. Ich habe viele Reisen gemacht und vieles gesehen, aber einen schöneren Anblick gibt es auf der ganzen Welt nicht! Mein Vater hat die Schatulle unter einem braunen Felsblock auf einem der Berge versteckt. Welcher der vielen Berge das ist, findet man heraus, indem man das Tuch nacheinander an die Berge auf den Fresken hält. Der Berg, dessen Silhouette sich mit der auf dem Tuch deckt, bewahrt den Schatz. Die Stelle, wo man den Felsblock zu suchen hat, wird durch das leere Vogelauge markiert. Natürlich wird selbst ein Mensch, der weiß, in welchem Sektor er suchen muß, viele Stunden oder gar Tage brauchen, um den Stein zu finden, denn die Suchzone umfaßt Hunderte Meter. Aber ein Irrtum ist ausgeschlossen. In den Bergen gibt es viele braune Felsblöcke, aber auf dem betreffenden Berghang nur einen. ›Das Staubkorn im Auge ist ein brauner Stein, einer unter lauter grauen‹, lautet eine Eintragung im Koran. Viele Male habe ich mir vorgestellt, wie ich auf dem heiligen Berg mein Zelt aufschlage und ohne Hast, mit stockendem Herzschlag den Hang absuche, um dieses ›Staubkorn‹ zu finden. Aber das Schicksal hat es anders gewollt.

Nun denn, den Smaragden, Saphiren, Rubinen und Diamanten scheint es beschieden, dort so lange zu liegen, bis ein Erdbeben den Felsblock hinunterwirft. Doch selbst wenn das erst in hunderttausend Jahren geschieht, werden die Edelsteine keinen Schaden nehmen – sie sind ewig.

Ich aber bin am Ende. Das verfluchte Tuch hat meine Kräfte aufgezehrt. Das Leben hat seinen Sinn verloren. Ich bin erledigt, ich habe den Verstand verloren.

»Damit hat er recht«, sagte der Kommissar abschließend und legte das halbe Blatt weg. »Damit endet der Brief.«

»Nun, Legnier-san hat lichtig gehandelt«, sagte der Japaner. »El hat unwüldig gelebt, ist abel wüldig gestolben. Dafül wild ihm vieles velgeben, und im nächsten Leben bekommt el eine neue Chance, seine Velblechen wiedel gutzumachen.«

»Ich weiß nicht, wie das mit dem nächsten Leben ist.« Bulldogge legte die Blätter sorgfältig zusammen und verwahrte sie in der schwarzen Mappe. »Meine Untersuchung ist gottlob beendet. In Kalkutta ruhe ich mich ein wenig aus, dann geht es zurück nach Paris. Der Fall ist abgeschlossen.«

Da bereitete der russische Diplomat Renate Kleber eine Überraschung.

»A-abgeschlossen?« fragte er laut. »Sie haben es wieder zu eilig, Kommissar.« Er wandte sich Renate zu und richtete die stählernen Mündungen seiner kalten blauen Augen auf sie. »Will Madame Kleber uns denn nichts erzählen?«

CLARISSA STOMP

Diese Frage kam für alle unerwartet. Doch nein, nicht für alle – Clarissa sah verwundert, daß die werdende Mutter nicht im geringsten die Fassung verlor. Zwar wurde sie eine Spur blasser und biß sich kurz auf die volle Unterlippe, aber sie antwortete prompt und selbstsicher: »Sie haben recht, Monsieur, ich habe etwas zu erzählen. Aber nicht Ihnen, sondern dem Vertreter des Gesetzes.«

Sie warf dem Kommissar einen hilflosen Blick zu und sagte flehend: »Um Gottes willen, mein Herr, ich möchte mein Geständnis unter vier Augen machen.«

Die Ereignisse schienen für Coche eine gänzlich unerwartete Wendung zu nehmen. Er blinzelte verwirrt, sah Fandorin argwöhnisch an, schob gewichtig das Doppelkinn vor und dröhnte: »Gut, gehen wir in meine Kabine, wenn Sie solchen Wert darauf legen.«

Clarissa gewann den Eindruck, daß der Polizist keine Ahnung hatte, was Madame Kleber ihm gestehen würde.

Nun, das war dem Kommissar kaum vorzuwerfen – Clarissa kam ja mit dem Tempo der Ereignisse auch nicht mit.

Kaum hatte sich die Tür hinter Coche und seiner Begleiterin geschlossen, warf Clarissa einen fragenden Blick auf Fandorin, der als einziger zu wissen schien, was vorging. Zum erstenmal wagte sie ihn wieder direkt anzusehen, nicht von der Seite und unter gesenkten Wimpern hervor.

Noch nie hatte sie Erast (ja, im stillen konnte sie ihn beim

Vornamen nennen) so entmutigt gesehen. Seine Stirn war gefurcht, in den Augen stand Unruhe, die Finger trommelten nervös auf dem Tisch. Sollte auch dieser selbstsichere, blitzartig reagierende Mann die Kontrolle über den Lauf der Ereignisse verloren haben? In der vergangenen Nacht hatte sie ihn schon verlegen gesehen, doch nur für einen Moment. Da hatte er rasch seine Fassung wiedergefunden.

Das war so gewesen.

Nach der Katastrophe von Bombay hatte sie sich drei Tage in ihrer Kabine verkrochen. Sie hatte der Stewardess gesagt, sie wäre krank, und hatte sich das Essen bringen lassen. Nur im Schutz der Nacht war sie spazierengegangen, wie eine Diebin.

An ihrer Gesundheit war nichts auszusetzen, aber wie sollte sie den Zeugen ihrer Schmach vor die Augen treten, besonders *ihm*? Der Schurke Coche hatte sie zum Gespött gemacht, sie gedemütigt, mit Schmutz beworfen. Und das Schlimmste, sie konnte ihn nicht mal der Lüge zeihen – es stimmte alles, vom ersten bis zum letzten Wort. Ja, gleich nachdem sie ihr Erbe angetreten hatte, war sie nach Paris geeilt, in die Stadt, von der sie so viel gehört und gelesen hatte. Wie eine Motte zum Licht. Und hatte sich die Flügel versengt. Die schmachvolle Geschichte hatte ihr ohnehin den letzten Krümel Selbstachtung geraubt, und jetzt wußten auch noch alle: Miss Stomp ist ein Flittchen, eine vertrauensselige Idiotin, verächtliches Opfer eines professionellen Gigolo!

Mrs. Truffo schaute zweimal herein, um nach ihrer Gesundheit zu fragen. Natürlich wollte sie sich nur an Clarissas Demütigung weiden. Sie seufzte gekünstelt und jammerte über die Hitze, aber ihre farblosen Äuglein glitzerten triumphierend – na, meine Liebe, wer von uns ist nun eine richtige Lady?

Der Japaner kam und sagte, bei ihnen sei es üblich, einen »Klankenbesuch« zu machen. Er bot seine ärztlichen Dienste an und blickte teilnahmsvoll.

Endlich klopfte auch Fandorin. Clarissa wies ihn ab und öffnete nicht, berief sich auf ihre Migräne.

Macht nichts, sagte sie sich, während sie ihr Beefsteak in völliger Einsamkeit verzehrte. Die neun Tage bis Kalkutta werden auch vergehen. Neun Tage eingeschlossen zu sein, was war das schon, nachdem sie fast ein Vierteljahrhundert eingesperrt gewesen war. Hier hatte sie es ja viel besser als im Hause ihrer Tante. Sie war allein in einer komfortablen Kabine, hatte gute Bücher. In Kalkutta würde sie sich still und leise ans Ufer verdrücken, um dann wirklich eine neue unbeschriebene Seite anzufangen.

Aber am dritten Tag gegen Abend setzten ihr ganz andere Gedanken zu. Oh, wie recht hatte der Barde, von dem die Zeilen stammten:

Wie süß ist's doch, die Freiheit zu gewinnen,
wenn alles weg ist, was man schätzte einst!

Wie es aussah, hatte sie tatsächlich nichts mehr zu verlieren. Spät nachts, Mitternacht war schon vorüber, ordnete Clarissa entschlossen ihre Frisur, puderte ein wenig das Gesicht, legte das elfenbeinfarbene Kleid aus Paris an, das ihr so gut stand, und ging in den Korridor. Das Schiff schlingerte, und sie wurde von Wand zu Wand geworfen.

Bemüht, an nichts zu denken, blieb sie vor der Tür der Kabine 18 stehen, die erhobene Hand zögerte für einen Moment, nur für einen Moment, und klopfte.

Erast öffnete fast sofort. Er trug einen dunkelblauen ungarischen Hausrock mit Schnüren, aus dem breiten Ausschnitt schimmerte ein weißes Hemd.

»Ich muß mit Ihnen sprechen«, sagte Clarissa kategorisch, sie hatte nicht einmal begrüßt.

»Guten A-abend, Miss Stomp«, sagte er rasch. »Ist etwas passiert?«

Ohne ihre Antwort abzuwarten, bat er: »Einen Moment Geduld. Ich z-ziehe mich rasch um.«

Als er sie einließ, war er im Gehrock mit tadellos gebundenem Halstuch. Mit einer Geste bat er sie, Platz zu nehmen.

Clarissa setzte sich, sah ihm in die Augen und äußerte sich wie folgt: »Unterbrechen Sie mich nicht. Wenn ich den Faden verliere, wird es noch fataler ... Ich weiß, ich bin viel älter als Sie. Wie alt sind Sie? Fünfundzwanzig? Noch jünger? Macht nichts. Ich will Sie ja nicht ersuchen, mich zu heiraten. Aber Sie gefallen mir. Ich bin in Sie verliebt. Meine ganze Erziehung war darauf gerichtet, niemals und unter gar keinen Umständen so etwas zu einem Mann zu sagen, aber das ist mir jetzt gleich. Ich möchte keine Zeit mehr verlieren. Ich habe ohnehin schon die besten Jahre meines Lebens verthan. Ich verwelke, ohne erblüht zu sein. Wenn ich Ihnen auch nur ein bißchen gefalle, sagen Sie es mir. Wenn nicht, sagen Sie es auch. Nach der Schmach, die ich habe durchmachen müssen, kann es nicht mehr viel schlimmer werden. Und Sie sollen wissen: Mein Pariser ... Abenteuer war ein Alptraum, aber es tut mir nicht leid. Lieber ein Alptraum als die schläfrige Benommenheit, in der ich mein bisheriges Leben verbracht habe. Und nun antworten Sie mir, schweigen Sie nicht!«

Du lieber Gott, hatte sie das wirklich laut sagen können? Darauf konnte sie wohl stolz sein.

Fandorin war im ersten Moment perplex, klapperte sogar ganz unromantisch mit den langen Wimpern. Dann sagte er

– langsam und mehr als sonst stotternd: »Miss Stomp ... C-clarissa ... Sie gefallen mir. Sehr sogar. Ich bin von Ihnen h-hingerissen. Und ich b-beneide Sie.«

»Sie beneiden mich? Um was?« fragte sie verduzt.

»Um Ihren Mut. Darum, daß Sie keine A-angst haben, eine Absage zu bekommen und sich lächerlich zu machen. W-wissen Sie, ich bin eigentlich ein sehr schüchterner Mensch mit wenig Selbstvertrauen.«

»Sie?« Clarissa staunte noch mehr.

»Ja. Ich habe F-furcht vor zwei Dingen: in eine lächerliche oder peinliche S-situation zu geraten und ... meine Verteidigung zu schwächen.«

Nein, sie verstand ihn überhaupt nicht.

»Welche Verteidigung?«

»Schauen Sie, ich habe früh erfahren müssen, was ein V-verlust ist, es war eine tiefe Erschütterung – sicherlich fürs ganze Leben. Solange ich allein bin, ist meine V-verteidigung gegen das Schicksal stark, und ich fürchte nichts und niemanden. Für einen Menschen meiner Art ist es am besten, allein zu sein.«

»Mr. Fandorin, ich sagte Ihnen schon, daß ich keineswegs einen Platz in Ihrem Leben beanspruche«, antwortete Clarissa streng, »nicht einmal einen Platz in Ihrem Herzen. Und schon gar nicht plane ich einen Anschlag auf Ihre ›Verteidigung‹.«

Sie verstummte, denn es war alles gesagt.

Doch ausgerechnet in diesem Moment wurde gegen die Tür gehämmert. Im Korridor schallte die aufgeregte Stimme von Milford-Stokes: »Mr. Fandorin, Sir! Schlafen Sie? Machen Sie auf! Schnell! Eine Verschwörung!«

»Bleiben Sie hier«, flüsterte Fandorin. »Ich bin gleich wieder da.«

Er ging in den Korridor. Clarissa hörte gedämpfte Stimmen, konnte aber nichts verstehen.

Nach fünf Minuten war Fandorin wieder da. Er entnahm der Schreibtischschublade einen kleinen, aber schweren Gegenstand und steckte ihn in die Tasche, dann ergriff er noch seinen eleganten Rohrstock und sagte besorgt: »Bleiben Sie noch ein Weilchen hier und gehen Sie dann in Ihre Kabine. Der Fall scheint sich dem Finale zu nähern.«

Was für ein Finale mochte er meinen? Später, schon in ihrer Kabine, hörte Clarissa Schritte durch den Korridor poltern und Stimmen aufgeregt reden, aber sie wäre nie auf den Gedanken gekommen, daß über den Masten der stolzen »Leviathan« der Tod schwebte.

»Was will Madame Kleber denn gestehen?« fragte Doktor Truffo nervös. »Monsieur Fandorin, erklären Sie uns, was vorgeht. Was hat sie damit zu tun?«

Aber Fandorin schwieg und guckte noch griesgrämiger.

Die »Leviathan«, unter den regelmäßigen Stößen der seitlich anrollenden Wellen schlingernd, zerschnitt mit Vollampf das nach dem Sturm trübe Wasser der Palkstraße. In der Ferne war, ein grüner Streifen, die Küste von Ceylon zu erkennen. Es war ein diesiger, doch schwüler Morgen. Durch die offenen Fenster der Windseite drang von Zeit zu Zeit ein faulig heißer Luftstrom in den Salon, fand aber keinen Ausweg und sank kraftlos in sich zusammen, wobei er die Stores ein wenig bewegte.

»Ich glaube, ich habe einen F-fehler gemacht«, murmelte Fandorin. »Die ganze Zeit bin ich einen Schritt, einen halben Schritt zurück hinter ...«

Als der erste Schuß krachte, begriff Clarissa nicht, was das

war. Es konnte ja vieles krachen auf einem Schiff, das durch eine unruhige See lief. Aber da krachte es schon wieder.

»Revolverschüsse!« rief Milford-Stokes. »Aber wo?«

»In der Kabine des Kommissars!« sagte Fandorin rasch und stürzte zur Tür.

Alle liefen hinter ihm her.

Es krachte zum dritten und, als es nur noch zwanzig Schritte bis zu Coches Kabine waren, zum vierten Mal.

»Bleiben Sie hier stehen!« schrie Fandorin, ohne sich umzudrehen, und zog einen kleinen Revolver aus der Gesäßtasche.

Die anderen verlangsamten den Schritt, nur Clarissa hatte keine Angst und wollte nicht hinter Erast zurückbleiben.

Er stieß die Kabinentür auf und hob die Hand mit dem Revolver. Clarissa stellte sich auf die Zehenspitzen und schaute ihm über die Schulter.

Ein umgestürzter Stuhl war das erste, was sie sah. Dann erblickte sie Kommissar Coche. Er lag hinter dem polierten runden Tisch in der Mitte des Raums. Clarissa bog den Hals, um den Liegenden besser zu sehen, und fuhr zusammen: Coches Gesicht war ungeheuerlich verzerrt, und mitten aus der Stirn quoll blasig dunkles Blut, das in zwei Rinnsalen zu Boden lief.

In der gegenüberliegenden Ecke drückte sich Renate Kleber an die Wand. Sie war totenbleich, schluchzte hysterisch, und ihre Zähne klapperten. In ihrer Hand zuckte ein großer schwarzer Revolver mit qualmender Mündung.

»Aah! Huuh!« heulte sie und zeigte mit zitterndem Finger auf den Toten. »Ich ... ich habe ihn getötet!«

»Ich dachte es mir«, sagte Fandorin bündig.

Ohne seinen Revolver zu senken, ging er schnell auf die

Schweizerin zu und riß ihr mit einer geschickten Bewegung die Waffe aus der Hand. Sie dachte nicht an Widerstand.

»Doktor Truffo!« rief er, wobei er jede Bewegung Renates beobachtete. »Kommen Sie her!«

Der Arzt äugte mit furchtsamer Neugier in die von Pulverqualm erfüllte Kabine.

»Untersuchen Sie die Leiche«, sagte Fandorin.

Truffo, halblaut auf italienisch wehklagend, kniete neben dem toten Coche nieder.

»Letale Kopfverletzung«, meldete er. »Der Tod ist sofort eingetreten. Aber das ist nicht alles ... Der rechte Ellbogen ist durchschossen. Und hier, das linke Handgelenk. Drei Wunden.«

»Suchen Sie weiter. Es waren vier Sch-schüsse.«

»Mehr ist nicht. Eine der Kugeln hat ihn wohl verfehlt. Doch nein, Moment mal! Da, im rechten Knie!«

»Ich sage alles«, stammelte Renate, von Schluchzen gebeutelt, »nur bringen Sie mich weg aus diesem entsetzlichen Zimmer!«

Fandorin steckte den kleinen Revolver in die Tasche, den großen legte er auf den Tisch.

»Also, gehen wir. Doktor, berichten Sie dem Chef der Wache, was passiert ist, er soll einen Posten vor die Tür stellen. Und kommen Sie dann zu uns in den Salon. Außer uns kann niemand die Untersuchung durchführen.«

»Was für eine schreckliche Reise!« jammerte Truffo, während er den Korridor entlangtrippelte. »Arme ›Leviathan!«

Im Salon »Windsor« nahmen sie folgendermaßen Platz: Madame Kleber am Tisch mit dem Gesicht zur Tür, die übrigen, ohne sich abgesprochen zu haben, ihr gegenüber. Nur Fandorin saß auf dem Stuhl neben der Mörderin.

»Meine Herren, sehen Sie mich nicht so an«, rief Madame Kleber kläglich. »Ich habe ihn getötet, aber ich bin nicht schuldig. Ich erzähle Ihnen alles, und Sie werden mir zustimmen. Aber geben Sie mir um Gottes willen ein Glas Wasser.«

Der mitleidige Japaner goß ihr Limonade ein – der Tisch war nach dem Frühstück noch nicht abgeräumt worden.

»Also, was ist passiert?« fragte Clarissa.

»Translate everything she says«, befahl Mrs. Truffo streng ihrem rechtzeitig zurückgekehrten Mann. »Everything, word for word.«*

Der Doktor nickte und wischte sich mit dem Taschentuch die schweißbedeckte Glatze.

»Fürchten Sie nichts, gnädige Frau. Sagen Sie die ganze Wahrheit«, ermunterte Milford-Stokes Madame Kleber. »Dieser Herr ist kein Gentleman, er versteht sich nicht auf den Umgang mit einer Dame, aber ich garantiere Ihnen eine achtungsvolle Haltung.«

Diese Worte waren von einem Blick auf Fandorin begleitet, einem so haßerfüllten Blick, daß Clarissa erstarrte. Was mochte seit gestern zwischen Erast und Milford-Stokes vorgefallen sein? Woher diese Feindschaft?

»Danke, lieber Reginald«, schluchzte Renate.

Sie trank ausgiebig Limonade, zog die Nase hoch und schniefte. Dann warf sie einen flehenden Blick auf ihre gegenüber und begann: »Coche ist kein Gesetzeshüter! Er ist ein Verbrecher, ein Verrückter! Hier haben alle den Verstand verloren wegen des gräßlichen Tuchs! Sogar der Polizeikommissar!«

»Sie haben gesagt, Sie wollen ihm ein Geständnis ablegen«, erinnerte Clarissa sie feindselig. »Welches?«

* (engl.) Übersetze alles, was sie sagt, Wort für Wort.

»Ja, ich habe einen Umstand verschwiegen ... Einen wesentlichen Umstand. Ich hätte bestimmt alles zugegeben, aber ich wollte zuerst den Kommissar überführen.«

»Überführen? Wessen?« fragte Milford-Stokes teilnahmsvoll.

Madame Klebers Tränen versiegten, und sie verkündete triumphierend: »Regnier hat nicht Selbstmord begangen. Kommissar Coche hat ihn umgebracht!« Und als sie die Erschütterung der Zuhörer sah, sprach sie schnell weiter. »Das ist doch offensichtlich! Versuchen Sie mal, sich in einem Zimmerchen von sechs Quadratmetern mit einem Anlauf den Kopf an der Wand zu zerschlagen! Das ist einfach unmöglich. Wenn Charles sich das Leben hätte nehmen wollen, hätte er den Schlips an das Gitter der Ventilation gebunden und wäre vom Stuhl gesprungen. Nein, Coche hat ihn ermordet! Er hat ihm etwas Schweres auf den Kopf gehauen und dann den Selbstmord vorgetäuscht – hat den bereits Toten mit dem Kopf gegen den Wandvorsprung geschleudert.«

»Aber wozu brauchte der Kommissar den Tod Regniers?« Clarissa schüttelte skeptisch den Kopf. Madame Kleber redete eindeutig Unsinn.

»Ich sage doch, er war übergeschnappt vor Habgier! An allem ist das Tuch schuld! Ob Coche wütend auf Charles war, weil der das Tuch verbrannt hatte, oder ob er ihm nicht glaubte, weiß ich nicht. Aber Coche hat ihn getötet, das steht fest. Und als ich ihm das ins Gesicht sagte, hat er es nicht mal bestritten. Er zog seinen Revolver, fuchtelte damit, drohte mir. Wenn ich nicht den Mund hielte, sagte er, werde er mich Regnier hinterherschicken.« Renate zog wieder schniefend die Nase hoch, und – Wunder über Wunder! – der Baronet reichte ihr sein Taschentuch.

Was bedeutete diese geheimnisvolle Wandlung? Er war ihr doch stets aus dem Weg gegangen!

»Ja, und dann legte er den Revolver auf den Tisch, packte mich an den Schultern und schüttelte mich. Ich hatte solche Angst, solche Angst! Ich weiß selber nicht mehr, wie ich ihn zurückstieß und die Waffe vom Tisch nahm. Entsetzlich! Ich lief vor ihm weg, um den Tisch herum, er hinter mir her. Ich drehte mich um und drückte ab, ich weiß nicht mehr, wie oft. Endlich fiel er hin. Und dann kam Herr Fandorin.«

Renate schluchzte laut. Milford-Stokes streichelte ihr behutsam die Schulter – als berührte er eine Klapperschlange.

In die Stille hinein tönte Händeklatschen. Vor Überraschung zuckte Clarissa zusammen.

»Bravo!« Fandorin war es, der klatschte. Er lächelte spöttisch. »B-bravo, Madame Kleber. Sie sind eine große Schauspielerin.«

»Was erlauben Sie sich!« Milford-Stokes verschluckte sich vor Entrüstung, doch Fandorin brachte ihn mit einer Geste zum Schweigen.

»Setzen Sie sich hin und hören Sie zu. Ich erzähle Ihnen, wie es wirklich war.« Fandorin war ganz ruhig und schien nicht im geringsten zu bezweifeln, daß er die Wahrheit kannte. »Madame Kleber ist nicht nur eine hervorragende Schauspielerin, sondern überhaupt eine außergewöhnliche und talentierte Person – in jeder Beziehung. Voller Schwung und Phantasie. Leider liegt ihre wichtigste Begabung im kriminellen Bereich. Madame, Sie sind an einer ganzen Reihe von Morden beteiligt. Genauer, Sie sind nicht beteiligt, Sie sind die Anstifterin. Und Regnier war Ihr Komplize.«

»Na bitte«, sagte Renate kläglich zu Milford-Stokes. »Nun ist der auch noch übergeschnappt. Und war immer so still und ruhig.«

»Das Erstaunlichste an Ihnen ist die unglaubliche Reaktionsschnelligkeit«, fuhr Fandorin ungerührt fort. »Sie verteidigen sich nie, Sie sch-schlagen stets als erste zu, Frau Sansfond. Ich darf Sie doch mit Ihrem richtigen Namen anreden?«

»Sansfond? Marie Sansfond? Die?« rief Doktor Truffo.

Clarissa ertappte sich dabei, daß sie mit offenem Munde dasaß. Milford-Stokes zog hastig die Hand von Renates Schulter weg. Renate sah Fandorin mitleidig an.

»Ja, vor Ihnen sitzt die internationale A-abenteurerin Marie Sansfond. Legendär, genial und gnadenlos. Ihr Stil – große Maßstäbe, Erfindungsreichtum, F-frechheit. Und außerdem – keine Beweise und keine Zeugen. Sowie, last but not least, die völlige Geringschätzung von Menschenleben. Die Aussagen von Charles Regnier, auf die wir noch zurückkommen, sind zur Hälfte Wahrheit und zur Hälfte L-lüge. Ich weiß nicht, Madame, wann und unter welchen Umständen Sie diesen Mann kennenlernten, aber zweierlei steht außer Zweifel. Regnier hat Sie aufrichtig geliebt und hat versucht, den Verdacht von Ihnen abzulenken, bis zum letzten Moment seines Lebens. Und das zweite: Sie haben den Sohn des Smaragdenen Radschas angestiftet, nach seinem Erbe zu suchen, sonst würde er damit kaum so viele J-jahre gewartet haben. Sie machten sich mit Lord Littleby bekannt, verschafften sich alle notwendigen Informationen und erstellten dann einen P-plan. Offensichtlich rechneten Sie anfangs darauf, ihm das Tuch durch List abspenstig zu machen, durch V-verführung, der Lord hatte ja keine Ahnung von der Bedeutung des Stoffs. Aber Sie mußten bald erkennen, daß die Aufgabe unlösbar war, denn Littleby hing wie närrisch an seiner Sammlung und würde um nichts auf der Welt auch nur ein einziges Exponat hergegeben haben. Das Tuch zu steh-

len war auch nicht möglich, denn bei den Vitrinen standen immer bewaffnete Wächter. Und da beschlossen Sie, auf Nummer Sicher zu gehen – mit minimalem Risiko und, wie es Ihr Markenzeichen ist, ohne Spuren zu hinterlassen. Haben Sie eigentlich gewußt, daß der Lord an jenem verhängnisvollen Abend nicht verreist, sondern zu Hause geblieben war? Ich bin sicher, daß Sie es wußten. Sie wollten Regnier durch vergossenes Blut noch fester an sich binden. Denn die Diener hatte ja nicht er getötet, das waren Sie.«

»Ausgeschlossen!« Doktor Truffo hob die Hand. »Eine Frau ohne medizinische Ausbildung und große Erfahrung soll in drei Minuten neun Spritzen setzen? Unmöglich!«

»Erstens kann man ja neun aufgezogene Spritzen bereithalten. Und zweitens ...« Fandorin nahm mit einer eleganten Bewegung einen Apfel aus der Schale und schnitt ein Stückchen ab. »Herr Regnier hatte keine Erfahrung im Umgang mit Spritzen, im Gegensatz zu Marie Sansfond. Vergessen Sie nicht, daß sie im Kloster der Vinzenterinnen erzogen wurde. Dieser Orden hat es sich bekanntlich zur Aufgabe gemacht, armen Menschen medizinische Hilfe zu leisten, und die Vinzenterinnen bilden ihre Zöglinge von klein auf dazu aus, in Hospitälern, Leprastationen und Armenhäusern Dienst zu tun. Alle diese Nonnen sind hochqualifizierte Krankenschwestern, und die junge Marie war, soviel ich weiß, eine der besten.«

»Richtig, das hatte ich vergessen!« Der Doktor neigte reuevoll den Kopf. »Aber fahren Sie fort. Ich werde Sie nicht mehr unterbrechen.«

»Also, Paris, Rue de Grenelle, Abend des 15. März. In der Villa von Lord Littleby erscheinen zwei Personen: ein junger dunkelhäutiger Arzt und eine Krankenschwester mit einer bis in die Augen herabgezogenen grauen Nonnenkapuze.

Der Arzt weist ein P-papier mit dem Stempel der Pariser Mairie vor und verlangt, daß alle im Haus Anwesenden zusammengeholt werden. Die Nonne macht die Injektionen – schnell, geschickt, schmerzlos. Später findet der Pathologe bei keinem der Toten an der Einstichstelle ein Hämatom. Marie Sansfond hatte die Ausbildung in ihrer gottgefälligen Jugend nicht vergessen. Das weitere ist bekannt, darum lasse ich die Ei-einzelheiten weg: Die Diener schlafen ein, die Verbrecher steigen hinauf in den ersten Stock, Regniers kurzer Kampf mit dem Hausherrn. Beiden Tätern entging, daß das goldene Abzeichen der ›Leviathan‹ in der Hand des Lords blieb. Später mußten Sie, Madame, Ihrem Komplizen Ihr Abzeichen geben, denn für Sie war es leichter, einen Verdacht von sich abzulenken, als für den Ersten Offizier. Außerdem hatten Sie vermutlich mehr S-selbstvertrauen als er.«

Clarissa, die bislang Fandorin wie verzaubert angesehen hatte, warf einen raschen Blick auf Renate. Die hörte aufmerksam zu, auf ihrem Gesicht war ein verwunderter, gekränkter Ausdruck erstarrt. Wenn sie Marie Sansfond war, verriet sie sich jedenfalls nicht im geringsten.

»Mein Verdacht gegen Sie beide wurde wach an dem Tag, an dem der arme Afrikaner angeblich über Sie herfiel«, sagte der Erzähler vertraulich zu Renate und biß mit seinen regelmäßigen weißen Zähnen ein Stück von dem Apfel ab. »Das geht natürlich auf Regniers Konto – er war in Panik geraten. Sie hätten sich etwas Schlaues einfallen lassen. Ich rekonstruiere die Kette der Ereignisse, und Sie v-verbessern mich, wenn ich mich im Detail irre. Einverstanden?«

Renate schüttelte betrübt den Kopf und stützte die runde Wange in die Hand.

»Regnier begleitete Sie zu Ihrer Kabine – Sie hatten etwas zu bereden, denn wie Ihr Komplize in seinem Geständnis

schreibt, war kurz vorher das Tuch auf geheimnisvolle Weise verschwunden. Als Sie Ihre Kabine betraten, sahen Sie den riesigen Neger in Ihren Sachen wühlen, und im ersten Moment erschrecken Sie, wenn Sie das Gefühl der Angst überhaupt kennen. Aber im nächsten Moment erzitterten Sie vor Freude, denn der Wilde trug das berühmte Tuch um den H-hals. Nun war alles klar: Der flüchtige Sklave hatte beim Stöbern in Regniers Kabine Gefallen an dem bunten Stück Stoff gefunden und beschlossen, seinen mächtigen Hals damit zu schmücken. Auf Ihren Schrei kam Regnier hereingelaufen, sah das Tuch, verlor die Beherrschung und zog seinen Marinedolch. Sie mußten die Geschichte mit dem angeblichen Überfall erfinden – sich auf den Fußboden legen und den sch-schweren, noch warmen Körper des Toten über sich ziehen. Das war doch bestimmt nicht sehr angenehm, oder?»

»Erlauben Sie, das sind doch alles reine Vermutungen!« widersprach Milford-Stokes hitzig. »Natürlich hat der Neger Madame Kleber überfallen, das ist doch offenkundig! Sie phantasieren schon wieder, Herr russischer Diplomat!«

»Nicht im geringsten«, entgegnete Fandorin freundlich und sah den Baronet traurig oder mitleidig an. »Ich habe doch ges-sagt, daß ich schon früher Sklaven vom Volk der Ndanga gesehen habe, in türkischer Gefangenschaft. Wissen Sie, warum die im Orient so geschätzt werden? Weil sie große Kraft und Ausdauer besitzen, sich durch ein sanftes, gutartiges Wesen auszeichnen und absolut nicht zur Aggression neigen. Sie sind ein Stamm von Ackerbauern, nicht von Jägern, und sie haben noch nie Krieg geführt. Ein Ndanga konnte sich nicht auf Madame Kleber stürzen, nicht mal im Schreck. Selbst Monsieur Aono hat sich g-gewundert, daß die Finger des Wilden keine blauen Flecke auf Ihrem Hals hinterließen. Ist das nicht seltsam?«

Renate senkte nachdenklich den Kopf, als wunderte sie sich auch darüber.

»Nun zu dem Mord an Professor Sweetchild. Kaum stand fest, daß der Indologe kurz vor der Enträtselung war, da haben Sie, Madame, ihn gebeten, sich Zeit zu nehmen und alles von Anfang an und ausführlich zu erzählen, und derweil schickten Sie Ihren Komplizen weg, angeblich nach dem Schal, in Wirklichkeit aber, um den Mord vorzubereiten. Er verstand Sie ohne Worte.«

»Falsch!« rief Renate laut. »Meine Herren, Sie alle sind Zeugen! Regnier hat sich selbst erboten! Erinnern Sie sich? Nun, Monsieur Milford-Stokes, ich hatte Sie zuerst gebeten, wissen Sie noch?«

»Stimmt«, bestätigte der Baronet. »So war es.«

»Ein T-trick für Dumme.« Fandorin winkte mit dem Obstmesser ab. »Sie wußten genau, Madame, daß der Brite Sie nicht leiden konnte und nie Ihren Launen nachkam. Sie haben die Operation wie immer geschickt ins Werk gesetzt, aber diesmal leider nicht sauber genug durchgeführt. Die Schuld auf Monsieur Aono abzuwälzen ist Ihnen nicht gelungen, obwohl Sie Ihrem Z-ziel recht nahe waren.« Hier senkte Fandorin bescheiden den Blick, damit die Zuhörer sich erinnern konnten, wer es gewesen war, der die Beweiskette gegen den Japaner zerrissen hatte.

Er ist nicht frei von Eitelkeit, dachte Clarissa, aber sie fand diesen Zug ganz liebenswert, ja, er erhöhte sogar noch die Attraktivität des jungen Mannes. Das Paradox aufzulösen half wie gewöhnlich die Poesie:

Selbst Schwächen unseres geliebten Wesens
erscheinen würdig in der Liebe Augen.

Ach, Mr. Diplomat, Sie kennen die Engländerinnen schlecht. Ich vermute, Sie werden in Kalkutta einen längeren Aufenthalt einlegen.

Fandorin machte eine Pause – er ahnte nicht, daß er ein »geliebtes Wesen« sei und später als angenommen in seinem Dienstort eintreffen würde – und fuhr dann fort: »Ihre Situation wurde jetzt wirklich kritisch. Regnier hat es recht plastisch in seinem Brief ausgemalt. Daraufhin faßten Sie den furchtbaren, aber auf seine Art genialen Entschluß: das Schiff mitsamt dem wissensdurstigen Polizeikommissar, den Zeugen und noch tausend Menschen als Zugabe zu versenken. Was bedeutete Ihnen das Leben von tausend Menschen, wenn die Sie hinderten, die reichste Frau der Welt zu werden? Schlimmer noch – wenn die Ihr Leben und Ihre Freiheit bedrohten.«

Clarissa sah Renate mit abergläubischem Entsetzen an. Sollte diese junge Frau, die ein bißchen gemein, aber insgesamt durchschnittlich war, zu solch ungeheuerlichem Verbrechen fähig sein? Undenkbar! Aber Fandorin nicht zu glauben war auch unmöglich. Er war so überzeugend und so schön!

Über Renates Wange rann eine bohnen große Zähre. In ihren Augen stand stummes Flehen: Wofür quält ihr mich so? Was habe ich euch getan? Die Hand der Märtyrerin glitt zum Bauch, das Gesicht verzerrte sich leidend.

»Aber nicht in Ohnmacht fallen«, riet Fandorin ihr kaltblütig. »Das beste Mittel zur Wiedererweckung ist eine Gesichtsmassage durch Backpfeifen. Und tun Sie nicht, als wären Sie schwach und hilflos. Doktor Truffo und Doktor Aono sind überzeugt, daß Sie gesünder sind als ein Büffel. Setzen Sie sich, Sir Reginald!« Fandorins Stimme klang wie Stahl. »Sie können später für Ihre Dame eintreten, wenn ich

fertig bin. Übrigens, meine Damen und Herren, unserem Sir Reginald haben wir alle für die Rettung unseres Lebens zu danken. Ohne seine ungewöhnliche Gepflogenheit, alle drei Stunden die Koordinaten des Schiffs zu überprüfen, würde das heutige Frühstück nicht hier stattfinden, sondern auf dem M-meeresgrund. Und gefrühstückt würden wir.«

»Wo ist Polonius?« sagte der Baronet und lachte schallend. »Beim Nachtmahl. Nicht wo er speist, sondern wo er gespeist wird.« Lustig.«

Clarissa krümmte sich fröstelnd. Gegen die Bordwand des Schiffs schlug eine besonders schwere Welle, auf dem Tisch klirrte das Geschirr, und der ungefüge Big Ben schwankte wieder hin und her.

»Die Menschen sind für Sie Statisten, Madame, und Statisten haben Ihnen noch nie Leid getan. Besonders wenn es um fünfzig Millionen Pfund geht. Da ist schwer zu widerstehen. Der arme Coche, zum Beispiel, hat gezauert. Wie plump er den Mord ausgeführt hat, unser Meister der Fandorin! Sie haben natürlich Recht – der unglückliche Regnier hat nicht Selbstmord begangen. Ich wäre auch selbst darauf gekommen, aber Ihre offensive Taktik hat mich eine Zeitlang irregeführt. Allein schon der Abschiedsbrief! Der klingt überhaupt nicht nach Abschied – Regnier hoffte noch Zeit zu gewinnen, als Verrückter durchzugehen. Hauptsächlich aber hat er auf Sie gebaut, Madame Sansfond, er hat Ihnen ganz und gar vertraut. Coche hat seelenruhig von der dritten Seite die Hälfte abgeschnitten, genau an der Stelle, die nach seiner Meinung am meisten nach einem Abschluß klang. Wie plump! Unser Kommissar war ganz vernarrt in den Schatz von Brahmapur. Was Wunder – sein Gehalt für dreihunderttausend Jahre!« Fandorin lachte traurig auf. »Erinnern Sie sich, mit welchem Neid Coche von

dem Gärtner erzählte, der einem Bankier so vorteilhaft seine makellose Reputation verkaufte?»

»Abel wozu mußte el Helln Legnier elmolden?« fragte der Japaner. »Das Tuch ist doch velblannt.«

»Regnier versuchte dies dem Kommissar weiszumachen und gab, um ihn zu überzeugen, sogar das Geheimnis des Tuches preis. Aber Coche glaubte es nicht.« Fandorin machte eine Pause und fügte hinzu: »Und er hatte recht.«

Im Salon herrschte Totenstille. Clarissa, die gerade eingeatmet hatte, vergaß auszuatmen. Sie begriff nicht gleich, warum sie plötzlich solch eine Last in der Brust hatte, besann sich – und atmete aus.

»Das Tuch ist also heil?« fragte der Doktor behutsam, als fürchte er, einen seltenen Vogel aufzuscheuchen. »Aber wo ist es?«

»Dieser Fetzen dünne Seide hat heute morgen dreimal den Besitzer gewechselt. Zuerst war es bei dem verhafteten Regnier. Der Kommissar glaubte dem Brief nicht, durchsuchte den Gefangenen und fand das T-tuch. Und da, diesen plötzlichen Reichtum in seiner Hand haltend, drehte er durch und verübte den Mord. Er konnte der Versuchung nicht widerstehen. Wie günstig alles gekommen war: Im Brief stand, das Tuch wäre verbrannt, der Mörder hatte alles zugegeben, das Schiff fuhr nach Kalkutta, und von dort war es ein Katzenprung nach Brahmapur! Da spielte Coche va banque. Er schlug dem nichtsahnenden Häftling etwas Schweres auf den Kopf, machte in Eile einen Selbstmord daraus und kam hierher in den Salon, um zu warten, bis der Posten die Leiche entdeckte. Aber nun trat Madame Sansfond in das Spiel ein, und sie trickste den Polizisten aus und auch mich. Sie sind eine beeindruckende Frau, Madame!« sagte Fandorin zu ihr. »Ich hatte erwartet, Sie würden sich zu rechtfertigen

versuchen und alles Ihrem Komplizen in die Schuhe schieben, zumal er tot ist. Das wäre so ei-einfach gewesen! Doch nein, Sie gingen anders vor. An dem Benehmen des Kommissars konnten Sie ablesen, daß er das Tuch hatte, und Sie dachten nicht an Verteidigung, nein! Sie wollten den Schlüssel zu dem Schatz zurück, und Sie bekamen ihn zurück!«

»Warum muß ich mir eigentlich diesen ganzen Unfug anhören?« rief Renate mit tränenerstickter Stimme. »Sie, Monsieur, sind ein Nobody, ein Ausländer! Ich verlange, daß ein ranghoher Schiffsoffizier sich mit meinem Fall beschäftigt.«

Da nahm der kleine Doktor Haltung an, strich mit der Hand über das dünne Haar auf der olivfarbenen Glatze und erklärte mit Nachdruck: »Ein ranghoher Schiffsoffizier ist zur Stelle, Madame. Sie können davon ausgehen, daß dieses Verhör von der Schiffsführung sanktioniert ist. Fahren Sie fort, Monsieur Fandorin. Sie sagten, daß diese Frau dem Kommissar das Tuch abgenommen hat?«

»Ich bin davon überzeugt. Wie sie es fertigbrachte, sich seines Revolvers zu bemächtigen, weiß ich nicht. Wahrscheinlich hat der Ärmste sie unterschätzt. Wie dem auch sei, sie zielte auf den Kommissar und forderte, ihr auf der Stelle das Tuch auszuhändigen. Als der Alte sich sperrte, durchschloß sie ihm zuerst den einen Arm, dann den anderen, dann das Knie. Sie folterte ihn! Wo haben Sie so schießen gelernt, Madame? Vier Kugeln, und jede genau ins Ziel. Entschuldigen Sie, aber es ist schwer zu g-glauben, daß Coche Sie um den Tisch herum verfolgte, wenn er ein durchschossenes Knie und zwei verstümmelte Arme hatte. Nach dem dritten Schuß ertrug er die Schmerzen nicht mehr und rückte das Tuch heraus. Daraufhin gaben Sie dem Unglücklichen den Rest, indem Sie ihm eine Kugel mitten in die Stirn feuerten.«

»Oh my God!« kommentierte Mrs. Truffo.

Clarissa interessierte etwas anderes: »Also hat sie das Tuch?« Fandorin nickte. »Ja.«

»Quatsch! Unsinn! Sie sind ja alle verrückt!« Renate (oder Marie Sansfond?) lachte hysterisch. »O Gott, wie absurd!«

»Das ist leicht zu klären«, sagte der Japaner. »Madame Klebel muß dulchsucht welden. Wenn sie das Tuch hat, ist alles wahl. Wenn nicht, hat Monsieur Fandolin sich geillt. In solchen Fällen schneidet man sich bei uns in Japan den Bauch auf.«

»Niemand werden in meiner Gegenwart Männerhände eine Dame durchsuchen!« erklärte Milford-Stokes und stand mit drohender Miene auf.

»Und Frauenhände?« fragte Clarissa. »Madame Truffo und ich werden die Person durchsuchen.«

»Oh yes, it would take no time at all!«* stimmte die Frau des Doktors bereitwillig zu.

»Machen Sie mit mir, was Sie wollen.« Renate faltete schicksalsergeben die Hände. »Aber hinterher werden Sie sich schämen.«

Die Männer gingen hinaus, und Mrs. Truffo tastete Renate unglaublich geschickt ab. Dann blickte sie Clarissa an und schüttelte den Kopf.

Clarissa bekam Angst – um den armen Fandorin. Sollte er sich geirrt haben?

»Das Tuch ist sehr dünn«, sagte sie. »Lassen Sie mich suchen.«

Den Körper einer anderen Frau zu befühlen war sonderbar und beschämend, aber Clarissa biß die Zähne zusammen und untersuchte sorgfältig jede Naht, jede Falte, jede Rüsche an der Unterwäsche. Das Tuch war nicht da.

* (engl.) O ja, das dauert gar nicht lange.

»Sie müssen sich ausziehen!« sagte sie entschlossen. Das war schrecklich, aber noch schrecklicher war die Vorstellung, das Tuch nicht zu finden. Das wäre ein Schlag für Erast! Er würde es nicht ertragen!

Renate hob gehorsam die Arme, damit sich das Kleid leichter ausziehen ließ, und bat schüchtern: »Bei allem, was Ihnen heilig ist, Mademoiselle Stomp, tun Sie meinem Kind keinen Schaden!«

Mit zusammengebissenen Zähnen begann Clarissa ihr das Kleid aufzuknöpfen. Beim dritten Knopf klopfte es an der Tür, und Fandorin rief fröhlich: »Mesdames, beenden Sie die Visitation! Können wir hereinkommen?«

»Ja, kommen Sie«, rief Clarissa und schloß rasch die Knöpfe.

Die Männer guckten rätselhaft. Schweigend standen sie um den Tisch. Wie ein Zauberkünstler breitete Fandorin ein dreieckiges Stück Stoff auf dem Tisch aus, es schillerte in allen Regenbogenfarben.

»Das Tuch!« schrie Renate.

»Wo haben Sie es gefunden?« fragte Clarissa vollends verwirrt.

»Während Sie Madame Sansfond durchsuchten, haben wir auch keine Zeit verloren«, erklärte Fandorin mit zufriedener Miene. »Ich kam auf die Idee, daß diese vorausschauende Person das entlarvende Beweisstück in der Kabine des Kommissars versteckt haben könnte. Sie hatte nur wenige Sekunden Zeit und konnte nicht nach einem sicheren Versteck suchen. Und richtig, das Tuch war schnell gefunden. Sie hatte es zusammengeknüllt und unter den Teppichrand geschoben. Jetzt können Sie also den berühmten Paradiesvogel betrachten.«

Clarissa und die anderen starrten wie verzaubert auf das Tuch, das so viele Menschenleben gekostet hatte.

Es hatte die Form eines gleichschenkligen Dreiecks, jede Seite war nicht mehr als 46 Zentimeter lang. Die Zeichnung beeindruckte durch barbarische Buntheit. Vor dem Hintergrund farbenprächtiger Bäume und Früchte breitete ein Wesen, halb Frau, halb Vogel, mit spitzen Brüsten, ähnlich einer antiken Sirene, die Flügel aus. Das Gesicht war im Profil, lange gebogene Wimpern umrahmten ein kleines Augenloch, das mit feinstem Goldfaden gesäumt war. Clarissa glaubte, noch nie etwas Schöneres gesehen zu haben.

»Ja, das ist es, ohne Zweifel«, sagte Milford-Stokes. »Aber beweist Ihr Fund die Schuld von Madame Kleber?«

»Und die Reisetasche?« sagte Fandorin sanft. »Sie erinnern sich doch an die Tasche, die wir beide gestern im Kapitänskutter entdeckten? Unter anderem habe ich dort den Umhang gefunden, in dem wir Madame Kleber mehr als einmal gesehen haben. Die Tasche kommt zu den anderen Beweisstücken. Sicherlich finden wir darin weitere Gegenstände, die unserer guten Bekannten gehören.«

»Was sagen Sie nun, Madame?« fragte der Doktor Renate.

»Die Wahrheit«, antwortete sie, und ihr Gesicht veränderte sich bis zur Unkenntlichkeit.

REGINALD MILFORD-STOKES

... und in ihrem Gesicht geschah eine Veränderung, die mich bestürzte. Das schutzlose, schwache, vom Schicksalsschlag niedergedrückte Lämmlein verwandelte sich wie durch die Berührung eines Zauberstabs in eine Wölfin. Die Schultern reckten sich, das Kinn ging nach oben, die Augen bekamen ein gefährliches Feuer, und die Nasenflügel bebten. Es war, als hätten wir ein Raubtier vor uns – nein, keine Wölfin, sondern eines aus der Katzenfamilie, eine Pantherin oder Löwin, die frisches Blut wittert. Ich prallte unwillkürlich zurück. Oh, mein Schutz wurde hier nicht mehr gebraucht!

Die veränderte Mrs. Kleber warf Fandorin einen so haßlodernden Blick zu, daß selbst dieser undurchdringliche Herr zusammenzuckte.

Ich verstehe die Gefühle dieser seltsamen Frau sehr gut. Ich habe ja meine Einstellung zu dem infamen Russen auch völlig geändert. Er ist ein furchtbarer Mensch, ein böartiger Verrückter mit einer perversen Phantasie. Wie konnte ich ihm nur Vertrauen und Achtung entgegenbringen? Unglaublich.

Ich weiß einfach nicht, wie ich Ihnen dies schreiben soll, liebste Emily. Die Feder in meiner Hand zittert vor Empörung ... Eigentlich wollte ich es Ihnen verschweigen, aber nun schreibe ich es doch, sonst wird für Sie nicht verständlich, warum meine Einstellung zu Fandorin eine solche Metamorphose durchgemacht hat.

Gestern nacht, nach all den Aufregungen und Erschütterun-

gen, die ich Ihnen schon geschildert habe, gab es zwischen Fandorin und mir ein überaus sonderbares Gespräch, das mich in Wut und traurige Verständnislosigkeit versetzte. Er kam zu mir, dankte mir für die Rettung des Schiffs, und dann redete er mit falscher Anteilnahme, bei jedem Wort stotternd, unvorstellbaren, ungeheuerlichen Blödsinn. Er sagte folgendes, ich habe es Wort für Wort behalten: »Ich weiß von Ihrem Kummer, Sir Reginald. Kommissar Coche hat mir schon vor längerem alles erzählt. Es geht mich natürlich nichts an, und ich konnte mich lange nicht entschließen, das Gespräch darauf zu bringen, aber ich sehe, wie Sie leiden, und kann nicht gleichgültig bleiben. Ich erlaube mir, davon zu sprechen, weil ich selbst einen ebensolchen Kummer überstanden habe. Wie Ihnen jetzt, drohte mir der Verlust der Urteilskraft. Ich bewahrte meinen Verstand und schärfte ihn sogar, bezahlte jedoch mit einem großen Stück meines Herzens. Glauben Sie mir, in Ihrer Situation gibt es keinen anderen Weg. Weichen Sie nicht der Wahrheit aus, so furchtbar sie auch sein mag, und verstecken Sie sich nicht hinter einer Illusion. Und vor allem, machen Sie sich keine Vorwürfe. Es war nicht Ihre Schuld, daß die Pferde durchgingen und daß Ihre schwangere Frau aus der Kutsche fiel und zu Tode kam. Es ist eine schwere Prüfung, die Ihnen auferlegt wurde. Ich weiß nicht, welche Absicht das Schicksal mit dieser Grausamkeit verfolgt, aber ich weiß eines: Die Prüfung muß bestanden werden. Sonst ist alles zu Ende, und die Seele zerfällt.«

Ich habe gar nicht gleich begriffen, was dieser Schuft meinte. Dann ging es mir auf! Er bildete sich ein, daß Sie, meine kostbare Emily, gestorben wären! Sie wären in schwangerem Zustand aus der Kutsche gefallen und zu Tode gekommen! Wäre ich nicht so entrüstet gewesen, so würde ich dem übergeschnappten Diplomaten ins Gesicht gelacht haben! So etwas zu sagen, während ich doch weiß, daß Sie unterm lasurblauen

Himmel auf der paradiesischen Insel ungeduldig auf mich warten! Mit jeder Stunde komme ich Ihnen näher, meine zärtliche Emily. Jetzt kann nichts und niemand mehr mich aufhalten.

Nur – sonderbar – ich kann und kann mich nicht erinnern, wie und warum Sie nach Tahiti gefahren sind, noch dazu allein, ohne mich. Sie werden schwerwiegende Gründe dafür gehabt haben. Unwichtig. Wir werden uns sehen, und Sie, liebe Freundin, werden mir alles erklären.

Aber zurück zu meiner Erzählung.

Mrs. Kleber hatte sich zu ihrer vollen Größe aufgerichtet, war gar nicht mehr so klein (erstaunlich, wieviel von der Körper- und der Kopfhaltung abhängt), und sagte, hauptsächlich an Fandorin gewandt: »Alles, was Sie hier dahergeredet haben, ist kompletter Blödsinn. Kein einziger Beweis. Nichts als Vermutungen und unbegründete Folgerungen. Ja, mein richtiger Name ist Marie Sansfond, aber noch kein Gericht der Welt hat mir eine Anklage präsentieren können. Ja, ich bin oft verleumdet worden, zahlreiche Feinde haben Ränke gegen mich geschmiedet, und das Schicksal hat mir mehr als einmal übel mitgespielt, doch ich habe starke Nerven, und Marie Sansfond zu brechen ist nicht einfach. Ich habe mir nur eines vorzuwerfen – daß ich mich besinnungslos in einen Verbrecher und Wahnsinnigen verliebt habe. Wir haben uns heimlich trauen lassen, und ich trage sein Kind unter dem Herzen. Charles hat darauf bestanden, daß wir unsere Ehe geheimhalten. Wenn das ein Verbrechen ist – nun, ich bin bereit, mich einem Geschworenengericht zu stellen, aber Sie können sicher sein, Herr selbsternannter Kriminalist, ein gewiegter Advokat wird Ihre Chimären zerstreuen wie Rauch. Was können Sie mir eigentlich vorhalten? Daß ich in meiner Jugend im Kloster der grauen Schwestern lebte und armen Menschen ihre Leiden zu lindern versuchte? Ja, ich mußte gelegentlich Spritzen geben, und wei-

ter? Da die mir aufgezwungene Konspiration mich sehr belastete und die Schwangerschaft kompliziert verlief, habe ich mich an Morphium gewöhnt, aber jetzt habe ich in mir die Kraft gefunden, die verderbliche Sucht aufzugeben. Mein heimlicher, aber, wohlgemerkt, rechtmäßiger Ehemann bestand darauf, daß ich diese Fahrt unter einem falschen Namen antrat. So kam es zu dem mysteriösen Schweizer Bankier Kleber. Dieser Betrug hat mich sehr gequält, doch hätte ich es dem geliebten Mann verweigern können? Ich ahnte ja nichts von seinem zweiten Leben, von seiner tödlichen Leidenschaft und schließlich von seinen aberwitzigen Plänen!

Charles sagte, er als Erster Offizier habe nicht das Recht, seine Ehefrau auf die Fahrt mitzunehmen, aber eine Trennung könne er auch nicht ertragen, und er Sorge sich um unser Kind, darum solle ich unter falschem Namen mitfahren. Ich frage Sie: Ist das ein Verbrechen?

Ich habe gesehen, daß Charles nicht ganz bei sich war und daß irgendwelche dunklen Leidenschaften ihm zusetzten, aber natürlich wäre ich selbst in meinen schlimmsten Angstträumen nicht darauf gekommen, daß er das entsetzliche Verbrechen in der Rue de Grenelle begangen haben könnte. Ich hatte keine Ahnung, daß er der Sohn eines indischen Radschas war. Es war ein Schock für mich, daß mein Kind zu einem Viertel Inder sein würde. Das arme Kind, Sohn eines Wahnsinnigen. Für mich steht außer Zweifel, daß Charles in den letzten Tagen nicht zurechnungsfähig war. Kann denn ein psychisch gesunder Mensch auf die Idee verfallen, ein Schiff zu versenken? Es ist die Handlungsweise eines kranken Menschen. Natürlich habe ich von dem irrsinnigen Plan nichts gewußt.«

Da fiel ihr Fandorin ins Wort und fragte ekelhaft höhnisch: »Und Ihr vorsorglich eingepackter Umhang?«

Mrs. Kleber, nein, Miss Sansfond, das heißt, Madame Regnier

... Oder Madame Bagdassar? Ich weiß nicht, wie ich sie korrekt nennen soll. Gut, mag sie Madame Kleber bleiben, daran bin ich gewöhnt. Also, sie antwortete dem Inquisitor mit großer Würde: »Wahrscheinlich hat mein Mann alles für die Flucht vorbereitet und wollte mich erst im letzten Moment wecken.«

Fandorin konterte: »Aber Sie haben nicht geschlafen«, sagte er mit hochmütiger Miene. »Wir kamen den Korridor entlang und haben Sie gesehen. Sie waren vollständig bekleidet und trugen sogar den Schal um die Schultern.«

»Ja, eine unerklärliche Unruhe hat mir den Schlaf geraubt«, antwortete Mrs. Kleber. »Das Herz hat wohl Böses geahnt ... Mich fröstelte, darum trug ich den Schal. Ist das ein Verbrechen?«

Ich sah zu meiner Freude den freiwilligen Staatsanwalt verwirrt. Die Beschuldigte aber fuhr ruhig und selbstsicher fort: »Daß ich einen anderen Wahnsinnigen, Monsieur Coche, gefoltert haben soll, übersteigt alles Denkbare. Ich habe Ihnen die Wahrheit gesagt. Der alte Schwätzer ist vor Habgier übergeschnappt und hat mich mit dem Tode bedroht. Ich weiß selber nicht, wie ich es fertigbrachte, ihn mit allen vier Schüssen zu treffen. Aber es ist reiner Zufall. Vielleicht hat die Vorsehung selbst meine Hand geführt. Nein, mein Herr, auch hier gehen Sie in die Irre.«

Von Fandorins Selbstzufriedenheit war nichts mehr übrig. »Erlauben Sie mal«, sagte er aufgeregt, »wir haben doch das Tuch gefunden! Sie hatten es unterm Teppich versteckt.«

»Noch eine unbewiesene Behauptung«, fuhr Mrs. Kleber ihn an. »Das Tuch hat natürlich Coche versteckt, nachdem er es meinem armen Mann abgenommen hatte. Und trotz Ihrer schäbigen Insinuationen danke ich Ihnen, mein Herr, daß Sie mir mein Eigentum zurückgegeben haben.«

Mit diesen Worten stand sie ruhig auf, trat an den Tisch und nahm das Tuch!

»Ich bin die rechtmäßige Gattin des rechtmäßigen Erben des Smaragdenen Radschas«, verkündete die erstaunliche Frau. »Ich besitze die Heiratsurkunde. Ich trage den Enkel von Bagdassar. Ja, mein verstorbener Mann hat eine Reihe schwerer Verbrechen begangen, aber was hat das mit mir und meinem Erbe zu tun?«

Da sprang Miss Stomp auf und versuchte, Mrs. Kleber das Tuch zu entreißen.

»Die Besitzungen und das Eigentum des Radschas von Brahmapur sind von der britischen Regierung konfisziert!« erklärte meine Landsmännin entschlossen, und damit hatte sie recht. »Das bedeutet, daß der Schatz Ihrer Majestät Queen Victoria gehört!«

»Moment mal!« Unser guter Doktor Truffo war auch aufgesprungen. »Ich bin zwar geborener Italiener, besitze aber die französische Staatsbürgerschaft und vertrete hier Frankreichs Interessen! Die Schätze des Radschas waren persönlicher Besitz der Familie, nicht des Fürstentums Brahmapur, darum war die Konfiszierung ungesetzlich! Charles Regnier war auf eigenen freien Wunsch französischer Staatsbürger geworden. Er beging auf dem Territorium seines Landes ein schweres Verbrechen. Eine solche Untat, noch dazu aus eigensüchtigen Beweggründen, wird nach den Gesetzen der französischen Republik mit dem Einzug des persönlichen Vermögens zugunsten des Staates geahndet. Geben Sie das Tuch her, Mesdames! Es gehört Frankreich.« Und er griff auch kriegerisch nach einem Rand des Tuchs.

Es entstand eine Pattsituation, und das machte sich der türkische Fandorin zunutze. Mit der byzantinischen Schlaubeit seiner Nation verkündete er: »Das ist eine ernste Frage, die

geklärt werden muß. Erlauben Sie mir als Vertreter einer neutralen Macht, das Tuch vorübergehend an mich zu nehmen, damit es nicht zerrissen wird. Ich lege es hierher, in einiger Entfernung von den Konfliktparteien.«

Mit diesen Worten nahm er das Tuch und trug es zu einem kleinen Tisch an der Leeseite, deren Fenster geschlossen waren. Später werden Sie verstehen, liebe Emily, warum ich Ihnen alle diese Einzelheiten schreibe.

Also, das Tuch, dieser Zankapfel, lag auf dem kleinen Tisch und versprühte goldene Fünkchen. Fandorin stand davor – Ehrenposten oder Schutzwache. Wir übrigen drängten uns um den Mittagstisch. Stellen Sie sich vor: die raschelnden Vorhänge auf der Luvseite, das düstere Licht des trüben Tages und das ungleichmäßige Schaukeln des Fußbodens. Das ist die Exposition der Schlußszene.

»Niemand darf es wagen, dem Enkel des Radschas Bagdasar wegzunehmen, was ihm rechtmäßig gehört!« erklärte Mrs. Kleber, die Hände in die Hüften gestemmt. »Ich bin belgische Staatsbürgerin, und die gerichtliche Untersuchung wird in Brüssel stattfinden. Wenn ich verspreche, ein Viertel des Erbes für wohltätige Zwecke in Belgien zu stiften, werden die Geschworenen zu meinen Gunsten entscheiden. Ein Viertel des Erbes, das sind elf Milliarden belgische Francs – fünf Jahreseinkünfte des belgischen Königreichs.«

Miss Stomp lachte ihr ins Gesicht. »Sie unterschätzen Britannien, meine Liebe. Meinen Sie wirklich, daß man Ihrem jämmerlichen Belgien erlauben wird, über fünfzig Millionen Pfund zu befinden? Von diesem Geld bauen wir hundert mächtige Panzerschiffe und verdreifachen die Macht unserer Flotte, die auch so schon die erste in der Welt ist! Wir werden auf dem ganzen Planeten Ordnung schaffen!«

Miss Stomp ist eine kluge Frau. In der Tat, die Zivilisation

würde nur gewinnen, wenn eine so phantastische Summe unseren Staatsschatz bereicherte. Schließlich ist Britannien das fortgeschrittenste und freieste Land auf dem Erdball. Alle Völker würden nur gewinnen, wenn sie die britische Lebensart übernähmen.

Aber Mr. Truffo vertrat eine andere Meinung. »Diese anderthalb Milliarden französische Francs werden es Frankreich ermöglichen, sich nicht nur von den tragischen Folgen des Krieges mit Deutschland zu erholen, sondern auch die modernste, bestausgerüstete Armee Europas zu schaffen. Ihr Engländer wart niemals Europäer, ihr seid Insulaner! Die Interessen Europas sind euch fremd und unbegreiflich. Monsieur de Perner, bis vor kurzem Zweiter Offizier und derzeit provisorischer Chef der ›Leviathan‹, wird nicht zulassen, daß das Tuch den Engländern in die Hände fällt. Ich werde ihn sofort holen, und er wird es im Safe der Kapitänskabine verwahren.«

Dann sprachen alle durcheinander, versuchten einander zu überschreien; der wild gewordene Doktor wagte sogar, mich gegen die Brust zu stoßen, und Mrs. Kleber trat Miss Stomp gegen den Knöchel.

Da nahm Fandorin einen Teller vom Tisch und schmetterte ihn krachend zu Boden. Alle starrten ihn entgeistert an, und der schlaue Russe sagte: »So werden wir unsere Probleme nicht lösen, meine Damen und Herren. Sie haben sich zu sehr ereifert. Ich schlage vor, den Salon zu lüften, es ist sehr stickig hier.«

Er trat zu den Fenstern der Leeseite und öffnete eines nach dem anderen. Als er das Fenster über dem kleinen Tisch aufriß, auf dem das Tuch lag, geschah etwas Unerwartetes: Vom Zugwind erfaßt, begann das leichte Gewebe zu wogen und flatterte plötzlich zum Fenster hinaus. Unter allgemeinem Gebeul schwebte das seidene Dreieck über das Deck, wiegte sich zweimal über der

Reling, als winkte es uns zum Abschied, dann sank es weich in die Tiefe und in die Ferne. Alle verfolgten wie verzaubert den gemächlichen Flug, der irgendwo zwischen trägen schaumgekrönten Wellen endete.

»Was bin ich doch ungeschickt«, sagte Fandorin in die eingetretene Grabesstille hinein. »Soviel Geld versunken! Jetzt können weder Britannien noch Frankreich der Welt ihren Willen diktieren. Welch ein Unglück für die Zivilisation! Dabei ist das eine halbe Milliarde Rubel. Das hätte R-rußland genügt, alle seine Auslandsschulden zu bezahlen.«

Des weiteren geschah folgendes.

Mrs. Kleber stieß einen irrsinnigen Zischlaut aus, von dem es mir kalt den Rücken hinunterlief griff ein Obstmesser vom Tisch und warf sich unglaublich flink auf den Russen. Die überraschende Attacke traf ihn unvorbereitet. Die stumpfe Silberklinge zerschneidet die Luft und bohrte sich unterhalb des Schlüsselbeins in Fandorins Brust, aber wohl nicht tief. Das weiße Hemd des Diplomaten färbte sich blutig. Mein erster Gedanke war: Es gibt ja doch einen Gott, und er straft die Übeltäter. Der infame Russe kam zur Besinnung und sprang zur Seite, doch die entfesselte Furie gab sich mit dem ersten Stich nicht zufrieden, sie faßte das Heft fester und holte zu einem neuen Stoß aus.

Und da verblüffte uns alle der Japaner, der sich an der Diskussion nicht beteiligt und sich überhaupt bislang unauffällig verhalten hatte. Er sprang hoch, fast bis zur Decke, stieß einen kehligen Adlerschrei aus und trat, noch bevor er wieder den Fußboden berührte, Mrs. Kleber mit der Fußspitze gegen das Handgelenk. Diesen Trick hatte ich noch nicht einmal in einem italienischen Zirkus gesehen!

Das Obstmesser flog zur Seite, der Japaner landete in Hockstellung, Mrs. Kleber wich mit verzerrtem Gesicht zurück und hielt mit der Linken das schmerzende Handgelenk.

Aber sie dachte gar nicht daran, ihr blutdürstiges Vorhaben aufzugeben! Nachdem sie mit dem Rücken gegen die Standuhr geprallt war (ich schrieb Ihnen von dem Monstrum), bückte sie sich und raffte den Kleidersaum hoch. Mich machte der schnelle Wechsel der Ereignisse obnehin schon ganz benommen, aber das war zuviel! Ich sah (verzeihen Sie, liebste Emily, daß ich darüber schreibe) einen Knöchel im schwarzen Seidenstrumpf und eine rosa Unterhosenrüsche, und im nächsten Moment richtete sich Mrs. Kleber wieder auf und hatte eine Pistole in der linken Hand, sehr klein, doppelläufig, mit Griffschalen aus Perlmutter.

Ich wage nicht, Ihnen Wort für Wort wiederzugeben, was diese Person zu Fandorin sagte, Sie dürften solche Ausdrücke auch gar nicht kennen. Der Sinn ihrer sehr energischen und expressiven Rede lief darauf hinaus, daß der »verdammte Perversling« (ich benutze einen Euphemismus, denn Mrs. Kleber drückte sich größer aus) seinen gemeinen Trick mit dem Leben bezahlen werde. »Aber zuerst mache ich die gelbe Giftnatter unschädlich!« schrie die werdende Mutter, machte einen Schritt vorwärts und schoß auf Aono. Er stürzte zu Boden und stöhnte dumpf

Mrs. Kleber machte noch einen Schritt und zielte mit ihrem Pistölchen Fandorin direkt ins Gesicht. »Ich schieße tatsächlich nie daneben«, zischte sie. »Und jetzt kriegst du das Blei genau zwischen deine hübschen Äuglein.«

Der Russe stand da, die Hand auf dem sich ausbreitenden roten Fleck. Ich kann nicht sagen, daß er vor Angst gezittert hätte, aber er war blaß.

Das Schiff schwankte heftiger als sonst – eine schwere Welle schlug gegen die Bordwand, und ich sah, wie das häßliche Ungetüm Big Ben kippte, kippte ... und auf Mrs. Kleber niederstürzte! Das Hartholz knallte dumpf gegen ihren Hinterkopf, und das ungestüme Weib fiel bäuchlings zu Boden, niedergedrückt vom Gewicht des Eichenturms.

Alle eilten zu Mr. Aono, der mit durchschossener Brust dalag. Er war bei Bewußtsein und versuchte aufzustehen, doch neben ihm hockte Doktor Truffo und hielt den Verletzten bei den Schultern fest. Dann schnitt er ihm die Kleider auf untersuchte den Einschuß und runzelte die Stirn.

»Macht nichts«, sagte der Japaner leise durch die zusammengebissenen Zähne. »Die Lunge ist nul ganz wenig velletzt.«

»Und die Kugel?« fragte Truffo besorgt. »Fühlen Sie sie, Collega? Wo steckt sie?«

»Ich glaube, sie steckt im lechten Schultelblatt«, antwortete Mr. Aono und fügte mit einer Kaltblütigkeit, die mich begeisterte, hinzu: »Linkel Untellappen. Sie welden den Knochen vom Lücken hel aufmeißeln müssen. Das ist sehl schwielig. Ich bitte um Entschuldigung fül die Umstände.«

Da sprach Fandorin einen rätselhaften Satz. Über den Verletzten gebeugt, sagte er leise: »Na bitte, Aono-san, Ihr Traum hat sich erfüllt – jetzt sind Sie mein Onjin. Der kostenlose Japanisch-Unterricht muß leider ausfallen.«

Aber Mr. Aono schien das Kauderwelsch zu verstehen, er verzog die blassen Lippen zu einem schwachen Lächeln.

Als Matrosen den verbundenen japanischen Gentleman auf einer Trage hinaustrugen, wandte sich der Doktor Mrs. Kleber zu.

Zu unserer nicht geringen Verwunderung zeigte sich, daß das hölzerne Ungetüm ihr nicht den Schädel zertrümmert, sondern ihr nur eine Beule beigebracht hatte. Wir zogen die betäubte Verbrecherin, so gut es ging, unter der Londoner Sehenswürdigkeit hervor und trugen sie zu einem Sessel.

»Ich fürchte, die Leibesfrucht wird den Schock nicht überstehen«, sagte Mrs. Truffo seufzend. »Und das arme Kind kann ja nichts für die Sünden seiner Mutter.«

»Dem Kind ist nichts passiert«, versicherte ihr Mann. »Diese

... Person ist so zählebig, daß sie gewiß ein gesundes Kind zur Welt bringt, noch dazu leicht und pünktlich.«

Fandorin fügte mit einem Zynismus, der mich unangenehm berührte, hinzu: »Wir wollen hoffen, daß die Geburt im Gefängnishospital stattfindet.«

»Eine schreckliche Vorstellung, was aus diesem Schoß geboren wird«, sagte Miss Stomp schauernd.

»Jedenfalls wird die Schwangerschaft sie vor der Guillotine bewahren«, bemerkte der Doktor.

»Oder vor dem Galgen«, sagte auflachend Miss Stomp. Das erinnerte uns an die erbitterte Diskussion, die sich unlängst der Kommissar und Inspektor Jackson geliefert hatten.

»Das Äußerste, was ihr droht, ist eine kurze Gefängnishaft wegen versuchten Mordes an Herrn Aono«, sagte Fandorin verdrossen. »Es werden sich mildernde Umstände finden: Affekt, Erschütterung, auch die Schwangerschaft. Mehr zu beweisen wird nicht gelingen, das hat sie uns glänzend demonstriert. Ich versichere Ihnen, Marie Sansfond wird sehr bald wieder auf freiem Fuß sein.«

Seltsam, keiner von uns sprach von dem Tuch, als hätte es das nie gegeben, als hätte der Wind mitsamt dem bunten Stoff nicht nur die hundert britischen Panzerschiffe und die französische Revanche ins Nichtsein geweht, sondern auch den krankhaften Dunst, der den Menschen den Verstand und die Seele getrübt hatte.

Fandorin blieb bei dem beschädigten Big Ben stehen, der jetzt in den Müll gehörte: das Glas zerschlagen, der Mechanismus verdorben, das Gehäuse aus Eichenholz von oben bis unten gerissen.

»Tolle Uhr«, sagte der Russe und bestätigte ein übriges Mal das Faktum, daß Slawen nicht den geringsten Kunstgeschmack besitzen. »Ich werde sie reparieren lassen und mitnehmen.«

Die »Leviathan« brüllte mächtig auf, wohl um ein entgegenkommendes Schiff zu begrüßen, und ich dachte daran, daß ich schon bald, sehr bald, in zwei bis drei Wochen, in Tahiti eintriffe und wir uns wiedersehen, meine angebetete Frau. Das ist das einzige, was zählt. Alles übrige ist Dunst, Nebel, Chimäre.

Wir werden zusammen sein, werden glücklich sein – dort, auf der paradisischen Insel, wo immer die Sonne scheint.

*In Erwartung dieses Freudentags
bleibe ich Ihr zärtlich Sie liebender
Reginald Milford-Stokes.*

Als »James Bond des 19. Jahrhunderts« hat Detektiv Fandorin Kultstatus erlangt. Sein neuester Fall führt ihn auf das Luxusschiff »Leviathan«, das 1878 auf Jungfernfahrt nach Kalkutta ist. Dort begegnet er dem französischen Kommissar Coche, der ein Jahrhundertverbrechen aufklären will: In Paris wurden Lord Littleby, ein Sammler orientalischer Kostbarkeiten, sieben seiner Bediensteten und zwei Kinder ermordet. Coche hat alle Tatverdächtigen an seinen Tisch geladen – auch den geheimnisvollen Russen Fandorin. Mit ungewöhnlichen Methoden schaltet dieser sich in die Ermittlungen ein.

»Boris Akunin setzt auf Tempo und feine Ironie. Empfehlenswert.«

Westdeutsche Allgemeine Zeitung

»Ein absolut kultverdächtiger Historienheld.«

Brigitte

»Akunin erzählt in bester russischer Tradition, grotesk wie Gogol, dunkel wie Dostojewski, unterhaltsam bis zuletzt.«

Die Woche